Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger **Dr. Th. Arndt** in Berlin,

Pfarrer **Dr. E. Buß** in Glarus u. Pfarrer **J. Happel** in Heubach (Hessen).

(12-13)

XII. Jahrgang.

Library of the
YALE DIVINITY SCHOOL
New Haven, Conn.

Berlin 1897.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Day Missions

ZP
Z37
v.12-13

Inhalt.

Seite

David Livingstone. Von Pred. Lic. Dr. Aug. Kind in Berlin . . . 1

Die neuere Entwicklung Japans und die Bedeutung des Christentums. Vortrag auf der 12. Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missions-Vereins zu Kiel am 24. Juni 1896, gehalten von Munio Kubo in Berlin 11

Japanisches . . . . . S. 18, S. 92, S. 157, 213

Das Geistesleben des Japaners und die christliche Mission. Von Pfarrer Karl Munzinger in Sausenheim 65

Die Religion der Chinesen. Von J. Genähr, Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft in China 79

Dr. Martins Charakteristik der chinesischen Zustände. Von Dr. Ernst Faber in Shanghai 129

Der Buddhismus in Japan. Von Prof. Dr. Lange in Berlin . . . 143

Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt. Vortrag, gehalten von Prof. Dr. Pfleiderer auf der General-Versammlung am 18. August 1897 in Glarus 193

Aussichten für die Verbreitung christlicher Litteratur in China. Von Pfarrer Paul Kranz in Shanghai 202

Der Segen der Mission für die Gemeinde in der Heimat. Von D. Dr. O. Riemann, Prediger in Berlin 218

Religionswissenschaftliche Rundschau.
Indien. Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).
I. S. 23, I., II. S. 97, III. S. 165, IV. S. 221.

Missionsrundschau.
Indien. Von Diakonus Schillbach in Buttstädt. IX., X. S. 20, XI. S. 168, XII. S. 225.
Aus der Mission der Gegenwart S. 36, S. 103, S. 173, S. 230.

Litteratur.
Lönholm, Dr. L., Japans moderne Civilisation. Ein Beitrag zur ostasiatischen Frage (O. Hering) S. 44. Immanuel Völter, Generalsekretär des Ev.-sozialen Kongresses, Aus England, Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen und sozialen Leben (Th. Arndt) S. 45. Max Löhr, a. o. Professor in Breslau, Der Missionsgedanke im Alten Testament. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Religionsgeschichte (Th. Arndt) S. 46. Stosch, G., Im fernen Indien, Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen (A. Schillbach) S. 107. Carl Mirbt, Dr., Professor in Marburg, Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission im 19. Jahrhundert (H. Lehmpfuhl) S. 110. J. Bolljahn, Lehrer an der kaiserlich-japanischen Kriegsschule in Tokyo. Japanisches Schulwesen, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand (H. Lehmpfuhl) S. 110. Reichelt, G. Th., Die Himalaya-Mission der Brüder-Gemeinde. Mit 19 Bildern (A. Schillbach) S. 174. Stosch, G., Paulus als Typus für die evangelische Mission (A. Schillbach) S. 175. Otto Veeck, Dr. Pf., Phantasie und Religion (H. Lehmpfuhl) S. 175. Luise Oehler, Bilder aus Japan. Land, Leute und Mission des Inselreichs (H. Lehmpfuhl) S. 176. K. Kühnle, Die Arbeitsstätten der Basler Mission (Aug. Kind) S. 176. Kawerau, Prof. D. G., Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? (E. Lachmann) S. 231. 1. A. Keller, Der Geisteskampf des Christentums gegen den

Seite

Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. 2. Thoma, Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus von Petrus Venerabilus. 3. Andreas, Dr. F. C., Die Babis in Persien (M. Fischer) S. 233. Pierre Loti, Japanische Herbsteindrücke (Ad. Wendt) S. 237. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte (Julius Happel) S. 238. Verhandlungen der 9. Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen am 25., 26. und 28. Mai 1897 (Dr. Th. Arndt) S. 240. G. Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeinde in Missionsstunden. 1. Heft: Grönland und Alaska (Aug. Kind) S. 241. Guinneß, L. E., Welches Haus? Eine Missionsstudie (H. Lehmpfuhl) S. 242. Holtzmann, H. u. Krüger, G., Theologischer Jahresbericht. XVI. Bd. enth. die Litteratur des Jahres 1896 (H. Lehmpfuhl) S. 242. Aus Zeitschriften S. 46, S. 111, S. 176, S. 242.

Vereinsnachrichten.

I. Von unseren Arbeitsfeldern. Aus Japan: Stations- und Arbeitsbericht Dr. Christliebs über die Zeit vom Juni bis Oktober 1896. S. 48. Pfarrer Schillers Bericht über das III. Quartal 1896. S. 49. Aus dem Bericht unseres japanischen Pfarrers Minami pro III. Quartal 1896. S. 51. Shinri. S. 53. — Aus China: Aus Dr. Fabers Bericht über das III. Quartal 1896. S. 54. Aus Pfarrers Kranz Bericht über das III. Quartal 1896. S. 56. — Aus Japan: Einweihung der neuen deutschen evangelischen Kirche in Tokyo. S. 113. — Aus China: Nach Pfarrer Kranz' Bericht über das IV. Quartal 1896. S. 113. — Aus Japan: Predigt, gehalten bei der Einweihung der neuen deutschen Kirche in Tokyo, am Geburtstag des deutschen Kaisers, 27. Januar 1897, von Pfarrer Dr. Max Christlieb. S. 178. Shinri. S. 181. — Aus China: Inhaltsübersicht über Pfarrer Kranz' chinesischen Katechismus. S. 182. Aus Dr. Fabers Jahresbericht für 1896. S. 188. — Aus Japan: Über die Einführung unseres neuen Missionars Pf. Wendt. S. 244. Lebensläufe unserer theologischen Schüler Komai, Aoki und Hiroi. S. 245. Unser Missionar Pf. Dr. Christlieb. S. 247. Shinri. S. 247. — Aus China: Aus Dr. Fabers Bericht über das II. Quartal 1897. S. 247. Aus Pf. Kranz' Bericht für das II. Quartal 1897. S. 248.

Die dreizehnte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins in Glarus am 17. und 18. August 1897 . 250

II. Aus den Zweigvereinen.
Das Jahresfest des Badischen Landesvereins. S. 58. Zweigverein in Gotha. S. 59. Kieler Zweigverein. S. 60. Frankfurter Zweigverein. S. 60. Potsdamer Zweigverein. S. 61. Pfälzischer Hauptverein. S. 61. Ein neuer Zweigverein in Zürich. S. 62. Der Berliner Hauptverein. S. 114. Der Berliner Missions-Frauen-Verein. S. 116. Der Wiesbadener Zweigverein und Frauenverein. S. 118. Der Züricher Frauen-Verein. S. 118.

III. Aus dem Centralvorstande.
Unser Missionsverein und die Verhandlungen der Brandenburger Provinzial-Synode. S. 62. Bitte für das Missionswerk in China. S. 63. Centraljahresfest. S. 64. Miss. Pf. Dr. Christlieb. S. 64. Unser Generalschatzmeister für Deutschland. S. 64. Aussendung eines neuen Missionars. S. 64. Großherzogin Sophie von Sachsen †. S. 119. Die Abordnung unseres Missionars Predigers Adolf Wendt. S. 119. Kirchenrat Professor D. Karl Holsten. S. 128. Unser Missionar Pfarrer Emil Schiller. S. 128. 13. Centraljahresfest und Generalversammlung. S. 128. Beschlüsse der Centralvorstands-Konferenz am 21. April 1897. S. 190. Das 13. Centraljahresfest. S. 191. Aussendung eines neuen Missionars. S. 192. Ein neuer Bazar in Tokyo. S. 192. Aufruf. S. 192. Beschlüsse der Generalversammlung am 18. August 1897. S. 255.

Fehlerverbesserung 256

Seite

Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. 2. Thoma, Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus von Petrus Venerabilus. 3. Andreas, Dr. F. C., Die Babis in Persien (M. Fischer) S. 233. Pierre Loti, Japanische Herbsteindrücke (Ad. Wendt) S. 237. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte (Julius Happel) S. 238. Verhandlungen der 9. Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen am 25., 26. und 28. Mai 1897 (Dr. Th. Arndt) S. 240. G. Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeinde in Missionsstunden. 1. Heft: Grönland und Alaska (Aug. Kind) S. 241. Guinneß, L. E., Welches Haus? Eine Missionsstudie (H. Lehmpfuhl) S. 242. Holtzmann, H. u. Krüger, G., Theologischer Jahresbericht. XVI. Bd. enth. die Litteratur des Jahres 1896 (H. Lehmpfuhl) S. 242. Aus Zeitschriften S. 46, S. 111, S. 176, S. 242.

Vereinsnachrichten.

I. Von unseren Arbeitsfeldern. Aus Japan: Stations- und Arbeitsbericht Dr. Christliebs über die Zeit vom Juni bis Oktober 1896. S. 48. Pfarrer Schillers Bericht über das III. Quartal 1896. S. 49. Aus dem Bericht unseres japanischen Pfarrers Minami pro III. Quartal 1896. S. 51. Shinri. S. 53. — Aus China: Aus Dr. Fabers Bericht über das III. Quartal 1896. S. 54. Aus Pfarrers Kranz Bericht über das III. Quartal 1896. S. 56. — Aus Japan: Einweihung der neuen deutschen evangelischen Kirche in Tokyo. S. 113. — Aus China: Nach Pfarrer Kranz' Bericht über das IV. Quartal 1896. S. 113. — Aus Japan: Predigt, gehalten bei der Einweihung der neuen deutschen Kirche in Tokyo, am Geburtstag des deutschen Kaisers, 27. Januar 1897, von Pfarrer Dr. Max Christlieb. S. 178. Shinri. S. 181. — Aus China: Inhaltsübersicht über Pfarrer Kranz' chinesischen Katechismus. S. 182. Aus Dr. Fabers Jahresbericht für 1896. S. 188. — Aus Japan: Über die Einführung unseres neuen Missionars Pf. Wendt. S. 244. Lebensläufe unserer theologischen Schüler Komai, Aoki und Hiroi. S. 245. Unser Missionar Pf. Dr. Christlieb. S. 247. Shinri. S. 247. — Aus China: Aus Dr. Fabers Bericht über das II. Quartal 1897. S. 247. Aus Pf. Kranz' Bericht für das II. Quartal 1897. S. 248.

Die dreizehnte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins in Glarus am 17. und 18. August 1897 . 250

II. Aus den Zweigvereinen.
Das Jahresfest des Badischen Landesvereins. S. 58. Zweigverein in Gotha. S. 59. Kieler Zweigverein. S. 60. Frankfurter Zweigverein. S. 60. Potsdamer Zweigverein. S. 61. Pfälzischer Hauptverein. S. 61. Ein neuer Zweigverein in Zürich. S. 62. Der Berliner Hauptverein. S. 114. Der Berliner Missions-Frauen-Verein. S. 116. Der Wiesbadener Zweigverein und Frauenverein. S. 118. Der Züricher Frauen-Verein. S. 118.

III. Aus dem Centralvorstande.
Unser Missionsverein und die Verhandlungen der Brandenburger Provinzial-Synode. S. 62. Bitte für das Missionswerk in China. S. 63. Centraljahresfest. S. 64. Miss. Pf. Dr. Christlieb. S. 64. Unser Generalschatzmeister für Deutschland. S. 64. Aussendung eines neuen Missionars. S. 64. Großherzogin Sophie von Sachsen †. S. 119. Die Abordnung unseres Missionars Predigers Adolf Wendt. S. 119. Kirchenrat Professor D. Karl Holsten. S. 128. Unser Missionar Pfarrer Emil Schiller. S. 128. 13. Centraljahresfest und Generalversammlung. S. 128. Beschlüsse der Centralvorstands-Konferenz am 21. April 1897. S. 190. Das 13. Centraljahresfest. S. 191. Aussendung eines neuen Missionars. S. 192. Ein neuer Bazar in Tokyo. S. 192. Aufruf. S. 192. Beschlüsse der Generalversammlung am 18. August 1897. S. 255.

Fehlerverbesserung 256

David Livingstone[1]).

Von Pred. Lic. Dr. Aug. Kind in Berlin.

Afrika hat lange Zeit als der dunkle Erdteil gegolten. Heutzutage ist das Innere Afrikas mehr und mehr erforscht worden und wird mehr und mehr durchforscht. Sklavenhandel und Sklavenraub ist der Fluch, der auf Afrika ruht. Die christlichen Mächte haben angefangen, dagegen Maßregeln zu treffen. Im Centrum von Afrika wußte man nichts von Jesus Christus und seiner Botschaft. Jetzt weisen die dortigen Gebiete nicht bloß militärische Posten und Handelsniederlassungen, sondern auch Missionsstationen auf. Bedeutsame und erfreuliche Fortschritte! Daß sie gemacht worden sind, dazu hat vieles und dazu haben viele mitgewirkt. Das Hauptverdienst dabei hat aber ein Mann: David Livingstone. Er hat Bewundernswertes geleistet. Ein seltener Mann ist er gewesen. Man kann ihn getrost als einen Großen im Reiche Gottes bezeichnen. Ein Freund von ihm, der Chemiker James Young, der lange mit ihm auf vertrautestem Fuße gestanden hatte, hat geäußert, daß nach seinem Urteile Livingstone der beste Mann gewesen sei, den er gekannt, der mehr von wirklich kindlichem Vertrauen auf Gott, mehr von dem Geiste Christi, mehr Unbescholtenheit, Reinheit und Einfachheit des Charakters und mehr selbstverleugnende Liebe für seine Mitmenschen gehabt habe, als irgend ein anderer Mann.

I.

Unser Held ward am 19. März 1813 zu Blantyre in Schottland geboren. Hochlandsblut floß in seinen Adern und einem tüchtigen, kernfesten Geschlechte entstammte er. Entschlossener Mut mit zäher Ausdauer gepaart, den er später so oft bewährt hat, erinnert an diese seine Abkunft. Seine Eltern waren rechtschaffene, gottesfürchtige Leute, die in einfachen, ja dürftigen Verhältnissen lebten. Der später vielgefeierte Mann hat sich des Standes, aus dem er hervorgegangen war und den er einmal als den der „rechtschaffenen Armen" bezeichnete, nie geschämt. Auf dem Grabstein, den er mit seinen Geschwistern setzen ließ, stand, daß sie Gott dankbar seien „für ihre armen und frommen Eltern". Sein Vater trieb Theehandel, war aber zugleich ein rühriges Mitglied christlicher Vereine und benutzte gern die Gelegenheiten, die sein Beruf mit sich brachte, religiöse Gespräche anzuknüpfen und religiöse Schriften zu verbreiten, hatte etwas sehr Strenges und doch wieder sehr Leutseliges in seinem Wesen. Seine Mutter wird uns

---

[1]) Als Hauptquelle hat zu dem Lebensbilde, einem Vortrage zum Besten der Deutschen Lutherstiftung, gedient: Das Leben David Livingstones, hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen, von W. G. Blaikie. Deutsch von O. Denk. I. Bd. 229 S., II. Bd. 311 S. Gütersloh, Bertelsmann, 1881. Dieses Buch ist stellenweise wörtlich benutzt. Außerdem sei noch verwiesen auf David Livingstone von Prof. B. Meyer in Nr. 7 der Frickschen Geschichten und Bilder aus der Mission. Diese Arbeit beruht auch wesentlich auf dem Blaikieschen Buche.

geschildert als eine kleine, zarte Frau, heiter, mit auffallend schönen Augen, die sie dem Sohne vererbte, überaus sorgfältig in ihren häuslichen Pflichten und achtsam auf ihre Kinder. Im Hause ging es nicht selten kärglich zu, aber Glück und Frohsinn wohnte dort, Fleiß, Sparsamkeit, Selbstbeschränkung herrschten in ihm, durch die Liebe zu Büchern gab es allerlei geistige Anregung, und die Gottesfurcht gab dem Ganzen ein festes und wohlthuendes Gepräge. Das war die Umgebung, in der Livingstone aufwuchs, der Mann, der die Worte eines alten schottischen Liedes auf sich anwenden konnte:

O wenig wußte meine Mutter
am Tage, da ich geboren,
Um die Lande, die ich durchwandern sollt',
den Tod, den ich sollt' sterben.

In der Dorfschule empfing er den ersten Unterricht. Aber bereits im 10. Jahre mußte er in eine Spinnerei, um als Anstückler etwas zu verdienen. Später zum Spinner befördert, kaufte er sich von dem einen Teile seiner ersten Wochenlöhnung ein Lehrbuch des Lateinischen, trieb in einer Abendklasse von 8—10 Uhr das Studium dieser Sprache und setzte es bis in die Nacht fort, wenn nicht die Mutter dazwischen trat und die Bücher ihm entriß. Um 6 Uhr mußte er früh in der Spinnerei sein und die Arbeitszeit dauerte, abgesehen vom Frühstück und Mittagsmahl, bis abends 8 Uhr. Er hat aber nicht bloß darnach noch daheim für sich studiert, sondern auch bei der Arbeit in der Spinnerei, obwohl das Räderwerk die größte Aufmerksamkeit erforderte, gewöhnlich ein Buch neben sich liegen gehabt. Auf diese Weise hat er sehr viel gelesen und durfte bereits im 16. Jahre sich rühmen, die meisten lateinischen Autoren in ihrer eigenen Sprache kennen gelernt zu haben.

Seine Jugend ist ihm eine treffliche Schule geworden, den Willen zu stählen, den Geist anzuspannen, das Wissen zu bereichern. Übrigens war er in dieser Zeit kein Büchermensch, sondern fühlte sich auch lebhaft zur Natur hingezogen und benutzte gern arbeitsfreie Stunden zu Wanderungen, bei denen er der Gesteinbildung, der Pflanzen- und Tierwelt die größte Aufmerksamkeit schenkte. Livingstone war eine fröhliche, ruhige, sich selbst vertrauende Natur, aber unter dem Einflusse seiner Eltern frühzeitig religiös angeregt worden. Indessen erst, als er etwa 20 Jahre alt war, kam er zur innern Klarheit, erfaßte die Erlösung, die in Christo geschehen und die der einzelne als freies Gnadengeschenk von oben zu ergreifen hat, und fühlte sich je länger je mehr gedrungen, aus Dankbarkeit dafür dem Heiland sein Leben zu weihen. Als er den Aufruf des bekannten Gützlaff las, der die Mission in China der Christenheit ans Herz legte, entschloß er sich Missionar zu werden und zwar in diesem Lande. Es erschien ihm sehr wertvoll, wenn der Sendbote des Evangeliums zugleich als Arzt wirkte, — ein damals noch ungewöhnlicher Gedanke —, und so nahm er sich vor, nicht nur die theologischen, sondern auch die medizinischen Studien zu treiben. Freilich mußte er sich auf eine schwere Vorbereitungszeit gefaßt machen. Für seinen Unterhalt auf der Universität Glasgow hatte er selbst zu sorgen, und es blieb ihm nur übrig, im Sommer als Baumwollenspinner in der Heimat zu verdienen und davon auf der Hochschule im Winter

den Lebensunterhalt und die Kosten für die Kollegien zu bestreiten. Da hat er sich sehr einschränken müssen, und manchmal ging es bei ihm gar dürftig zu, aber seinem tapfern Sinne machte das nichts aus, und er wurde geschult für die Entsagungen, die seiner später in Afrika im reichsten Maße warteten. Er entfaltete auf der Universität einen großen Eifer, zeigte eine hervorragende wissenschaftliche Begabung und vor allem eine staunenswerte Exaktheit in Beobachtungen und Untersuchungen, lauter Dinge, die später oft an dem großen Reisenden und Missionar bewundert worden sind. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten versäumte er aber auch die praktische Seite des Lebens nicht, bildete sich in mancherlei Handwerk aus, was ihm später sehr zu statten kam. Auf der Universität kam Livingstone mit verschiedenen jungen Männern zusammen, mit denen ihn noch später innige Freundschaft verband. Von Glasgow aus bot er der Londoner Missionsgesellschaft seine Dienste an. Er durfte schreiben, daß er es nach ernstlicher Selbstprüfung thue. Er ward nach London bestellt und legte dort die Prüfungen ab. Sein Mitexaminand, der spätere Missionar Moore, konnte nicht genug den unbeschreiblichen Reiz rühmen, den dieser Livingstone trotz seines unbeholfenen Wesens und seines nicht einnehmenden Gesichts auf alle übte, — eine Gottesgabe, die sich später auch in Afrika in seltener Weise bewährte. Zur praktischen Probezeit auf drei Monate zu einem Landpfarrer geschickt, hatte er das Mißgeschick, daß er eines Abends, da er predigen sollte, trotz sorgfältiger Vorbereitung nach Verlesung des Textes erklären mußte: „Freunde, ich habe alles vergessen, was ich zu sagen hatte", und eiligst die Kanzel zu verlassen gezwungen war. Der ungünstige Eindruck, den dies Vorkommnis auf die Missionsleitung machen mußte, wurde indessen wieder ausgeglichen und nach Ablauf einer verlängerten Probezeit wurde er als Missionar angenommen. Der politischen Verhältnisse halber konnte aber an eine Aussendung nach China nicht gedacht werden. Von dem Missionar Moffat in Südafrika, der damals gerade in England weilte, dafür gewonnen, entschied sich Livingstone, von den südafrikanischen bereits bestehenden Missionsstationen weiter nach dem Norden vorzudringen. Eine schwere Krankheit brachte ihn jetzt in ernste Lebensgefahr, aber glücklicherweise genas er, erwarb sich noch die medizinische Doktorwürde und ward am 20. November 1840 in London abgeordnet. Am 8. Dezember schiffte er sich nach Kapstadt ein, von Gott für seinen großen Beruf wunderbar ausgerüstet und erzogen.

II.

Sein erster Aufenthalt in Afrika dauerte 16 Jahre von 1841—1856. Nachdem er kurz in der Kapstadt verweilt hatte, begab er sich von der Algoabai zu Lande an den ihm angewiesenen Missionsplatz Kuruman, im Lande der Betschuanen. 1843 legte er weiter nördlich die Station Mabotsa an, baute sich dort eigenhändig ein Haus und führte die Tochter des schon genannten Missionars Moffat, die ihm eine ausgezeichnete Lebensgefährtin wurde, heim. Der Zwist mit einem kleinlichen Missionar veranlaßte ihn aber bald, weil es ihm widerstrebte, vor den Heiden ein Ärgernis zu geben, von neuem den Wanderstab in die Hand zu nehmen und weiter nördlich ein neues Haus sich zu bauen. 1848 errichtete er sich sein drittes Haus in Kolobeng, wieder einer neuen Station. Diese Umzüge waren natürlich

immer mit Wanderungen verbunden, aber auch von den Stationen aus unternahm er gern Reisen. Er war der geborene Reisende, der an der freien, abenteuerlichen Lebensweise, die mit derartigen Reisen in wildfremden, oft unwirtlichen Gegenden verbunden war, Freude hatte und der durch die zahllosen Beschwerlichkeiten, die dabei zu ertragen waren, sich nicht anfechten ließ. Auch an Gefahren fehlte es nicht. Die Macht der Elemente und die reißenden Tiere sorgten schon dafür. Er ist in seinem Leben wunderbar von einer höheren Hand behütet worden, aber wiederholt ist er doch nur mit knapper Not dem Verderben entronnen. So ist er auch einmal in der Nähe von Mabotsa nur durch das entschlossene Eingreifen eines treuen Eingebornen dem sichern Tode entgangen, aber die Löwentatze, die ihn niedergeworfen, hatte ihm einen Arm doch dermaßen zerfleischt, daß dieser sein ganzes späteres Leben steif blieb. Auf allen seinen Zügen stellte Livingstone allerlei wissenschaftliche Beobachtungen an und betrieb wissenschaftliche Sammlungen. Er ließ sich gewöhnlich von Eingebornen begleiten und durch den Verkehr dabei mit ihnen und durch den Umgang mit der einheimischen Bevölkerung auf den Stationen eignete er sich bald die Landessprache und die verschiedenen Dialekte an. Aber er vergaß bei alledem nicht, weshalb er eigentlich hinausgezogen war. Er gewann sich die Herzen durch sein bestimmtes, aber gerechtes und menschenfreundliches Wesen, vor allem durch seine ausgedehnte, natürlich unentgeltlich geübte ärztliche Hilfe. Er wirkte abergläubischen Vorstellungen in sehr praktischer Weise entgegen. Einem Zauberer gegenüber, der im Rufe stand, Regen machen, Regen herbeiführen zu können, erklärte er, das verstehe er besser, und ließ die Bevölkerung einen Kanal aus dem Flusse graben. Aber auch das Evangelium selbst verkündigte er eifrig, wo sich ihm Gelegenheit bot, und suchte die Heiden der christlichen Wahrheit zugänglich zu machen. Freilich hatte er dabei nicht selten mit eigentümlichen Anschauungen zu kämpfen. So wollte der Häuptling Sekomi sein Herz, das immer sehr stolz und sehr unruhig und beständig auf jemand böse sei, auf einmal und zwar durch Medizin geheilt haben, und er war entrüstet, als Livingstone darauf nicht einging. Ein anderer Häuptling Setschele, der Livingstone sehr zugethan war, erbot sich, die Leute mit der Rhinozerospeitsche zum Gottesdienste treiben zu wollen, wovon Livingstone begreiflicherweise nichts wissen wollte. Auf große Missionserfolge konnte der tapfere Schotte allerdings in den ersten 8 Jahren nicht zurückblicken, und er war eine zu wahrhaftige Natur, als daß er Schein für Wesen angesehen hätte. Aber manches Saatkorn, das er ausgestreut, ist später aufgegangen, und schon das war ein großer Gewinn, daß die verschiedenen Stämme, unter denen er sich gezeigt und gewirkt hatte, für ihn, den fremden weißen Mann, der eine neue Religion verkündigte, eine persönliche Verehrung und Anhänglichkeit gewonnen hatten. Livingstone beschäftigte sich damals viel in Gedanken mit der rechten Art der Mission unter den Heiden Afrikas, trug sich mit weitgehenden, neuen Plänen, fand und vertrat auch der Missionsleitung gegenüber, daß man die Missionsgebiete zu eng besetze, zu langsam vorrücke, und wünschte zunächst ein mehr geniales kühnes Vordringen, um in immer weiteren Völkerschaften die Saat des Evangeliums auszustreuen oder doch das Erdreich zu lockern. Er betrachtete sich jedenfalls damals schon als den, der berufen wäre, solche Pionierdienste zu thun.

1849 trieb es ihn wieder von Kolobeng nordwärts. Die Station litt an Wassermangel und die holländischen Boers machten ihm das Leben mög-

lichst schwer. Auf dieser Reise entdeckte er den Ngamisee, dessen Schönheit er begeistert pries, und wurde, nachdem er bereits durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Beobachtungen sich einen geachteten Namen erworben hatte, dadurch mit einem Male zu einem berühmten Manne. Nach mehrmaligen vergeblichen Anläufen gelang es ihm, im Jahre 1851 ein weiteres lang ersehntes Ziel zu erreichen, nämlich zu dem angesehenen Häuptling der Makololos Sebituane, einem Freunde seines Freundes Setschele vorzudringen. Er wurde auf das freundlichste von ihm aufgenommen und setzte auf diesen wirklich vornehmen und hochherzigen Fürsten die größten Hoffnungen. Aber wie es Livingstone in seinem Leben oft erfahren mußte, es kam anders, als er gedacht hatte. Bald, nachdem er zu ihm gekommen war, starb Sebituane an einer Lungenentzündung. Livingstone war tief erschüttert durch den Heimgang dieses Mannes, den er rasch aufrichtig lieb gewonnen hatte. Aber es gab für ihn keinen Stillstand. Es ist etwas Wunderbares um diesen Mann, der der zartesten und tiefsten Empfindungen fähig war und sich durch sie doch nie in seiner Energie beeinträchtigen ließ. Er erhielt von der Tochter des Häuptlings, die die Herrschaft übernahm, die Erlaubnis, das ganze Gebiet weiter zu erforschen und drang immer weiter nach Norden vor, so daß er dabei den Sambesi, den einen der großen Ströme Afrikas, entdeckte.

Allmählich dämmerte in dem rastlos sinnenden Manne ein großartiger Gedanke, der ihn nicht mehr losließ und immer mehr Gestalt in ihm gewann. Die Eingebornen verlangten nach Feuerwaffen, die Händler beanspruchten dafür am liebsten Menschen, Sklavenhandel und Sklavenraub war die Folge. Sollte sich nicht ein geordneter Handelsverkehr mit Innerafrika ermöglichen lassen, so daß man dort im ehrlichen Tauschhandel alle europäischen Waren erlangen konnte? Dann war dem Sklavenraub der Todesstoß gegeben. Aber da galt es, die Länder zu durchstreifen, Verkehrswege mit den Küsten ausfindig zu machen, die Gebiete für Europa zu erschließen. Der Reisende mußte dem Kaufmann vorarbeiten und ebnete dadurch zugleich dem Evangelium die Wege. Die Vollendung der geographischen That war, wie er sich ausdrückte, erst der Anfang der Mission. Seiner persönlichen Neigung hätte es mehr entsprochen, in einem der ihm bekannt gewordenen Stämme sich nieder zu lassen, aber er sah in dem Gedanken, der ihm gekommen war, einen Ruf Gottes.

Er ging zunächst wieder nach Kolobeng. Die Boers hatten inzwischen dort sein Haus verwüstet und unter den Eingebornen arg gewüstet. Er begab sich dann nach der Kapstadt, um eine Operation an sich vornehmen zu lassen und zugleich seine Familie nach England zurückzuschicken. Er wollte sie auf die neue gefahrvolle Reise nicht mitnehmen und doch auch nicht in Afrika allein lassen. Livingstone hing zärtlich an seiner Frau und seinen Kindern, die Trennung von ihnen fiel ihm sehr schwer, aber er sah das auch als ein Opfer an, das er seinem Gott und dessen Sache schuldig sei.

III.

Livingstone begab sich nun wieder nach Linyanti, im Reiche des verstorbenen Sebituane. Dieser hatte inzwischen die Tochter des Häuptlings die Herrschaft, die ihr [illegible] war, an ihren Bruder Sekeletu abgetreten. Dieser hatte den weißen Doktor lieb und hing an ihm, in dem er einen

zweiten Vater gefunden zu haben rühmte. Treulich von ihm begleitet, zog Livingstone umher, um einen passenden Ort für eine Missionsstation zu finden, aber vergebens. Wiederholt wurde er von heftigem Fieber gepackt, aber immer wieder erholte sich seine Natur. Der Gedanke: nicht Einzelbekehrung, sondern Völkermission, trat ihm fort und fort vor die Seele. Endlich kam er auf den Plan, der ihm längst am Herzen lag, zurück, einen Weg nach dem atlantischen Ocean zu suchen. Sein Gedanke war, nach Loanda an der Westküste zu gehen. Sekeletu wollte ihn nicht ziehen lassen, aber er ließ sich nicht aufhalten. Wohl wußte er, daß das sein Todesweg sein konnte, aber sein Standtpunkt, den er in verschiedenen Briefen zum Ausdruck brachte, war: „Kann die Liebe zu Christus den Missionar nicht dahin bringen, wohin der Sklavenhandel den Händler bringt?" Eine Anzahl Makololos begleiteten ihn. Aufrichtig hingen sie an ihm, aber Tapferkeit war nicht ihre Stärke. Wenige Vorräte nahm er mit, und die Arzeneien wurden ihm unterwegs gleich anfangs gestohlen. Überaus mangelhaft ausgerüstet, trat er 11. November 1853 die Reise an. Am 31. Mai 1854 erreichte er sein Ziel. Aber welche Schwierigkeiten hatte er dabei zu überwinden, und wie viele Gefahren hatte er dabei zu bestehen! Er war oft von Wechselfieber geplagt und mußte dabei nicht selten drei- bis viermal an einem Tage durch Flüsse waten. Häufig fehlte es an Nahrung. Dazu setzten die Moskitos ihm zu, und die Häuptlinge bedrohten wiederholt den fremden weißen Mann und seine Begleiter. Wohl gelang es dem sicheren Auftreten Livingstone's in den meisten Fällen, sehr bald mit den Häuptlingen fertig zu werden, aber solche Vorgänge hatten doch stets etwas Aufregendes. Dabei hatte er fortwährend die ganze Unternehmung zu leiten. Um den zurückgelegten Weg zu fixieren und sich für den weiteren Weg zu orientieren, stellte er unausgesetzt Messungen und astronomische Beobachtungen an, und die geographische Gesellschaft in London hat später die Exaktheit seiner Angaben nicht genug rühmen können. Eine derartige Beschäftigung war ihm allerdings oft eine Rettung. Denn viele Bilder menschlichen Elends und menschlicher Verkommenheit zogen fortwährend an ihm vorüber. Auch empfand er auf das Schmerzlichste, daß ihm diese ganze Zeit wirklicher Umgang und geistige Nahrung fehlte. Da hat er sich immer wieder in seine Bibel, die ihn stets begleitete, vertieft, in die Betrachtung der Natur versenkt, wissenschaftlicher Thätigkeit hingegeben. Gott sei Dank, war er in außergewöhnlichem Maße mit Geduld, Glauben und Mut begabt, und so kam er, wenn auch zum Skelett abgemagert und in Lumpen gehüllt, in Loanda an. Er wurde dort aufs freundlichste von einem britischen Kommissar aufgenommen. Es war ihm ein unbeschreiblich behagliches Gefühl, wieder einmal in einem Bette schlafen zu können, nachdem er 6 Monate nachts auf der Erde gelegen hatte. Leider fand er hier nicht, wie er gehofft hatte, Briefe vor. Eine ähnliche Enttäuschung stand ihm oft auf seinen Reisen bevor, was für ihn um so schmerzlicher war, da er immer wieder Lust und Zeit fand, sehr viele und ausführliche Briefe zu schreiben.

In Loanda lag ein britisches Schiff, mit dem er Gelegenheit hatte, nach England zurückzufahren. Man hätte es ihm wahrlich nicht verdenken können, wenn er davon Gebrauch gemacht hätte. Aber was wäre aus den 27 Makololos, die ihn treulich begleitet hatten, geworden? Zweifellos hätten sie allein den Weg in die Heimat nicht gefunden. Das war für ihn ausschlaggebend. Er kannte auch gegen diese schwarzen Brüder Verpflichtungen.

Dazu kam, daß er seine Aufgabe noch nicht als gelöst ansah. Er hatte einen passenden und gesunden Ort für eine Missionsstation noch nicht gefunden. Auch konnte der Weg nach Westen der Elfenbeinausfuhr Sekeletus wohl manchen Nutzen bringen, entsprach aber doch nicht Livingstones Wünschen. War nicht vielleicht nach der Ostküste ein Verkehrsweg, vielleicht auf dem Sambesi möglich? Versuch 's noch einmal, war ein Lieblingsspruch Livingstones. Diese neue Reise nahm ein Jahr und acht Monate in Anspruch. Am 24. September 1854 brach er von Loanda wieder auf, am 11. September 1855 kam er in Linyanti wieder an. Er wurde begeistert von der eingebornen Bevölkerung begrüßt, und ein feierlicher Dankgottesdienst wurde gehalten. Besonders Sekeletu nahm ihn mit aller Herzlichkeit auf und Livingstone erfuhr rührende Beweise von dessen Anhänglichkeit. Das ist ihm oft in seinem Leben von Kindern Afrikas geschehen und das hat ihm das Herz warm gemacht, daß er sein Los glücklich pries und dem Vater im Himmel nicht genug danken konnte. Am 3. November 1855 setzte er sich mit seinen Makololos, von Sekeletu ausgerüstet und eine Zeitlang begleitet, wieder in Bewegung und erreichte am 20. Mai 1856 das portugiesische Kilimane an der Ostküste Afrikas. Auf diesem Wege war er entzückt von der landschaftlichen Schönheit des Landes, weniger erbaut allerdings von der Bevölkerung. Er wählte die Route den Zambesi entlang und kam bald an die großartigen Fälle, noch großartiger als die des Niagara, denen er den Namen Viktoriafälle gab. Auch auf dieser Reise litt er an Fieberanfällen und hatte mit elementaren Schwierigkeiten und Feindseligkeiten von seiten der Eingebornen zu kämpfen. Er bewahrte aber stets eine bewundernswerte Ruhe. Einmal abends mußte er darauf gefaßt sein, daß er am andern Morgen überfallen und damit sein großes Lebenswerk mit einem Schlage vernichtet würde. Aber er tröstete sich dessen, in dessen Schutze er sich wußte und schloß in seinem Tagebuch seine Betrachtung: „Ich will nicht heimlich bei der Nacht übersetzen, wie ich beabsichtigte. Das würde wie Flucht aussehen, und sollte ein Mann wie ich fliehen? Nein wahrhaftig. Ich werde diese Nacht Breiten- und Höhenmessungen anstellen, wenn sie auch die letzten wären. Gott sei Dank! ich bin jetzt ganz ruhig". Das heißt wirklich Gottvertrauen.

Im März 1856 gelangte er wieder in civilisierte Gegend, er erreichte die portugiesische Stadt Tette, wo er seine Makololos zurückließ. Hier und in Kilimane wurde er von den Portugiesen in der freundlichsten Weise empfangen, weshalb er auch an den König von Portugal einen Brief voll Dankes schrieb. In Kilimane fand Livingstone einen Brief seiner Missionsgesellschaft vor, daß sie bei ihren verringerten Einnahmen seine weit ausschauenden und der Mission nicht direkt dienenden Pläne nicht zu unterstützen in der Lage wäre. Es war Zeit, daß er in England für seine Sache in weiten Kreisen persönlich warb. Er trat die Heimreise an. Nach 16 jähriger Abwesenheit erreichte er am 9. Dezember 1856 England. Unterwegs traf ihn die schmerzliche Kunde, daß sein Vater, an dessen Kaminfeuer wieder zu sitzen er sich gefreut hatte, entschlafen sei.

IV.

In seinem Vaterlande war der tapfere, fromme und wissenschaftlich so bedeutende Reisende Gegenstand zahlreicher und großartiger Huldigungen von hoch und niedrig. Er nahm sie als eine Art notwendiges Übel mit in

Kauf, um für seine Pläne zu wirken. Seinem bescheidenen Sinne selbst waren solche Ehren, überhaupt menschliche Lobsprüche zuwider. Er konnte es nicht leiden, wenn man meinte, es sei doch ein großes Opfer, daß er eine solange Zeit seines Lebens in Afrika zubrächte, er war der Ansicht, das sei doch eher ein Vorrecht, das ihm zu teil geworden wäre, jedenfalls könne von einem Opfer nicht geredet werden, wo es sich nur um eine kleine Rückerstattung der großen Schuld gegen Gott, die wir nie abzutragen imstande wären, handeln könnte. Auf das Drängen seiner Freunde schrieb er in England sein erstes großes Werk: Die Geschichte seiner bisherigen Missionsreisen. Das war ein saures Stück Arbeit für den Mann, der des Sitzens am Schreibtische und der Zimmerluft entwöhnt war. Das Buch fand großen Absatz und brachte ihm ein kleines Vermögen ein, das er freilich in seiner Hochherzigkeit zumeist in seine weiteren Unternehmungen steckte. Er genoß jetzt reichlich den Umgang mit vielen bedeutenden und geistvollen Persönlichkeiten, und das hatte für den solange von der Welt abgeschnittenen Mann etwas überaus Wohlthuendes und Anregendes, aber die größte Freude war ihm, nach solanger Trennung mit seiner Familie wieder zusammen sein zu können. 18 Monate blieb er in England, dann kehrte er von neuem nach Afrika zurück. Sein Verhältnis zur Londoner Missionsgesellschaft war in freundschaftlicher Weise gelöst worden. Er zog jetzt als englischer Konsul und Chef einer Forschungsexpedition hinaus. Er fuhr auf einem Regierungsschiff und nahm einen zerlegbaren Dampfer mit. Seine Gattin und sein jüngster Sohn Oswell begleiteten ihn diesmal. Die Aufgabe, um die es sich handelte, war, den Zambesi und seine Nebenflüsse zu erforschen, besonders darüber, ob sie schiffbar seien, Klarheit zu schaffen.

Der zweite Aufenthalt in Afrika dauerte 6 Jahre 1858—64. In Tette fand er seine Makololos, die ihn auf seiner letzten Reise begleitet hatten. Ihre Reihen waren allerdings durch den Tod arg gelichtet; die Überlebenden begrüßten ihn mit hellem Jubel: „Man hat uns oft gehöhnt: Euer Engländer wird nicht mehr zurückkehren, aber wir vertrauten auf Dich, und jetzt werden wir ruhig schlafen". Bei diesem zweiten Aufenthalt fand er den Kongonehafen, vergewisserte sich über den Zustand des Zambesiflusses und seine Tauglichkeit zur Schiffahrt, stellte die Ertragsfähigkeit des Bodens in den dortigen Gebieten fest und entdeckte in kühnem Vordringen den Schirwasee und den großartigen Nyassasee. Das waren wertvolle Erfolge, aber doch nicht das, was sich Livingstone als Ziel gesteckt hatte. Und mit welchen Widerwärtigkeiten hatte er zu kämpfen, welches Mißgeschick verfolgte ihn bei seinem diesmaligen Unternehmen! Er hatte Mißhelligkeiten mit den englischen Mitgliedern der Expedition. Sehr bald kündigte ihm der erste Schiffsoffizier, Krankheit zwang andere zurückzukehren, so daß er sich bald von fast allen seinen Landsleuten verlassen sah. Die Universitätenmission hatte eine Expedition ausgeschickt, eine Missionsstation in den von Livingstone bezeichneten Gebieten zu errichten. Er war hocherfreut, aber bald forderte das Klima unter den Sendboten seine Opfer, und da wurde die Expedition zurückgezogen. Livingstones Frau hatte sich am Kap von ihm getrennt, war mit ihren Eltern nach Kuruman und später nach Schottland gegangen, aber von Sehnsucht erfaßt kehrte sie nach Afrika zurück und traf dort wieder mit ihm zusammen. Am 21. April 1862 erkrankte sie, nach wenigen Tagen starb sie. Ein Kind von ihm

schlummerte bereits in afrikanischer Erde, jetzt bettete er auch sein geliebtes Weib in dieses fremde Land. Der starke Mann war bei diesem Schlage wie gebrochen. Und doch durfte er nicht ruhen noch rasten. Er gewann immer entsetzlichere Einblicke in das Elend des Sklavenraubes und sah mit Schrecken, daß alle seine Entdeckungen bisher nur den Sklavenhändlern zu gute gekommen waren, also das Übel, das er bekämpfen wollte, noch gefördert hatten. Seine Hoffnung war gewesen, daß ein Dampfboot auf dem Nyassasee mit ein Paar Kanonen den Sklavenhändlern das Handwerk legen könnte. Das Schiff, das er mitgebracht hatte, erwies sich als untüchtig, er war betrogen worden. Ein zweites hatte zu großen Tiefgang. Das dritte, die Lady Nyassa, in die er den größten Teil seines Vermögens gesteckt hatte, entsprach allen Anforderungen, aber seinem Transporte nach dem See stellten sich immer neue Schwierigkeiten entgegen. Da traf ihn von England die Abberufungsordre. Von Krankheit geschwächt, von Hunger oft geplagt, schleppte er sich noch einmal mühsam vorwärts, wenigstens die Ufer des Nyassasees zu erforschen. Dann entschloß er sich zur Heimkehr. Die Lady Nyassa wollte er in Ostindien verkaufen, damit sie den afrikanischen Sklavenhändlern nicht in die Hände fiele. Und da unternahm er das tollkühne Wagstück, auf diesem kleinen Schiff mit wenig Besatzung, er selbst als Kapitän, den ihm unbekannten indischen Ocean zu befahren. Es war ein Wunder, daß er glücklich in Bombay landete. Von dort kehrte er nach England zurück. Es war ihm in Bombay gelungen, die Lady Nyassa angemessen zu verkaufen. Freilich sollte er sich des daraus gewonnenen Erlöses nicht freuen. Er legte das Geld in einer indischen Bank nieder und diese fallierte nach kurzer Zeit.

1865 begab er sich zum dritten Male nach Afrika. Es sollte seine letzte Reise werden. Mit jugendlichem Mute machte er sich wieder an seine Wanderungen. Dem Rovumaflusse entlang ziehend, kam er wieder an den Nyassasee. Unter unsäglichen Mühseligkeiten, selbst elend, drang er weiter vor, gelangte 1867 an den Tanganyikasee und entdeckte weiter den Moero- und Bangweolosee. Aber infolge der ungeheuren steten leiblichen und seelischen Anstrengungen brach seine Kraft allmählich zusammen. Die Füße versagten, er mußte sich tragen lassen. Noch gönnte er sich keine Ruhe. Immer häufiger überfiel ihn Bewußtlosigkeit. Nach allerlei Kreuz- und Querzügen kam er endlich in Udschidschi am Tanganyika an. Todeswund war Leib und Seele. Da stürzte am 10. November 1871 einer der beiden Knaben, die bei ihm ausgehalten hatten, mit freudiger Botschaft in die Hütte. Vor geraumer Zeit war an der Küste das Gerücht ergangen, Livingstone sei tot. Es war von Leuten, die ihn verlassen hatten, ausgesprengt worden. Da waren Expeditionen ausgerüstet worden, sich zu vergewissern, ob die Nachricht wahr sei, und, wenn er noch lebte, ihm Hilfe zu bringen. Jetzt hatte Stanley ihn erreicht. Wunderbares Zusammentreffen! Ergreifend liest sich, was beide Männer darüber schreiben. Stanley hinterließ ihm reiche Vorräte und versprach ihm, von der Küste aus sein bisheriges Gefolge zurückzusenden. Denn von Rückkehr wollte Livingstone jetzt nichts mehr wissen. Aber seine Kraft war gebrochen. Die neue Reise stellte bald wieder unglaubliche Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit. Man trug ihn schließlich, zu einem Schatten abgemagert, auf einer Bahre von Baumzweigen in das Dorf Ilala am Bangweolosee.

Nur wenige Begleiter hatten bei ihm ausgeharrt. Am nächsten Morgen, den 1. Mai 1873 fanden sie ihn in der Hütte, die sie ihm gebaut hatten, knieend vor seinem Lager. Er hatte ausgekämpft.

Seine treuen eingebornen Diener waren tief erschüttert. Aber sie haben in schöner Weise ihm seine Liebe zu seinen schwarzen Brüdern gelohnt. Sein Herz begruben sie in Afrika. Für diesen Erdteil hatte es geschlagen, und dort sollte es auch ruhen. Die Leiche selbst aber brachten sie, nachdem sie sie getrocknet hatten, ohne fremde Führung sicher zur Küste, wahrlich eine staunenswerte Leistung und ein beredtes Zeugnis ihrer dankbaren Verehrung für ihren langjährigen Herrn. In der berühmten Westminsterabtei haben die irdischen Überreste Livingstones ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Eine wunderbare Gestalt dieser Livingstone! Welcher bedeutende Geist und welche Vielseitigkeit der Gaben! Und vor allem welch' herrliches Gemüt! Von diesem bekommt man eine rechte Vorstellung erst, wenn man Einblick in seine Tagebücher und in seine Briefe an seine Frau, seine Kinder und seine Freunde nimmt. Zärtliche Liebe zu den Seinen, treue Teilnahme für seine Freunde, Interesse an allen Vorgängen in der Welt kommen darin in natürlichster Weise zum Ausdruck. Seine Anschauungen und Empfindungen sind überaus gesund, und der ernste Mann kann auch gar fröhlich sein und scherzen. Dabei stellt sich ihm doch alles unter die höchsten Gesichtspunkte und erfüllt ihn eine tiefe Frömmigkeit und ein großartiger Glaubensmut, so daß seine Aufzeichnungen zu einer wahrhaft erbaulichen Lektüre werden. Sein Leben war, seitdem er Afrika betreten hatte, recht eigentlich ein Leidensweg. Was hatte er gewollt, was hatte er erreicht? Er hatte sich durch wissenschaftliche Beobachtungen und geographische Entdeckungen verdient gemacht. Aber was er 1850 an seinen Bruder Charles schrieb, das hat ihn stets beseelt: „Ich bin ein Missionar mit Leib und Seele. Gott hat einen einigen Sohn und Er wurde Missionar und Arzt. Ich bin eine arme, arme Nachahmung von ihm, oder wünsche es zu sein. In diesem Dienste wünsche ich zu leben, in ihm wünsche ich zu sterben". Freilich waren seine Anschauungen über die Aufgaben eines Missionars weitherziger als derjenigen, deren Ideal, wie Livingstone sagt, „eine Art sauer dareinsehender Mann mit einer Bibel unterm Arm ist". „Ich weiß", fährt er fort, „daß ich mir nicht selbst gehöre; ich diene Christo, wenn ich für meine Leute einen Büffel erlege, oder eine astronomische Beobachtung anstelle". Alle seine Reisen und Forschungen dienten doch nur dem höheren Zwecke, daß das Licht von oben in den dunklen Erdteil komme. Und dafür hat er Großes geleistet und Großes erreicht. Er hat die Aufmerksamkeit der civilisierten Welt auf Innerafrika gelenkt. Die Vorstellungen von diesem Lande, das man sich bisher als eine Sandwüste vorgestellt hatte, wurden durch ihn andere. Jetzt faßte man Mut, Handel dorthin zu treiben. Auch die Eingebornen erschienen nun in einem andern Lichte. Livingstone hatte bei seinem ersten Aufenthalt von ihnen gesagt, daß sie, richtig geleitet, verständig nnd gesellig, voll Achtung für den weißen Mann, anhänglich an ihn, wenn er sie gut behandle, und begierig seien, ihn in ihrer Mitte zu haben. Und so manches, was er von ihnen erlebt hatte, sprach auch deutlich zu ihren Gunsten. Er hat der Christenheit das Gewissen ob des afrikanischen Sklavenhandels ernstlich geschärft und die Inschrift, die auf

seinem Grabe angebracht ist und die er selbst, gerade ein Jahr vor seinem Tode, verfaßt hat:

„Alles was ich in meiner Einsamkeit sagen kann ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden — Amerikaner, Engländer, Türken — herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft",

hält noch nach seinem Tode eine eindringliche Predigt.

Er hat aber über den Forscher, den Reisenden und den Feind des Sklavenhandels nie den eigentlichen Missionar vergessen, sondern, wo er konnte, überall und bis zuletzt das Evangelium verkündigt. Er täuscht sich nicht, daß sein oft nur flüchtiger Aufenthalt noch keine wirkliche Bekehrung herbeiführen könne, tröstet sich jedoch, wie er einmal in sein Tagebuch schreibt: „Einzelne werden gewißlich in ihrer Not zu ihrem himmlischen Vater flehen, die ohne unsern Besuch nie an ihn gedacht hätten". Und er hat vor allem durch seine Persönlichkeit dem Christentum in Afrika Bahn gebrochen. Noch heute lebt der weiße Doktor in freundlicher und dankbarer Erinnerung bei den Eingebornen fort. Für Afrika hat der große Glaubensheld gelebt, und Afrika hat er aufgeschlossen, aufgeschlossen auch für das Evangelium. Er hat Anspruch auf den Namen: Apostel Afrikas.

Die neuere Entwicklung Japans und die Bedeutung des Christentums.

Vortrag auf der 12. Jahresversammlung des Allgem. evang.-prot. Missions-Vereins zu Kiel am 24. Juni 1896, gehalten von Munio Kubo in Berlin.

Es war ein glücklicher, — ich möchte sagen — geschickter Griff, den der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein dadurch that, daß er hier in Kiel einmal seine Generalversammlung gehalten hat. Die Hafenstadt ist für die äußere Mission besser vorbereitet und empfänglicher als die Binnenstadt. Der Sinn der Bewohner ist dort mehr nach auswärts gekehrt. Das Gehen und Kommen von Schiffen nach und von aller Herren Ländern macht ihnen ferne und fremde Völker näher und bekannter. Mit der Bekanntschaft wächst auch das Interesse für das Fremde. Und das kommt dem Verständnis für christliche Bekehrung der überseeischen Heidenvölker zu gute. Schon der überseeische Handel und die Schiffahrt überträgt von einem Lande zum andern nicht allein materielle, sondern auch Kulturgüter. Soweit dies von einem christlichen Lande ausgeht, hat diese Kulturmission bis zum gewissen Grade die Bedeutung einer christlichen Mission. Die heutige Entwicklung des Weltverkehrs hat, sofern ihre Lichtseite in Betracht kommt, ohne Zweifel eine christianisierende Wirkung, da er seine Verbindungsnetze von dem christlich-europäischen Centrum aus auf die ganze Erde ausspannt. Kiel sendet Jahr aus Jahr ein seine Kriegsfahrzeuge hinaus, um die deutsche Machtherrlichkeit draußen auf dem Meere zu repräsentieren und steht mit fernen Erdteilen in steter Fühlung. Der Verkehr zwischen Deutsch-

land und Japan nahm seinen Anfang mit der preußischen Expedition nach Ostasien, welche im Jahre 1859 seitens der preußischen Regierung ins Werk gesetzt wurde. Ein Geschwader der preußischen Marine wurde hinausgesandt, um die später so rege gewordene Beziehung zwischen dem deutschen und japanischen Volke anzubahnen. Mit der halb mit Gewalt aufgenötigten Erschließung des Landes wurde der Stein ins Rollen gebracht, und Japan ist in der Folgezeit immer mehr ins Getriebe des Weltverkehrs hineingezogen worden. Ich freue mich, hier an dieser Stelle die Ehre und die Gelegenheit zu haben, uns über die inzwischen erfolgte Wandlung meines Heimatlandes unterhalten und dann zeigen zu dürfen, welche Aufgabe und Bedeutung die christliche Mission, in deren Interesse wir in diesem Augenblick hier versammelt sind, in Japan hat.

Während der ganzen fünfziger Jahre forderten die europäischen und amerikanischen Mächte nacheinander von Japan die Eröffnung eines gegenseitigen Handelsverkehrs. Damals stand der feudale Staatsorganismus zwar innerlich bereits morsch, aber äußerlich noch ganz unverletzt da. Die Regierung der Dynastie Tokugawa, den Shogun oder, wie die in Europa bekanntere Bezeichnung heißt, Taikun an der Spitze, übte die thatsächliche Herrschaftsgewalt über das ganze Land aus, welches in zahlreiche, große und kleine, unter einander ganz selbständige Fürstentümer zerfallen war. Der Mikado, das nominelle Staatsoberhaupt, besaß in völliger Abgeschlossenheit vom öffentlichen Leben politisch keine Bedeutung. So schloß jene aus eigener Initiative mit den Westmächten Freundschafts- und Handelsverträge ab, allerdings mehr notgedrungen, als aus politischer Einsicht, sich ins energische Vorgehen der letztern fügend. Es erhoben sich Proteststimmen aus einigen größern Fürstentümern Südwestjapans und beschuldigten die Taikunregierung, daß sie eigenmächtig unter Überschreitung der ihr staatsrechtlich zustehenden Kompetenz eine so schwerwiegende Aktion wie die Erschließung des Landes für den Fremdenverkehr vollführt habe, ohne vorher die Genehmigung des Mikado erlangt zu haben. Es war zum ersten Mal, daß Derartiges der mächtigen Taikunregierung während ihres bis dahin über dritthalb Jahrhunderte langen Bestehens widerfuhr, ein Zeichen dafür, daß der Boden, worauf die Herrschaft beruhte, schon längst ins Wanken gebracht worden war.

Gestatten Sie mir, hier einen kurzen Rückblick auf die vorhergegangene Zeit einzuschalten, damit wir die darauf gefolgte Wandlung der Dinge besser verstehen können.

Die segensreiche Friedenszeit, welche mit der Gründung der Tokugawaregierung anbrach, hatte Kultur und Wohlstand des Landes in eine bisher nie gekannte Höhe gebracht. Das Volk, welches Jahrhunderte lang in einem stetigen Kriegszustande gelebt hatte, lernte zum ersten Male wieder friedlich arbeiten. Durch Verteilung des Landes an Feudalfürsten entstanden Residenzstädte an allen Ecken und Enden. Mit dem Frieden nahm der Konsum an Umfang und Regelmäßigkeit zu und kam der Produktion zu gute. Die feudalfürstlichen Hofhaltungen mit ihrer steigenden Luxusentfaltung begünstigte das neu erwachte Kunstgewerbe. Ein Netz von Heerstraßen, welche die einzelnen Residenzstädte miteinander und den Sitz der Taikunregierung, die Stadt Yedo, welche später Tokyo umgetauft wurde, verbanden, erhielt neben der politischen und militärischen auch eine wirtschaftliche Bedeutung; es hob

die frühere, lokale Beschränkung des inländischen Handelsverkehrs auf. In den von Feudalfürsten errichteten Clanschulen wurde die chinesische Gelehrsamkeit mit Eifer getrieben und gelangte zu einer solchen Entwicklung, daß die meisten Schriften aus dieser Zeit in chinesischer Sprache verfaßt sind. Die Söhne der Samurai-Kaste, welcher die Vasallen als Beamte und Soldaten im Dienste der Feudalfürsten erblich angehörten, wurden darin neben allen ritterlichen Künsten unterwiesen. Die Erziehung des niedern Volkes lag in den Händen der buddhistischen Priester und sonstigen Schriftkundigen. Auf dem Gebiete der Kunst trat eine neue Glanzepoche ein. Kurz, es gestaltete sich innerhalb eines nach außen völlig abgeschlossenen, — im realen Sinne des Wortes — isolierten Staates ein eigenartig geordnetes Kultur- und Wirtschaftsleben. Die japanische Geschichte kennt bis dahin keine Periode, welche gleich dem Zeitalter der Tokugawaregierung einen Kulturfortschritt des Landes aufweisen könnte. Was man heute japanische nationale Civilisation nennt, ist in der That ein Erbstück, das wir aus dieser Zeit herüberempfangen haben. Die gegenwärtige Entwicklung Japans ist nicht zu verstehen, ohne die geschichtliche Bedeutung der Tokugawa-Periode zu würdigen. Diese war, so zu sagen, eine Vorbereitungszeit für die gewaltige Wandlung, welche seit Eröffnung des Landes für den Weltverkehr unter dem Einfluß europäischer Civilisation eingetreten ist. Sonst wäre die Annahme der europäischen Kultur, wie sie inzwischen vor sich gegangen, wohl nicht denkbar gewesen.

Diese feudale Staatsordnung, so kunstvoll sie auch aufgebaut war, konnte im Laufe der Zeit doch nicht dem Wandel der Dinge gerecht werden. Durch einen langen Frieden begünstigt, nahm die Bevölkerung zu. Dementsprechend wuchs aber nicht das Volksvermögen; denn die Technik machte keinen wachsende Bedürfnisse befriedigenden Fortschritt und konnte nicht den Ertrag der volkswirtschaftlichen Produktion vergrößern. Der auswärtige Handel, durch die seit Mitte des 17. Jahrhunderts streng durchgeführte Ausschließungspolitik untersagt, konnte der Not nicht abhelfen. Am härtesten litten unter diesen schwierigen Umständen die feudalfürstlichen Finanzen. Während ihre Einnahmen meist stabil blieben, steigerte sich die Zahl der Vasallen, welche die Lehnsfürsten erblich unterhalten mußten. Der Lehnssold der ersteren verschlang einen immer größeren Prozentsatz der Revenue der letzteren, welche in manchen Fürstentümern durch verschwenderische Hofhaltung oder sonstige Mißwirtschaften bereits übermäßigen Ausgaben unterlegen war. Die Folge davon war eine knappe Belehnung der Vasallen. Starre Erblichkeit der Ämter, welche fast die Regel bildete, setzte der Bethätigung ihrer Arbeitskraft eine Schranke und machte das Los ihrer Mehrzahl ungerechter Weise geradezu hoffnungslos. Eine Unzufriedenheit beschlich die Gemüter. Um diese Zeit kam andererseits eine litterarische Bewegung auf, welche in der Geschichtsschreibung die staatsrechtliche Auffassung vertrat, daß die Staatshoheit eigentlich doch dem Mikado, wenn er auch derselben durch geschichtlichen Zufall thatsächlich verlustig geworden, gebühre, daß ihre Ausübung durch den Taikun an sich widerrechtlich sei und die übrigen Feudalfürsten diesem als unmittelbare Unterthanen des Mikado rechtlich gleichgestellt seien. Die bestehende Staatsordnung erhielt dadurch eine grundsätzliche Anfechtung. Die mit jener unzufriedenen Vasallen, welche es schon längst nach frischen Thaten lüstete, bekannten sich sofort zu der

neuen Staatsanschauung. Sie nahmen schließlich ihrem eigenen Lehnsherrn den Rücken kehrend, zu denjenigen Fürstentümern Zuflucht, deren Machthaber ihrerseits darauf spekulierten, an Stelle der jetzt die Herrschaft führenden Taikunregierung der Dynastie Tokugawa ihre eigene eventuell zu setzen. Alle diese Momente bereiteten von langer Hand die notwendige Erschütterung des ancien régime, dem Japan einen über zweihundert Jahre langen Frieden und eine eigenartige Kulturentwicklung verdankt, vor und es schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, daß sie erfolgte. Da ereignete sich die vorhin erwähnte Ankunft der europäisch-amerikanischen Geschwader. Als die Tokugawaregierung nach langem Zögern endlich den Fremden den Zutritt ins Land erlaubte, brach das lang Verhaltene los. Das Land teilt sich in zwei Heerlager. Südwestjapan steht unter Führung der drei mächtigsten Fürstentümer, den Mikado an der Spitze, dem Nordostjapan gegenüber, welches zunächst noch treu an der Dynastie Tokugawa hängt. Der Bürgerkrieg entscheidet sich zu Gunsten des erstern. Jedoch die Notwendigkeit der Dinge war mächtiger als die menschliche Berechnung und es geschah anders, als man erwartet hatte. 1868 wurde die Mikadoregierung gegründet. Der Mikado trat aus seiner bisherigen Schattenstellung ans Licht der Öffentlichkeit. Die Tokugawaregierung verzichtete auf weitere Herrschaft. Anstatt daß eine neue Taikunregierung an Stelle der gestürzten unter Beibehaltung des hergebrachten Feudalismus aufkam, setzte sich die neue Ordnung in Form einer absoluten Monarchie ein. Alle Feudalherrschaften wurden ohne Ausnahme abgeschafft. Das Land wurde in Verwaltungsbezirke eingeteilt und der kaiserlichen Centralregierung direkt unterstellt. In Bezug auf den Verkehr mit den Westmächten blieb die neue Regierung in den Fußtapfen der Tokugawaregierung, obwohl diese gerade wegen dieser ihrer Politik gestürzt wurde und ließ alle einmal abgeschlossenen Verträge weiter gelten. Ja, sie ging noch weiter und trat nunmehr bei den „Barbaren", welche sie bis vor kurzem vom Lande hatte fern halten wollen, in die Lehre ein.

Von dieser Zeit an beginnt die gegenwärtige, neue Ära des modernen Japan. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zunächst machen sich Einflüsse europäischer Civilisation geltend. Rechtssicherheit und Wohlfahrt nimmt von Jahr zu Jahr zu. Eine, wenn auch noch verhältnismäßig kleine, doch durchaus schlagfertige Armee und Marine hat sich so weit ausgebildet, daß sie in den Jahren 1894/95 einen Krieg gegen China auf dem asiatischen Festlande erfolgreich wagen konnte. Durch den unaufhaltsam wachsenden Außenhandel und unter Aneignung der modernen, europäischen Technik hat das Wirtschaftsleben einen mächtigen Aufschwung genommen. Der Fortschritt, den Japan auf dem Gebiete der äußeren, materiellen Kultur seit Gründung der neuen Ordnung gemacht, ist ein erstaunlicher und wenn man die Dinge genauer betrachtet, bedeutet er wirklich auch nur das kleine Vorspiel eines großen Dramas, das sich erst noch abwickeln soll. Ein Rückwärts giebt es nicht mehr. Wer nicht mit vorwärts will, muß fallen und sich zertreten lassen. Der Strudel des modernen Weltverkehrs reißt, wenn ein Volk, sei es politisch, sei es ökonomisch einmal in ihn hineingeraten, es unerbittlich mit sich fort. Japan kann sich nicht mehr davon zurückziehen und will es auch nicht mehr. Es hat trotz der schweren Aufgaben, welche es durch Eintritt in den Weltverkehr sich auf-

gebürdet hat, in den letzten fünfundzwanzig Jahren praktische Vorteile daraus zu erzielen gelernt, an die es während seiner ganzen Geschichte auch nicht im entferntsten denken konnte. Es denkt in keiner Weise an eine nochmalige Abschließung. Die Richtung, in welcher die gegenwärtige Entwicklung fortschreitet, wird daher nicht wieder verlassen werden.

Was hat nun all das für das Innenleben des Volkes, für die geistige Kultur, für die Kultur im eigentlichen Sinne zu bedeuten? Wie hat es darauf bisher gewirkt und wie wird es noch wirken? Es ist eine Frage, nach deren Beantwortung die zukünftige Aufgabe des japanischen Volkes sich richten muß.

Soweit das äußere Leben den Menschen auch inwendig beeinflussen kann, hat die politische, ökonomische und sociale Wandlung das Volk, insbesondere die gebildeten Klassen desselben auch nach dieser Seite hin mehr oder weniger umgestaltet. So z. B. durch Wegfall der feudalherrschaftlichen Grenzen hat sich die Nation doch zum mindesten nach außen als ein einheitliches Ganzes fühlen lernen; an Stelle des lokalpatriotischen Landsmannschaftsgeistes ist ein Nationalgefühl getreten, ein für die spätere Entwicklung der Nation unschätzbares Moment. Die Abschaffung des Vasallentumes und die Freigabe von öffentlichen Ämtern an alle Staatsbürger haben die kastenmäßige, feudalständische Anschauung über die sozialen Klassen verdrängt, indem hierzu die importierte moderne, europäische Gleichheitsidee nicht wenig beitrug. Der von Jahr zu Jahr an Macht und Umfang zunehmende ökonomische Kampf ums Dasein, welcher mit der Eröffnung des Landes für den Fremdenverkehr frühere Ruhe und Genügsamkeit aus dem Volksleben für immer gebannt hat, beansprucht erhöhte Arbeitsthätigkeit und stählt die Arbeitskraft und -Energie des Volkes wie nie zuvor. Die Schulorganisation, welche in Anlehnung an europäische Vorbilder durchgeführt wurde, hat die Volksbildung ungemein gehoben. Die fachmännische Fortbildung hat durch Errichtung von verschiedenen Hochschulen eine sorgfältige Pflege erhalten. Was noch von größerer Bedeutung ist, ist der Unterricht in europäischen Sprachen und Litteratur, welcher in höheren Schulen erteilt wird. Durch denselben wird die Jugend in die westliche Ideenwelt hineingeführt, was, wenn diese kulturellen Samenkörnchen einmal auf empfänglichen Boden fallen und Früchte tragen, für das spätere Geistesleben des Volkes unermeßliche Folgen haben kann. Nach alledem kann man nicht leugnen, daß die Neuordnung in Japan auch für das innere Kulturleben gewisse Fortschritte aufweist.

Dennoch in einem Punkte ist der Japaner immer der alte geblieben, nämlich im religiös-sittlichen Leben. Hier ist der Unterschied zwischen Alt- und Neujapan ein illusorischer. Der Kern des innern Habitus läßt sich eben durch Annahme der äußern, fremden Kultur, wie durchgreifend sie auch sein mag, und durch Aneignung einiger geistiger Fertigkeiten nicht leicht verändern. Was bis vor dreißig Jahren das Gemüt des Volkes beherrscht hat, beherrscht es im Grunde genommen heute noch. Die verstandesethische Lehre des Chinesen Konfuzius war während des feudalen Zeitalters imstande, das moralische Sinnen und Fühlen der Gebildeten zu durchdringen. Ihre Unterordnungsgebote haben in geschickter Anpassung an die feudalen Zeitverhältnisse in unbedingter Vasallentreue und im Gehorsam der Kinder gegen Eltern ihre praktische Ausführung erhalten. Die enge, familienartige

Zusammengehörigkeit von Lehnsherrn und Vasallen und die patriarchalische Gebundenheit des Familienlebens sind gerade geeignet, diese beiden Tugenden zur Ausbildung zu bringen. So liefert uns die feudale Geschichte Japans auch manche wundersame Blüten des Gemütslebens, welche unsere Herzen mit einer eigenartigen Romantik erfreuen. Jedoch wir haben gesehen, wie hinfällig eine solche Vasallentreue ist, sobald eine ernstliche Prüfung an sie herantritt. Mit dem feudalen Staatsorganismus ist sie ja auch verschwunden und bildet jetzt nur einen historischen Moralbegriff. Es ist zwar an ihrer Stelle aus demselben Hintergrunde der konfuzianischen Sittenlehre eine einheitliche, monarchische Gesinnung durch Gründung der Mikadoherrschaft entstanden. Ob sie in einem modernen Staate trotz des Fehlens des direkten, persönlichen Verhältnisses an lebendiger Innerlichkeit der alten Vasallentreue gleich kommen kann, ist aber sehr zu bezweifeln. Freiheit und Beweglichkeit, welche sich durch die neuere Entwicklung immer mehr ins Volksleben eingeschlichen hat, hat auch das Familienleben besonders bei den höheren Schichten der Bevölkerung individualisiert und die gegenseitige Anhänglichkeit unter Familienangehörigen, welche durch den Zwang der patriarchalischen Sitte zusammengehalten waren, gelockert.

Derjenige Teil des Volkes, welcher die Einführung der europäischen Kultur zunächst in die Hand genommen hat, hat sich durch äußere Großartigkeit derselben einfach verblenden lassen und nicht in den innern Kern derselben einzudringen vermocht. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die unselige Halbbildung bedauerlicher Weise auch dort ihr Wesen treibt. Unter falscher Marke europäischer Bildung hat die materialistische Welt- und Lebensanschauung bereits den Einzug gehalten und in den hohlen, oberflächlichen Geistern der sog. Gebildeten auch im fernen Osten eine fruchtbare Verpflanzungsstätte gefunden. Sie behaupten mit ihren Lehrmeistern, die Religion sei ein Chimärenprodukt des im Kindesalter befindlichen Volkes und verliere ihre Wichtigkeit und Bedeutung mit der fortschreitenden Kultur, weil das mit der letztern wachsende Wissen den Glauben ersetzen müsse. Sie ahnen nicht, daß der wahre Glaube gerade dasjenige höchste Gut ist, welches nur aus dem reichsten, entwickeltsten Gemütsleben des Menschen entstehen kann, und daß die auf einem solchen Glauben beruhende Religion, je fortgeschrittener die Kultur ist, um so wichtiger wird, da diese erst durch sie den innern Halt empfängt, und ohne sie ihre Seele, ihr Leben aufgiebt und in jähen Untergang verfällt.

Und was das Gros des japanischen Volkes betrifft, so steht es heute wie früher noch in dem unheilvollen Buddhismus, welcher in einer volkstümlich verbreiteten Gestalt nichts als ein heidnischer Aberglaube ist. Man muß sich wohl darauf gefaßt machen, daß bei einer einseitig intellektuellen Volkserziehung, wie es in Japan der Fall ist, nach nicht allzulanger Zeit ein Übergang vom Aberglauben zum Unglauben sich vollzieht. Wenn hier nicht alsbald eine Abhilfe getroffen wird, so ist ein allgemeiner seelischer Nihilismus mit Sicherheit zu erwarten. Dann ist der Boden zur Genüge gepflegt, worauf ein Gott weiß was für anarchistischer Zustand erwachsen kann.

Es fehlt heute nicht an Stimmen, welche klagen, die Neuordnung habe Japan entsittlicht; was Neu-Japan an Arbeitstüchtigkeit gewonnen, habe es an Gesinnungstüchtigkeit verloren. Wie weit solche Klagen berechtigt sind, ist schwer zu sagen. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß aus einer

solchen Grundlage, wie der erwähnten, überhaupt kein allzu hohes sittliches Leben entstehen kann. Ebenso klar ist es, daß wenn hier nicht einmal eine innere Wandlung von Grund aus eintreten sollte, die jetzt kaum begonnene Entwicklung Japans einer traurigen Zukunft entgegeneilen wird. Wo soll nun diese Wandlung von Grund aus herkommen? Was ist die Kraft, welche eine solche herbeiführt? — Es ist keine andere, als die des Geistes der christlichen Religion, welcher wie ein neues Ferment im menschheitsgeschichtlichen Entwicklungsprozeß die nach außen herrlich große, wie nach innen innig tiefe Kultur der christlich-europäischen Welt erzeugt und welcher zum ersten Mal unserem Leben Ziel und Zweck gesetzt und unserm sittlichen Wollen und Handeln innern Grund gegeben hat.

Es ist sonderbar, daß das Volk, welches seit seiner Bekanntschaft mit der europäischen Kulturwelt für deren Kulturgüter ein begeistertes Interesse und Verständnis hegt und sie sich anzueignen mit aller Energie bestrebt ist, nur auf diesen Punkt bisher keine Aufmerksamkeit gerichtet hat. Die japanische Regierung hat sich um die jetzige Entwicklung des Landes im großen und ganzen unverkennbare Verdienste erworben. Sie hat zu den weitgehendsten Initiativen gegriffen, um das Land vorwärts zu bringen. Es ist jedoch ein Unding, in einem nichtchristlichen Lande direkte Pflege der christlichen Religion vom Staate zu verlangen. Von dieser Seite können wir also keine Hilfe erwarten. Hier muß die Bewegung erst von unten ausgehen. Privatinitiative, Privatarbeiten können sie nur ins Werk setzen. Solange dem Volk aber selbst der christliche Heilsglaube unbekannt bleibt, kann man unmöglich bei ihm auf Verständnis und Interesse für denselben, geschweige denn auf Initiative zur Pflege desselben rechnen. Er muß ihm zunächst beigebracht werden. Und es liegt allein und einzig in der Hand der christlichen Mission, hier helfend einzugreifen.

Die europäische und amerikanische Christenwelt ist auch längst ihrer Christenpflicht nachgekommen und hat hierzu nicht geringe Opfer dargebracht. Wenn auch bis jetzt die Erfolge scheinbar verhältnismäßig klein sind, wie z. B. die Zahl der Getauften zeigt, so darf die eigentliche Bedeutung der Mission deshalb nicht verkannt werden. Sie ist ja doch der einzige Weg, auf welchem einem im Aber- und Unglauben verirrten Volke zum ersten Male das christliche Evangelium verkündet wird. Die ausgedehnte Annahme des Christentums kann natürlich nicht von heute auf morgen geschehen, es kann sich um Jahrhunderte handeln. Daß sie einmal, wie groß und unüberwindlich die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten sein mögen, doch erfolgt, bezweifeln wir Christen keinen Augenblick. Ob sie mit der jetzigen Entwicklung Japans, welche durch Annahme der äußern westlichen Kulturgüter eingetreten, einst Hand in Hand gehen wird — was ja unser heißester Herzenswunsch ist — oder ob sie erst auf dem Schutt des jetzt Entstehenden geschehen wird, wer vermag es heute vorauszusagen?! Unsere Christenpflicht ist es, in festem Vertrauen auf den letzten Sieg unserer Sache unser Bestes und Möglichstes zu dem heiligen Werk der Mission beizutragen und uns hierzu Gottes Hilfe und Kraft zu erflehen.

Deutschland ist für Japan in vielen Dingen Vorbild geworden. Von keiner europäischen Nation hat es in geistiger Beziehung so große Einflüsse erhalten, wie von der deutschen. Schenken Sie uns auch in religiöser Beziehung Ihre Einflüsse! Lassen Sie aus Ihrem deutschen

Vaterlande, der Heimat des protestantischen Christentums, Kraft und Wahrheit des protestantischen Glaubens zu uns hinausströmen! Lassen Sie den deutschen Kriegshafen Kiel Ausgangspunkt nicht allein deutscher Machtherrlichkeit, sondern auch christlich-deutscher Geistesherrlichkeit werden! Die Japaner nennen die Wandlung, welche mit der Abschaffung des Feudalstaates und Gründung der jetzigen Staatsordnung eingetreten ist, „Erneuerung". Es soll nun dieser „Erneuerung" des politischen und materiellen Lebens eine zweite, innere, ideelle des Geistes- und Gemütslebens folgen. Die äußere Europäisierung soll durch die innere Christianisierung ergänzt und vervollständigt werden. Es soll auch im fernen Osten ein christliches Volksleben herangebildet werden. Es soll der Weg angebahnt werden, auf welchem erst zwischen Ost und West ein Kulturverkehr im wirklichen Sinne möglich wird. Lassen Sie, bitte, diesem großen Kulturwerk Ihre christliche Hilfe zu teil werden, zur Ehre Ihrer eigenen, deutschen Nation und im Interesse unserer christlich-menschheitlichen Entwicklung.

Japanisches.

XXIX. Japanische Anschauungen über Religion.

Eine japanische Zeitschrift „Nihon Shukyo" (Japanische Religion) veröffentlichte neulich einige Fragen, auf die sie aus ihrem Leserkreis Antworten erhielt. Eine Anzahl von diesen Antworten, die aus den verschiedensten Kreisen, u. a. von Studenten einliefen, sind so bezeichnend für die verschiedenen Strömungen, die heutzutage in Japan nebeneinander hergehen, daß wir sie auch den Lesern, die sich für unsere Missionsarbeit interessieren, zugänglich machen wollen.

Die Fragen lauten:

1. Was für eine Religion soll Japan wählen?
2. Was für eine Stellung soll man gegenüber der Verschiedenheit der Religionsgemeinschaften einnehmen?
3. Können die heiligen Schriften und die Glaubensartikel der Religionsgemeinschaften beibehalten werden?
4. Wie sollen Religionsgemeinschaften oder Kirchen eingerichtet werden, und wie sollen gottesdienstliche Gebäude gebaut werden?
5. Welches sind die besten Methoden der Propaganda?
6. Wie kann man am besten Familie und Gesellschaft reformieren und was kann auf diesem Gebiet durch Belehrung erreicht werden?

Schon die Fragen zeigen eine gewisse radikale Auffassung, als ob man einfach eine Religion für ein ganzes Volk „wählen" könnte, oder als ob es irgendwie möglich wäre, eine Religion ohne ihre „heiligen Schriften" zu übernehmen.

Ein Buddhist, das Haupt der Engakuji-Sekte, schlägt vor, eine große Versammlung der tonangebenden Männer aus Buddhismus und Christentum einzuberufen und die Fragen von dieser Versammlung in freundschaftlicher Weise besprechen zu lassen.

Während der Buddhist die Frage an sich offen läßt, giebt ein Christ auf die erste Frage die entschlossene Antwort: „Natürlich ist das Christentum die Religion, die wir wählen sollen. Unter Christentum verstehe ich die Religion, die sich gründet auf das Leben und die Lehre Christi, des Sohnes Gottes; ich bin nicht dafür, die Riten und Dogmen der Alten als bindend für irgend eine christliche Kirche anzusehen. Jede Kirche sollte vielmehr volle Freiheit haben, ihre eigenen Formen und Formeln festzusetzen. Riten, Ceremonien und Glaubensartikel müssen dem Ort, der Erziehung, dem Gefühl und dem Zeitalter, in dem wir leben, angepaßt werden". Über die übrigen Fragen sagt derselbe Christ: „Ich würde die vorstehenden Religionsgemeinschaften unter sich wetteifernd kämpfen lassen. Die tauglichste wird die andere überleben. Ich würde das Alte und das Neue Testament und die zwei Maximen der Liebe zu Gott und zum Nächsten beibehalten. Die jetzt in Japan vorhandenen christlichen Kirchen bieten gute Vorbilder dar für die Einrichtungen, welche den Religionsgemeinschaften gegeben sind". Sehr interessant ist seine Antwort wegen der Frage der Propaganda. „Solange man keine verfügbaren Mittel hat, ist es müßig, über die Methoden der Propaganda zu reden. Daß das Geld der Fremden zum Zweck der Ausbreitung des Christentums unter den Japanern gebraucht wird, ist ein nationaler Schandfleck. Diese Praxis muß erst ein Ende haben, wenn japanische Christen ein Recht bekommen sollen, über die Methoden der Propaganda zu diskutieren." Noch bezeichnender ist seine Antwort auf die letzte Frage. „Das Christentum, das die japanische Familie beherrschen wird, kann keine vollkommen getreue Nachbildung des europäischen oder amerikanischen Christentums sein. Es muß sich mit gewissen Wahrheiten des Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus assimilieren, um den Charakter zu gewinnen, den es braucht, damit es unsern nationalen Bedürfnissen entsprechen kann." Von diesen Wahrheiten gebraucht der Verfasser den Ausdruck „Ten pu no Shinri" d. h. „vom Himmel gelehrte Wahrheiten".

Während hier die Tendenz der Religionsmischung nur in ganz milder Form auftritt und unter den zu assimilierenden Elementen vielleicht sogar nur gewisse politische und soziale Anschauungen gemeint sind, zeigt sich die religiöse Unsicherheit in starkem Grade bei einem andern Christen, dem Herausgeber der Kiristokyo Shimbun, einer der angesehensten christlichen Wochenschriften. Über „heilige Schriften" hegt er zwar die vernünftige Ansicht, daß sie als ursprüngliche Quelle der Religion unentbehrlich seien, und sagt sehr richtig: „Das vom Christentum, was Lebenskraft hat, soll unsere Religion sein". Auch über die Aufgabe der Kirche kann man kaum richtiger urteilen als er: „Die Kirche hat zwei Aufgaben; die erste ist, Gott zu dienen und ihre Glieder zu lehren und geistig zu nähren, indem sie sie mit der Lehre und dem Charakter Christi bekannt macht; die andere besteht darin, die Glieder zu einem Leibe zu vereinigen, so daß die Herzen aller Brüder und Schwestern in einer Harmonie zusammenschlagen". Aber bei all diesen richtigen und gut christlichen Anschauungen kann er sich doch nicht entschieden auf die Seite des Christentums stellen. „Die Zeit", schreibt er, „in der alle Religionsgemeinschaften vereinigt werden können, ist noch nicht gekommen. Sie müssen noch ihrer eigenen natürlichen Entwicklung überlassen werden, Gewalt hilft nichts. Laßt Shintoisten, Buddhisten und Christen, jeden auf seinem Felde arbeiten und laßt jeden vom andern so viel entlehnen,

als ihm gut dünkt. Dies wird sich als die beste Vorbereitung für ‚Centralismus' und Einigung in der Zukunft erweisen."

Diese Neigung zur Religionsmengerei scheint mir die größte Gefahr des jungen japanischen Christentums zu sein. Sie ist es vor allem, die den Einfluß fremder Missionare noch auf lange hinaus unentbehrlich macht. Außer den Unitariern (die den Geburtstag von Buddha, Konfuzius und Sokrates neben dem Christi feiern und diese drei mit Jesus Christus zu einem „Vier-Männer-Verein", »Shi-nin-kwai« zusammenfassen), werden wohl alle unter uns von dieser Neigung frei sein. Es wäre das unglückseligste, auf was wir verfallen könnten. Leider aber ist es für die Japaner, deren Christentum noch kaum ein Vierteljahrhundert alt ist, und von denen wohl kein einziger Erwachsener schon von Kindheit an unter rein christlichem Einfluß gestanden hat, nur allzu nahe liegend, solchen Neigungen nachzugeben. Wir werden im Shinri dieser Frage einige Aufsätze widmen. Beim Konfuzianismus liegt eine religiöse Frage kaum vor, da der Konfuzianismus hier wesentlich als Sittenlehre existiert und zu einem großen Teil in das nationale Empfinden übergegangen ist. Hier kann nur ein gegenseitiges Durchdringen stattfinden, und was am künftigen japanischen Christentum mit Recht „japanisch" ist, wird zum großen Teil konfuzianische Sittenlehre sein. Schwieriger liegt die Frage beim Buddhismus, weil der japanische Buddhismus, ein völlig molluskenhaftes Gebilde ist; wie überhaupt der ganze Mahayana-Buddhismus, der auf der einen Seite den gröbsten populären Aberglauben in sich aufnimmt und auf der andern Seite seinen ursprünglichen, vom Brahmanismus ererbten Illusionismus für kantischen Kritizismus und seine Seelenwanderungslehre für moderne Entwicklungstheorie ausgibt, während ein spezifisch japanischer Zweig des Buddhismus, die Shinsekte, als völlig theistische Erlösungsreligion wenigstens äußerlich sich darstellt. Am heikelsten ist die Frage wegen des Shintoismus. Während man die verworrene shintoistische Mythologie leicht preisgeben würde, hängt am Shintoismus noch die Verehrung des Kaisers als Nachkommen der Sonnengöttin. So lächerlich es klingt, so ist es doch wahr: In demselben Japan, in dem alle Verhältnisse so radikal revolutioniert worden sind wie sonst nirgend in der Welt, wo alles, was bei uns wohlerworbenes historisches Ansehen genießt, aufs rücksichtsloseste und unbefangenste kritisiert wird, wo Religionsfreiheit und Parlament eingeführt sind, — in demselben Lande darf die Abstammung des Kaisers von der Sonnengöttin nicht öffentlich in Frage gestellt werden, und noch vor 4 Jahren verlor ein Professor der Geschichte an der hiesigen Universität seine Stelle, weil er die Berichte des Kojiki über diese alten Sagen mit der Sonde moderner Kritik untersucht hatte. Aber nicht nur dies, nicht nur der wahre Patriotismus, sondern alles, was ein halbgebildeter Japaner unter Patriotismus versteht, — das heißt im höchsten Maße verrannter Chauvinismus, gegen welchen der französische noch das reine Kinderspiel ist, — alles das hat der Shintoismus gleichsam in Erbpacht, und darum verlangt und erlangt er am meisten Konzessionen. Welcher Wahnwitz daraus entspringt, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit eine der Antworten auf die erwähnten Fragen; doch darf man zum Glück behaupten, daß dies eine ausnahmsweise Erscheinung ist. Ein bekannter chinesischer Gelehrter (d. h. ein Japaner, der sich mit chinesischer Gelehrsamkeit beschäftigt) giebt folgende Antworten:

1. „Es liegt keine Notwendigkeit vor, eine Religion zu wählen, denn wir haben schon eine. Respekt vor unsern nationalen Einrichtungen und für die niemals endende kaiserliche Dynastie ist unsere Religion. Der Kaiser ist unser Gott.

2. Es ist indessen nicht nötig, die verschiedenen religiösen Gemeinschaften zu verfolgen. Alles was man zu thun braucht, besteht einfach darin, daß man das Licht des Nationalismus recht hell leuchten läßt; so wird alles Heterodoxe orthodox werden.

3. Als „heilige Schriften" möchte ich die kaiserlichen Verordnungen über Erziehung empfehlen.

4. Die Schulen des Reiches soll man in Tempel verwandeln, in denen diese kaiserlichen Verordnungen gelesen werden. (Sie hängen schon in jeder Schule, auch in unserer Armenschule.) Es braucht keine andere Methode oder Organisation.

5. Schullehrer und buddhistische wie shintoistische Priester sollen sich vereinigen, um die Lehren des Nationalismus zu predigen.

6. Die Belehrung von Familie und Gesellschaft muß dem Unterrichtsministerium überlassen werden".

Außer diesen Antworten von religiöser Seite, — wenn man ein solches Wort hier anwenden darf, — liegt noch eine vor von dem früheren Rektor der Universität Kato, dem Verfasser der oberflächlichen Broschüre: „Das Recht des Stärkeren". Er vertritt die typische Halbbildung mit ihrem rückständigen Hochmut auf die Philosophie, von der sie freilich nur »leviores gustus« genossen hat. Er schreibt: „Die Auswahl einer Religion, welche der Zeit, in der wir leben, entspricht, ist eine Aufgabe welche nur Philosophen lösen können. Von dem religiös Gläubigen erwartet man, daß er gewisse Dogmen einfach gläubig hinnimmt. Aber solchen Glauben halte ich für geistige Sklaverei, welche gelehrte Männer heutzutage nicht mehr empfehlen können. Wie groß auch der Wunsch sein möchte, eine Religion zu wählen, — die Aufgabe ist unmöglich. Was wir auswählen, wird Philosophie und nicht Religion sein. Darüber hinaus habe ich nichts auf die Fragen zu antworten". Solche Anschauungen sind thatsächlich am weitesten verbreitet, und von den europäischen Lehrern an der Universität wird, mit einer oder zwei Ausnahmen, keiner ihnen irgendwie entgegentreten, sondern sie mit größeren oder kleineren Modifikationen selbst teilen.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, stehen wir Missionare allein mit unserer Predigt, daß der Mensch Religion braucht, und wir predigen das einem Geschlechte, das in der Schule, wenn es überhaupt eine besucht[1]), ohne jeden Religionsunterricht aufwächst. Ist es da ein Wunder, wenn unsere Arbeit nur langsame Fortschritte macht? Aber wir lassen uns nicht irre machen, sondern halten fest an der Gewißheit, daß es unser Glaube ist, der die Welt überwindet.

Dr. M. Christlieb.

---

[1]) Von 7,3 Mill. schulpflichtigen Kindern besuchten 1894 2,8 Mill. also 38% überhaupt keine Schule. Das Maß der Kenntnisse, das in der Volksschule gelehrt wird, wurde 1893 nur von 50% erreicht; 34% konnten „ein wenig lesen und rechnen", und 16% auch das nicht. In Deutschland war der Prozentsatz der Analphabeten unter den Rekruten 1894: 0,22%.

XXX. Der American Board und die Doshisha.

Der American Board muß traurige Erfahrungen mit der von ihm in Kyoto begründeten japanischen Hochschule Doshisha machen. Die Verwicklungen, zu denen der gesteigerte Unabhängigkeitsdrang der japanischen Christen hier geführt hat, sind in Z. M. K. 1896 S. 150ff. geschildert. Wir berichten hier über die Weiterentwicklung, die zu einer vollständigen Trennung der Doshisha vom American Board geführt hat. Die amerikanische Missionsgesellschaft hat hiermit jeglichen Einfluß auf die von ihrem Gelde begründete und lange ausschließlich, zuletzt teilweise unterhaltene Anstalt verloren, ohne mehr als eine sehr vage Zusicherung erhalten zu haben, daß die Anstalt in christlichem Geiste weiter geführt werden solle.

Der Rat, den die vom American Board nach Japan gesandte Deputation gab, die Gesellschaft solle fortfahren, der Doshisha, soweit deren Leiter es wünschten, fremde Lehrer zu senden, ist nämlich sehr bald gegenstandslos geworden. Unterm 19. Mai d. J. haben die Leiter der Doshisha dem American Board erklärt, daß sie vom 1. Jan. 1897 ab auf weitere Beihilfe durch Geld und fremde Lehrer verzichten. Wohl oder übel muß sich der Board hierein finden. In seinem Antwortschreiben vom 13. Juli d. J. heißt es, daß es nie die Gepflogenheit des Board gewesen sei, eine Anstalt gegen deren ausgesprochenen Wunsch zu unterstützen. Er ziehe daher mit dem genannten Datum seine Geldunterstützung und seine Missionare von der Anstalt zurück, und zwar erstrecke sich dies gleichzeitig auf die Abteilung der Anstalt für weibliche Erziehung.

Es wird auf den nach allgemeinem Urteile veränderten Geist der Anstalt hingewiesen und konstatiert, daß der American Board und amerikanische Christen überhaupt auf keinen Fall eine Anstalt begründet und mit ihrem Gelde unterhalten haben würden, an welcher Professoren und andere offen das Christentum angreifen durften. Schließlich wendet sich das Schreiben des Board mit einem ernsten, aber doch versöhnlich gehaltenen Appell an das christliche Gewissen der Leiter der Doshisha[1]): „Wir machen die Leiter der Doshisha darauf aufmerksam, daß sie durch die Ablehnung einer weiteren Unterstützung und durch den Verzicht auf die Dienste unserer Missionare auf keinen Fall von der heiligen Verpflichtung loskommen, die Anstalt in ihrem ursprünglichen christlichen Charakter weiter zu führen. Alle Hilfe des Board und der amerikanischen Christen ist von Anfang an zu dem einen Zwecke geleistet worden, eine Anstalt zu begründen und zu unterhalten, die dazu dienen sollte, Mittelpunkt und Leben des Christianisierungswerkes in Japan zu sein. Die Augen der christlichen Welt sind auf die Doshisha gerichtet, in der Erwartung, welches ihre zukünftige Haltung sein werde. Brüder von der Doshisha! Wenn Ihr auch alle organische Verbindung mit unserem Board löst, könnt Ihr Euch doch nicht scheiden von unseren Sympathien und von unseren Gebeten. Wir können nicht glauben, daß die Doshisha, die durch Gebete und göttliche Hilfe begründet wurde und von Gott bisher herrlich gesegnet worden ist, ihren Zweck verfehlen und aus der Geschichte der christlichen Kirche in Japan ausscheiden sollte. Wir haben auch den Glauben, daß wir, wenn die übertriebene nationale Bewegung sich gelegt hat und die Nebel zerstreut sind, die Doshisha wieder an der Spitze

[1]) Der Präsident ist bekanntlich seit Nishimas Tode Rev. Kozaki, der frühere Prediger der Bancho-Gemeinde in Tokyo.

der christlichen Bewegung finden dürfen, helfend, begeisternd, leitend in allem guten Werk, das zur Ausbreitung des Reiches Christi in Japan dient. Wir bitten Euch, allezeit den American Board als den wärmsten, treuesten Freund der christlichen Doshisha zu betrachten. Bittend, daß Gott Euch führen möge, sind wir ꝛc."

Auch die zugleich mit den Gebäuden der Doshisha errichteten neuen Missionarshäuser muß der Board verloren geben[1]). Da Ausländer in Japan Grund und Boden nicht erwerben und Häuser nicht besitzen dürfen, so mußten diese auf den Namen eines Japaners eingetragen werden. Hier waren die Leiter der Doshisha die nominellen Besitzer, und trotzdem bislang der Board das faktische Eigentumsrecht ausgeübt hat, reklamieren nun diese die Häuser als ausschließliches Eigentum der Doshisha. Der Board hat sich in Anerkennung des Rechtsverhältnisses hierein finden müssen und das Anerbieten der Leiter der Doshisha, daß die Missionare diese Häuser noch 15 Jahre mietsfrei bewohnen dürfen, dankend angenommen[2]). O. Hering.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

I.

Muß die Religion Israels in ihrer geradlinigen Entwicklung zum Christentum die geschichtliche Religion im ausgezeichneten Sinne dieses Wortes heißen, so darf die Religion der Hindu als die Naturreligion in demselben Sinne gelten. Liegt die Größe dort in der Beschränkung und schlichten Einfalt, so hier in der weiten Ausbreitung und Mannigfaltigkeit der religiösen Interessen. Darf jene ein höheres und allgemeines, so diese ein ganz besonders tiefes und eigenartiges Interesse beanspruchen.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat die vorliegende Aufgabe etwas außerordentlich Einladendes.

Um möglichste Vollständigkeit und doch zugleich klare Übersichtlichkeit zu gewinnen, zerlegen wir unsere Darstellung in die drei Abteilungen:

I. Die bleibenden Grundzüge des religiösen Geistes der Inder:

1. der genealogische; 2. der geographische; 3. der historische Gesichtspunkt.

II. Die Kreise des religiösen Lebens der Inder.

Die Religion der Inder:

1. in Haus und Familie; 2. in der Kaste; 3. im indischen Nationalleben.

---

[1]) Vgl. Z. M. R. 1896 S. 152.

[2]) Ich erinnere mich aus meiner japanischen Zeit eines ähnlichen Falles, in dem ein Europäer auf dieselbe Weise zu Schaden kam. Er baute sich in Tokyo ein Haus und ließ es auf den Namen eines befreundeten Japaners eintragen. Beim Versuche, das Haus zu verkaufen, erfährt der Erbauer und thatsächliche Besitzer, daß sein japanischer Vertrauensmann, auf die gerichtliche Eintragung gestützt, das Haus bis zur Höhe seines Wertes mit Hypotheken belastet hat! —

III. Die Schöpfungen des religiösen Geistes der Inder:

1. in Kunst; 2. Wissenschaft; 3. Recht.

Die Religion in Indien.

Das dürfte der wichtigste Titel des Themas sein, welches hier ausgeführt werden soll. Wir sehen unsere Aufgabe darin, zu zeigen, wie die Religion als eine allgemeine menschliche Anlage oder Bestimmtheit des menschlichen Geschöpfs unter den besonderen genealogischen, geographischen, historischen Bedingungen der indischen Völkerwelt sich eigentümlich gestaltet und darstellt, beziehungsweise gestaltet und dargestellt hat. Denn, wenn ein so gewaltiger Kontinent, wie dieser indische schon in seiner tellurischen, mineralischen, pflanzlichen und tierischen Beschaffenheit die interessanten Eigenarten darbietet, so wird dies noch vielmehr in seinen innerlichsten, geistigsten und höchsten Schöpfungen, in seinen Völkerverhältnissen und namentlich seinen religiösen Lebensäußerungen der Fall sein. Eben darum aber handelt es sich, zu zeigen, was diese indische Welt auf religiösem Lebensgebiet Eigenartiges bietet; und je besser es uns gelingt, diese allerindividuellsten und originalsten Schöpfungen des religiösen Geistes in Indien darzustellen, um so näher kommen wir der Lösung unserer Aufgabe. Wir müssen deshalb unsere Leser bitten, von vornherein alle die Schablonen, in welche man die Religionen der Völker einzuschachteln pflegt, möglichst beiseite zu lassen und sich den Blick frei zu halten für das reine Anschauen der innerlichsten und mächtigsten, der religiösen Äußerungen des Völkerlebens. Unsere Bitte in dieser Beziehung betrifft nicht bloß die älteren Schachteln, wie Polytheismus, Dualismus, Monotheismus, Pantheismus, Fetischismus, sondern auch die modernsten Fabrikats, wie Animismus, Henotheismus, Monismus u. dergl., lauter Einfassungen, durch welche die Natur der Sache, hier des religiösen Lebens, nicht sowohl enthüllt als verhüllt und verdunkelt wird. Um die Eigenart der religiösen Lebensäußerungen wahr und klar anschauen und auffassen zu können, bedarf es nicht sowohl neuer Schachteln und Umhüllungen, sondern vielmehr gerade der Auflösung der Schalen und Mäntel, damit das religiöse Leben in seinen treibenden Kräften, in seinen ewigen Ideen und Idealen, Absichten und Beweggründen erkannt und dargestellt werden kann.

Hauptgesichtspunkt unserer Auffassung und Darstellung ist also nicht Berichterstattung über die „tote" religiöse Lehre in Indien, sondern Aufzeigung des staunenswürdigen Ringens des indischen Geistes nach der Lösung des schwersten, des religiösen Problems.

Keine religiöse Antiquitäten-Sammlung, keine Chronik, keine pragmatische Darstellung, auch keine, — und noch weniger eine heute so beliebte — Entwicklungsgeschichte wollen wir geben, sondern nach seinem natürlichen Wachstum und Verfall, auf Grund seiner genealogischen, klimatischen, geographischen und historischen Daseinsbedingungen soll das religiöse Leben der Inder zu zeichnen und zu malen versucht werden.

I. Die bleibenden Grundzüge des religiösen Geistes der Inder.

1. Der genealogische Gesichtspunkt (Arisches, Indisches, „Eingeborenes").

Es muß vor allem festgehalten werden, daß es sich in erster Linie um das religiöse Leben der eigentlichen Hindu, d. h. der obersten Bevölkerungs-

schicht Indiens handelt, wir meinen die arischen Stämme, welche durch Herkunft, Sprache und die übrigen Elemente ihres geistigen Lebens uns am nächsten verwandt sind und deshalb auch aus ihren Geisteswerken am besten verstanden werden können. Die bereits vor der Einwanderung der arischen Hindu in Indien ansässigen Stämme können, schon weil sie aus selbständigen Geisteswerken der Vorzeit nicht bekannt sind, nur insoweit berücksichtigt werden, als entweder nachweislich, oder doch vermutlich auch ihre religiösen Lebensäußerungen, Sitten und Gebräuche das eigentliche hinduische Religionswesen beeinflußt haben. Dergleichen Einflüsse sind nicht bloß an sich wahrscheinlich, weil auch die höchst stehenden Kulturvölker nicht unbeeinflußt bleiben können, wenn sie sich in einem Lande niederlassen, das von solchen Bevölkerungsmassen, wie es in Indien bei Einwanderung der Arier unzweifelhaft der Fall war, bedeckt ist. — Sie sind auch überall da vorauszusetzen, wo religiöse Elemente angetroffen werden, die sich mit der Eigenart des indischen Geisteslebens nicht recht vereinigen, dagegen sehr gut erklären lassen aus der Lebensweise solcher eingeborenen indischen Stämme, die noch am wenigsten von dem indo-arischen Geiste beeinflußt sind [1]).

Was zunächst das arische Element in der indischen Religion betrifft, also das, was die eigentlichen Hindu mit allen andern Zweigen der indoeuropäischen Völkerfamilie gemein haben, so lassen sich da eine Reihe gemeinsamer Grundzüge nachweisen.

Zum Ermüden oft ist darauf hingewiesen worden, daß in den Götternamen der verschiedenen arischen Völker allerdings denkwürdige Übereinstimmungen bestehen. Ein Hauptname für das Göttliche bei allen arischen Völkern, und aus einer ursprünglichen arischen Wurzel zu erklären, ist das Wort, welches nur mundartlich verschieden: lat. divus, althochdeutsch zio, nordgerm. tivar, griechisch im verstümmelten Genitiv von Zeus diòs für di-v-òs, im zend. daev, im litau. dēwais, im lett. dews, altpr. deiws, ir. dia, wall. duw, korn. duy, im indischen besonders in dem vielgebrauchten deva vorkommt und aus der sanskr. Wurzel dio leuchten sich erklärt; so daß also die alten Arier im „Licht" eine Hauptäußerung und Offenbarung der Gottheit wahrgenommen haben.

Außerdem sind noch einige besondere Götternamen der Inder teils bei allen, teils nur bei einigen arischen Völkern nachweisbar. So hat man den altindischen Gott Varuna in dem griechischen Uranus wiedergefunden, und sprachlich ist diese Identität unzweifelhaft; auch scheint dem Wesen beider ursprünglich die gleiche Naturanschauung zu Grunde gelegen zu haben: der nächtliche Himmel. Aber im weiteren Verlauf ihrer Geschichte hat diese Gottesanschauung bei Indern und Hellenen eine so verschiedene Richtung genommen, daß von Einerleiheit der beiden Götter nicht mehr die Rede sein kann. Nur das eine läßt sich bemerken, daß Uranus und Varuna augenscheinlich der ältesten (relat.) Götterdynastie angehören, und das Bewußtsein um ihren ursprünglichen nächtlichen Charakter niemals völlig erloschen ist.

---

[1]) „Die Verehrung Civas unter dem Bilde des Linga, des Phallos, wird schon in mehreren Stellen des großen Epos erwähnt. Da dieses Symbol besonders bei den Verehrern des Civa im südlichen Indien im Gebrauch ist, läßt sich vermuten, daß es bei den Urbewohnern sich vorfand und erst später auf Civa übertragen worden ist. Was dafür spricht, ist dieses, daß noch jetzt die Brahmanen des Südens nie bei Tempeln, in welchen das Linga verehrt wird, das Amt des Priesters annehmen." So Lassen, bei Zimmer, Altindisch. Leben S. 116, der geneigt ist, nach Ludwigs Erklärung von cisnadeva RigVeda 7, 21, 5; 10, 99, 3 gleich: Phallusverehrer zu nehmen, und so schon im Rig-Veda einen Protest gegen die Phallusverehrung zu finden. Vergl. Schröder S. 350 Anm. 2. 3. Die Indologen möchten den Phallusdienst gern einem nicht arischen Volke anhängen, aber der Phallus wurde auch bei den Indogermanen verehrt.

Auch den vedischen Gott Vata, den Wehenden, hat man in dem deutschen Wodan, nord. Oosin wiedergefunden; desgleichen Parjanya im lit. Perkûna (Donner), Bhaga im slav. Bhog.

Jedoch gilt von dieser Namenseinerleiheit noch vielmehr, was soeben von Varuna und Uranus gesagt wurde. Während z. B. Wodan im deutschen Götterhimmel die Stelle der Hauptgottheit einnimmt, wenigstens nach den uns vorliegenden Urkunden, besonders der Edda, spielt Vata schon im Rigveda eine ganz untergeordnete Rolle, er wird nur nebenbei genannt. Man kann sagen, in Indien ist Indra an die Stelle Wodans unter den Germanen getreten.

Mehr noch als in den Götternamen zeigt sich bezüglich einer Reihe von eigentümlichen Mythen sowie religiösen Gebräuchen eine unverkennbare Verwandtschaft des religiösen Lebens der Inder mit anderen arischen Völkern. Besonders gehören hierher die uraltarischen und mit den tiefsinnigsten religiösen und sittlichen Ideen in Zusammenhang gebrachten Mythen von der himmlischen Abkunft und Herabholung des Feuers und von der Herabholung des Göttertranks der Unsterblichkeit. Die mächtigen Lebensrätsel vom Ursprung menschlicher Arbeit, Mühsal, Leiden und Sterben, aber auch der Hoffnung der Erlösung seliger Unsterblichkeit haben in diesen Mythen nach Lösung gerungen; obschon auch hiervon gesagt werden muß, daß die ursprünglich einem gleichen Bedürfnis entsprungene Idee alsbald eine charakteristisch verschiedene Ausgestaltung in Indien, Griechenland und Deutschland genommen hat. Während z. B. in Griechenland und Deutschland der Feuerbringer mit Verschuldung und Strafe in Zusammenhang gebracht ist, auch der Göttertrank als ein Raub an der Götterwelt erscheint, sind in Indien die Feuerkraft (Agei) und der Trank der Unsterblichkeit (Soma) als die hilfreichsten und beseligendsten Mächte aus der Götterwelt auf die Erde freiwillig herniedergekommen [1]).

Am nächsten der indischen Idee vom Göttertrank der Unsterblichkeit hat sich bei den Medopersern dieselbe fortgestaltet; wie überhaupt bei diesen beiden Zweigen der arischen Völkerfamilie die größte Verwandtschaft auch in religiösen Ideen besteht.

Übrigens zeigt sich auf diesem Gebiet, wie bereits oben angedeutet, bei den Hellenen und Germanen in der Ausgestaltung dieser religiösen Idee ein größerer sittlicher Ernst als bei den Indern, wo von Agei und Soma wesentlich nur zeitliche Güter und sinnliche Freuden erwartet werden. Doch

---

[1]) „Die altarische Idee von der himmlischen Abkunft des Feuers findet Kuhn (Herabkunft ꝛc. S. 36, 2) in dem bei Indern, Griechen und Italern gleichen Glauben, daß das irdische Feuer als himmlischer Funken von einem halbgöttlichen Wesen, das nicht ursprünglich allgemein als geflügeltes, als ein Vogel gedacht sein möchte, im Blitz den Menschen herabgebracht sei". Derselbe Blitzvogel brachte aber auch das amnita, den Soma (pars. haoma) das Meth aus der Gewitterwolke auf die Erde hernieder. Beides erschien als ein Raub der jüngeren Götterdynastie an der älteren; und so wurde von den Hellenen und Germanen hier die sittliche Idee der Verkettung von Schuld und Strafe des Frevels an dem Heiligen angeknüpft.

Wie Prometheus, der Räuber des himmlischen Funkens, wird Loki (der Lichtbringer von lug-lucae = leuchten) von den Asen an Felsen geschmiedet (Simr. Myth. S. 101). Denn er ist wie jener das böse Gewissen der gegenwärtigen Götterdynastie, die ihre Herrschaft mit Blut und Eisen, mit List und gebrochenen Eiden begründet hat, und der nun selbst' von dem „göttlichen Funken", welcher im Blitz vom Himmel auf die Erde herniederfährt, der Untergang droht.

„Haoma wird sowohl als ein genius wie auch als Trank gedacht, allgemein gilt er für das Prinzip, welches das Leben erhält; bei der Auferstehung ist es nur durch ihn möglich, die Unsterblichkeit der Körper zu bewerkstelligen". Spiegel, Yaçna, Einleitung. S. LXXII ff.

auch diese Verwandtschaft in Mythen und religiösen Gebräuchen ist noch nicht der Hauptpunkt, in welchem sich die indische religiöse Lebensanschauung als eine eigentümlich arische, im Unterschiede z. B. von der semitischen, ausweist, besonders gehört vielmehr hierher der ganz eigenartige Bau der arischen Sprache, in welchem sich auch das religiöse Denken der arischen Völkerfamilie als ein von allen andern Völkerfamilien Grundverschiedenes darstellt. Schon ursprünglich ist die Sprache der arischen Völkerfamilie so genannt, daß sie als die spezifische Sprache der Wissenschaft erscheint, wie denn auch bis auf den heutigen Tag eine Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes nur von den Ariern hervorgebracht worden ist. Diese Neigung nach wissenschaftlichem, insbesondere auch philosophischem d. i. aus Prinzipien sich aufbauendem und fortschreitendem Erkennen giebt aber auch der religiösen Auffassung der arischen Völker einen von dem religiösen Leben anderer Völker eigenartig verschiedenen Zug. Bei den Ariern ist eben die wissenschaftliche Religionsbetrachtung ein Hauptreligions-Interesse. Das wissenschaftlich-religiöse Interesse tritt hier so stark auf, daß das praktische religiöse oft ganz in den Hintergrund treten muß, und vergessen wird, daß die Religion nicht wesentlich Wissen, sondern, wie alles Leben, Wille ist. Freilich nicht alle arischen Völker sind dieser Gefahr und nicht alle gleich stark ausgesetzt gewesen; am meisten gilt das neben den Hellenen von den Indern und Germanen, während die Römer dieser Gefahr kaum unterlegen sind. Denn hier hat der praktische Zweck der Religion immer vorgeherrscht.

Die wissenschaftliche und philosophische Behandlung religiöser Probleme müssen wir also als einen in der indischen Religion besonders stark ausgeprägten Zug des arischen religiösen Geistes erklären. Man kann das religiöse Leben der Inder in seiner Eigenart nicht richtig verstehen, wenn man diese Neigung zur philosophischen Erklärung der Welt- und Lebensrätsel nicht gehörig würdigt. Abgesehen vom Christentum, kann kein Volk, sei es arisch oder nicht arisch, sich an Großartigkeit philosophisch-religiöser Systeme mit den Indern messen.

Hiermit stehen wir aber schon mitten in den spezifisch-hinduischen Grundzügen des religiösen Lebens, von denen im Unterschiede des allgemein arisch-indischen religiösen Geistes nun noch besonders gesprochen werden muß.

Einzigartig ist vor allem die Energie, mit welcher der indische Geist von der sichtbaren Welt absieht und sich an das Unsichtbare hält. Während sonst jedermann von der naiven Zuversicht ausgeht, daß das, was man mit den Augen sieht, mit den Ohren hört und überhaupt mit den Sinnen wahrnimmt, das Gewisseste sei, und sich nur schwer dazu versteht, an das Dasein einer unsichtbaren Welt zu glauben, so ist dem indischen Geist gerade die umgekehrte Betrachtungsweise die geläufige und natürliche; ihm ist die sichtbare materielle Welt, welche mit den Sinnen wahrgenommen wird, nur ein den Sinnen vorgegaukeltes Zauberwerk, ein gänzlich nichtiges Dasein, welches beständig in sich selbst zusammenbricht; dagegen die unsichtbare, geistige Welt ist ihm die immer Stand haltende, ewig dauernde. Das Wesen allerdings ist nicht die zeitliche Gestalt, in der sie je und je erscheinen, sondern der Geist, welcher in ihnen ist; jene zeitliche Gestalt ist nur ein verschwindendes Moment in ihrem ewigen Dasein, welches nach dem Gesetz der Vergeltung, der Schuld und Strafe immer neue Formen und Gestalten annimmt.

Wenn der Glaube das gewisse Überzeugtsein von dem allein wahren Dasein der unsichtbaren Welt ist, dann ist der Glaube die besondere Gabe und Energie des indischen Geistes, und insofern ist dieser Geist schon von Haus aus besonders beanlagt, die Religion zu fördern, deren

Losung lautet: Laßt uns nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen, und: Sammelt euch nicht Schätze, die auf Erden, sondern die im Himmel sind. Diese spezifische Glaubensbegabung des indischen Geistes ist jedenfalls das wirksamste Gegengift wider die materialistisch-naturalistische Weltbetrachtung, in welche die abendländische Christenheit in unseren Tagen wieder tief eingetaucht ist infolge ihrer Weltseligkeit.

Und dieser mächtige indische Idealismus ist um so höher zu werten, als er sich zugleich wirksam erweist in praktischer Weltverleugnung und Weltentsagung von staunenswürdiger, einzigartiger Energie.

Wenn es wahr ist, daß die größten Thaten der Entsagung eine weit höhere Energie erfordern als die größten Thaten auf dem Schlachtfelde oder im Rate der Männer, dann gebührt ohne Zweifel dem indischen Geist der erste Siegespreis. Denn an Heldenmut der Entsagung kann kein anderes Volk mit den Indern sich messen.

Wie schrumpft doch auch das Größte, was andere Völker auf dem Gebiete der Askese fertig gebracht haben, klein zusammen angesichts der ungeheuern Leistungen der Inder in der Selbstbezähmung und Selbstüberwindung!

In der Jugend staunen wir über die Abhärtung von Furcht- und Schmerzempfindungen, wie sie als glänzendste Beispiele altrömischer Mannhaftigkeit eines Mucius Skävola, eines Kurtius und der Decier uns vorgehalten werden. Auch sehen wir eine außerordentliche Leistung darin, daß spartanische Jünglinge am Altar der Göttin Artemis sich geißeln lassen, bis sie blutüberströmt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, als Selbstopfer der blutdürstigen Göttin fallen. Aber was will das alles besagen gegenüber der übermenschlich scheinenden Kraft der Selbstüberwindung, welche sich darin darstellt, daß ein indischer Büßer sich monatelang dem Tapas der fünf Feuer aussetzt und sich langsam also verglühen läßt, wogegen der freiwillige Tod in den Flammen des Scheiterhaufens — in Indien bekanntlich eine Jahrtausende herrschende Sitte — nicht einmal mehr als etwas Außerordentliches erscheint.

Wenn das Christentum die Religion des Kreuzes ist und seine Weltüberwindung wesentlich durch Weltentsagung vorbereitet wird, wie Großes dürfen wir dann eben in dieser Beziehung von einem Geiste erwarten wenn er einmal belehrt sein wird, daß das Verbrennen am eigenen Leibe nur dann einen Wert hat, wenn es ein Ausfluß der Liebe ist, die nicht für sich selber, sondern im Dienste des Reiches Gottes sich verzehrt[1]).

Aber auch hierzu — zur Vorbereitung dieser Liebe — fehlt dem in-

---

[1]) „Krankheiten des Körpers, erzählen die Griechen, scheinen dem indischen Weisen schimpflich, und wenn einer in Krankheit fällt, salbt er sich, läßt einen Scheiterhaufen errichten, legt sich auf denselben, befiehlt ihn anzuzünden und verbrennt, ohne sich zu rühren. Die Genossen Alexanders von Makedonien erzählen, daß Kalanos, einer jener Brahmanen von Takschaçila, welchen Alexander bewogen hatte, ihn zu begleiten, darnach in Persien erkrankt und schwach geworden sei. Alexander habe vergebens versucht, ihn von seinem Entschluß abzubringen, sich zu verbrennen. Zu schwach, um zu gehen, sei Kalanos zum Scheiterhaufen getragen worden, nach indischer Weise bekränzt und Hymnen in indischer Sprache singend. Und als der Scheiterhaufen entzündet wurde, habe er mitten in den Flammen gelegen, ohne sich zu rühren .... Die Begleiter Alexanders berichten, daß bei einigen Indern die Witwen sich freiwillig mit den Leichen ihrer Männer verbrannten, und die es nicht thäten, hätten keinen Ruhm. Bei den Indern, berichtet Nikolaus von Damaskus, wird mit dem verstorbenen Manne die geliebteste seiner Frauen verbrannt. Die Frauen kämpfen eifrigst untereinander um diesen Siegespreis, und jede wird von ihren Freunden unterstützt. Die Führer der Inder, welche mit Eudemes zum Heere des Eumenes stießen, — die Griechen nennen ihn Retens, — blieb in der Schlacht, die Eumenes dem Antigonos im Jahre 316 v. Chr. in Parae Sakena lieferte. Die beiden Weiber des Retens hatten ihn ins Feld begleitet und stritten um die Ehre, mit ihm

dischen Geiste die Beanlagung nicht. Wenn man nämlich als eine besondere Eigentümlichkeit und Leistung des Buddhismus gepriesen hat das Mitleid und die Lindigkeit gegen alle Weltwesen, so ist dieselbe keineswegs erst durch den Buddhismus, wie durch einen deus ex machina in die indische Völkerwelt hereingekommen, sondern sie ist, wie besonders der holländische Gelehrte Kern betont und nachgewiesen hat, ein Grundzug des indischen Geistes, der treffend durch das Wort ahinsâ, wörtlich das Nichttöten, bezeichnet wird. Daß Bruderhaß Menschentötung ist, davon hat der indische Geist zwar eine nicht völlig klare, aber doch sehr kräftige Empfindung. Er fühlt lebhaft, daß die Welt der Finsternis und des Todes durch Haß gestärkt, durch Liebe zerstört wird, aber er findet seine Brüder nicht nur in Menschengestalt, sondern in allem, was da lebt und webt, weshalb jede Lebenszerstörung ihm wie eine Art von Brudermord erscheint. Und diese Übertreibung kann dann freilich bis zur Schonung der Raubtiere und der Ungeziefer, ja zu Hospitälern für das Letztere, aber auch zum Verhungern- und Verkümmernlassen seiner Menschenbrüder, die nicht zu seiner Kaste gehören, führen.

Demnach, wie machtlos in diesen und anderen Zügen der indische Geist erscheint, großartig ist die Tiefe und Universalität seiner Weltanschauung, die alle Weltwesen durch das eine Band des Gesetzes der Vergeltung, der Schuld und der Strafe, verknüpft und umschlungen sieht.

Wie viele so beängstigende und gerade auf dem Gebiete des Gottesglaubens sich ergebende Welt- und Lebensrätsel werden dadurch mit einem Schlag gelöst. Die gerechte Vergeltung ist nicht mehr auf ein unbestimmtes Jenseits oder eine ungewisse Zukunft bezogen, sondern die Gerechtigkeit und Vergeltung ist eine ewig immanente. Hierin liegt ohne Zweifel eins der tiefsten Wahrheitsmomente der Religion der Hindu. Daß dem Christentum als solchem oder an und für sich d. h. im Prinzip auch dieses Wahrheitsmoment nicht fehlt, beweist ja z. B. der Ausspruch des Apostels: Irret euch nicht, Gott lässet sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Und eben dieser Gedanke, daß alle Thaten der Menschen eine Saat sind, die zum Segen oder zum Fluch reift, ist eine Lieblingsidee der Weisheit Indiens. Aber das landläufige Christentum, welches mit dem Schuldbewußtsein keinen Ernst macht und darum auch die wahre Erlösung nicht kennt, steht noch ziemlich tief unter dem Niveau dieser tiefen

---

verbrannt zu werden, da das Gesetz der Inder, wie Diodor anmerkt, nur einer Frau gestatte, sich mit dem Leichnam des Mannes zu verbrennen. Die jüngere von beiden behauptete, die ältere sei schwanger; die ältere führte an, daß dem Vorrang der Jahre auch der Vorrang der Ehre gebühre. Nachdem die Schwangerschaft der älteren festgestellt war, entschieden die Führer der Heere, daß die jüngere Frau den Scheiterhaufen besteigen werde. Da nahm die ältere das Diadem vom Haupte, raufte das Haar und wehklagte laut, als ob sie ein großes Unheil getroffen; die jüngere aber ging, ihres Sieges froh, zum Scheiterhaufen, bekränzt und schön geschmückt, wie zur Hochzeit, und von ihren Frauen, welche einen Hymnus sangen, geleitet. Als sie sich dem Scheiterhaufen näherte, verteilte sie ihren Schmuck an die Verwandten, Diener und Freunde, als ob sie ihnen Andenken hinterlassen wollte, eine Menge von Ringen mit kostbaren Steinen verschiedener Farben, goldene Sterne, mit mannigfachen leuchtenden Steinen besetzt, aus ihrem Kopfschmuck und eine starke Zahl von kleineren und größeren Halsketten. Dann grüßte sie ihre Verwandtschaft und Dienerschaft, ihr Bruder führte sie auf den Holzstoß, sie beugte sich zu dem Leichnam ihres Mannes und gab, als das Feuer emporloderte, keinen Laut der Klage von sich. Auf so heroische Weise endete sie ihr Leben und bewegte alle, die diesen Tod sahen, die einen zum Mitleid, die andern zur Bewunderung." Abendländische Berichte aus dem ersten Jahrhundert vor Christus und der späteren Zeit lassen die Witwenverbrennung als feststehenden Brauch der Inder erscheinen. Cicero, Tuscul. 5, 27. Plut. Vitios. c. 4. Aelian. var. hist. 7, 13.

indischen Welt- und Lebensauffassung, und von ihren Trägern wird mit viel größerem Recht gesagt werden können: „Ihr seid nicht ferne vom Reiche Gottes", als von Tausenden der Kulturkampfhelden, die mit ihrem seichten Optimismus auf den Höhen der Menschheit zu stehen sich rühmen.

Als ein Ausfluß jener oben geschilderten streng idealistischen Lebensauffassung erscheint dem indischen Geist nicht die Welteinkehr der Seele und die Sicherung der Fortexistenz in ihr, sondern die Sicherung der Weltflucht die höchste Lebensaufgabe des Weisen und Heiligen. Denn der Gedanke des ewigen Todes ist hier keine bloße Phrase, mit ihm wird furchtbarer Ernst gemacht. Die Seele wird solange zum Sterben wiedergeboren, bis auch der „letzte Heller" der Lebensschuld abgetragen ist. Diesem Schicksal des ewigen Todes kann nur der Weise und Heilige dadurch entgehen, daß er von allen Fesseln der Existenz durch ein aller Selbstheit sich entäußerndes Leben sich frei macht. Nicht über das „Daß", sondern nur über das „Wie" der Weltflucht gabs verschiedene Meinung und Theorien. So gewiß und allgemein in der christlichen Welt die Seligkeit oder das ewige Leben zu gewinnen als die oberste Lebensaufgabe, als das Eine was not thut, erscheint, ebenso einstimmig gilt in Indien, und soweit der Einfluß des spezifisch indischen Geistes reicht, die Sicherung der Befreiung von den Fesseln der Existenz, des Geborenwerdens und Sterbens als das höchste Ziel aller Anstrengung des Weisen.

Da somit der indische Geist in der Welt nur einen sich immer wiederholenden Kreislauf des Werdens und Vergehens sieht, so erklärt sich aus dieser Welt- und Lebensauffassung wohl auch der Mangel an geschichtlichem Sinn und Interesse, der ein Hauptzug der indischen Geistesart ist. Obwohl Indien der Schauplatz größter geschichtlicher Begebenheiten und Veränderungen auf politischem, gesellschaftlichem und religiösem Gebiet gewesen ist und der Geist und die Kraft, Geschichte zu schreiben, ihm wahrlich nie gefehlt hat, so hat der Hindu es dennoch bis auf den heutigen Tag zu keiner Geschichte gebracht, sondern sich in seine reiche Mythen-, Sagen- und Märchenwelt eingesponnen und sich daran genügen lassen. Die Avateren (Herabsteigungen) seiner Götter sind ihm noch heute wichtiger als die Heerfahrten und Kriegsthaten seiner größten Helden.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

IX. Der Verfall des Heidentums.

Fortsetzung.

Daß das Heidentum sich selbst immer mehr zersetzt, ist eine Thatsache, die nicht nur von Missionaren behauptet, sondern auch von den Heiden selbst zugegeben wird. Vornehmlich sind es zwei Dinge, die darauf hindeuten, die schlechte Verwaltung der Tempelgüter und die Sittenlosigkeit der Priester. „Der Hinduismus stirbt an seinen Stiftungen und Tempelgütern", ist eine Klage, die nicht selten vernommen wird. Als — zur Zeit der ostindischen Kompagnie, bis 1858 — die Tempelgüter noch von der englischen Regierung verwaltet wurden, da erhoben sich zahlreiche Stimmen gegen solches Bevormundungssystem. Jetzt aber macht sich eine gegenteilige Strömung bemerkbar. Es werden Bittschriften an die Regierung abgesendet, in denen diese angefleht

wird, die Verwaltung doch wieder zu übernehmen. Und die Regierung zu Madras, die man von allen Seiten bestürmte, machte in der That der Oberbehörde in Kalkutta Vorschläge in dieser Richtung. Aber der Vizekönig hat am 7. August 1894 mit einem entschiedenen Nein geantwortet und erklärt: „Es muß sein Bewenden haben bei den Akten vom Jahre 1863, wonach die Verwaltung der religiösen Stiftungen einzig und allein in den Händen der Anhänger der betreffenden Religion zu verbleiben hat".

Wohl sind in den Götzentempeln noch ungeheure Schätze aufgespeichert, Zeichen einer frühern Opferwilligkeit, und noch heute belaufen sich die jährlichen Einnahmen mancher Tempel auf viele Millionen. Der Baseler Missionar Liebendörfer in Kodakal erzählt: „In Madura ist ein einziger Juwel, für den der Prinz von Wales 40 000 Rupien geboten hat, ein Tischteppich, gestickt mit lauter echten Perlen im Werte von 20 000 Rupien. Da sind Götzen, Elefanten, Kühe u. s. w. in Lebensgröße aus reinem Silber; da sind goldene Palankine und Edelsteine jeder Art und Größe im Werte von vielen Millionen. Auf meine Frage, woher diese Schätze stammten, antwortete der Verwalter, es seien teils Gaben von Fürsten, teils solche von Pilgern und Wallfahrern, die hierher kämen, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen". Aber dieser Reichtum schwindet mehr und mehr, hauptsächlich infolge der großartigen Betrügereien, Unterschlagungen und Verschwendungssucht der Priester und Tempelvorsteher. Sogar die Götzenbilder werden ihrer Kostbarkeiten beraubt. Die indischen Gerichtshöfe haben sich bisweilen mit darauf bezüglichen Klagen zu beschäftigen, wenn auch das meiste verborgen bleibt. Das Dunkel der den Füßen und Augen der Europäer größtenteils noch verschlossenen Tempel wird immer mehr gelichtet. Das Bild, das sich da dem Auge darbietet, kann man in die zwei Wörter zusammenfassen: Räuberhöhlen und Mördergruben. In der Madras-Mail, der verbreitetsten englischen Zeitung Südindiens, berichtete 1889 ein höherer englischer Polizeibeamter unter der Überschrift: „Der Rischi und der Diamant", über die Entlarvung des Tempelherrn und des Oberpriesters von Sangamkondah im Teluguland, die unter Benutzung der Kleidung eines Rischi (eines uralten heiligen Wesens) nach und nach die sämtlichen überaus kostbaren Edelsteine und Diamanten der Tempel-Götzenbilder entwendet hatten. Die spannende Erzählung findet sich im Ev. luth. Miss. Bl. 1889, 332 ff. 344 ff. — In Tirupati, nordwestlich von Madras, befindet sich ein berühmter und vielbesuchter Tempel des Wenkataswara Swami (Wischnu), der in dem Rufe steht, besonders gegen Kinderlosigkeit und manche Krankheiten helfen zu können, wenn nur die nötigen Weihegeschenke — je nach Vermögen und womöglich über Vermögen — dargebracht werden. Reiche geben 10 000 Rupien und mehr, begüterte Kaufleute aus dem entfernten Bombay senden alljährlich einen Teil ihres Gewinns nach Tirupati. Diese kolossalen Einkünfte verteilen die Priester größtenteils betrügerischerweise unter sich und vergeuden sie. Trotzdem stehlen sie auch noch alte, inventarisierte Gegenstände des Tempelschatzes und die nach Hunderttausenden zählenden Weihegeschenke und verkaufen sie, um die gewonnenen Summen für sehr zweideutige Dinge zu verausgaben. Im Jahre 1890 wurde der Mahant d. i. der Oberpriester trotz aller Lügen und falscher Zeugen vom nächsten englischen Gerichte, ohne daß sich eine Hand zu seiner Befreiung gerührt hätte, wegen Tempeldiebstahls zu 18 Monaten schwerer Gefängnisstrafe (mit Zwangsarbeit) verurteilt und abgeführt. Und die Frauen, die besonders zahlreich den Tempel besuchen, sollen oft in ganz schamloser Weise von den Priestern gemißbraucht werden. So oder ähnlich ist's überall. Es kommt vor, daß Tempel, wie der Vilakaditempel in Kandschipuram, wegen solcher traurigen Auftritte polizeilich jahrelang geschlossen werden müssen. Können wir uns wundern, wenn unter diesen Umständen die heidnische Opfer-

willigkeit den Tempeln gegenüber immer geringer wird, wie dies besonders in Tirupati in die Augen springt? wenn Tempel verfallen, die — wie der des Dschagganâth in Puri — früher alle anderen überstrahlten? Nur das ist wunderbar, daß es noch immer viele Hindus giebt, die für den Unterhalt der Tempel so große Opfer bringen, daß deren jährliche Einnahme und Ausgabe sich auf eine Million beläuft, und daß an manchen Orten die Zahl der Besucher der Götzenfeste eher zu- als abnimmt, was allerdings wohl zum guten Teil in den besseren Verkehrsverhältnissen — die Eisenbahnen mit ihren herabgesetzten Fahrpreisen locken die Festpilger aus der Ferne herbei, — in der Wanderlust der Inder und den mit den Götzenfesten verbundenen Vergnügungen und Jahrmärkten seinen Grund hat.

Die englische Tageszeitung der gebildeten Hindus in Madras „Der Hindu" schreibt mit Recht: „Die Herrlichkeit unserer religiösen Anstalten ist dahin. Was einst dazu diente, die Seelen von Millionen zu erheben (?), das dient jetzt zum Tummelplatz der gottlosesten und dümmsten Menschen. Viele Vorsteher der Anstalten wälzen sich im Schlamm ausschweifender Vergnügungen. Hierzu verschwenden sie die Scherflein der Witwen und Waisen und sammeln um sich ein ganzes Heer von faulen Vagabunden, die die ganze Gegend mit ihren unzüchtigen Gelagen unsicher machen. Sie sind die Brutstätten von einer Masse Verbrechen, Laster und Schwindel u. s. w." So redet ein Heide, und ein andrer fügt hinzu: „Keine Frau von schönem Äußeren kann ohne genügenden männlichen Schutz einen solchen Tempel ungefährdet betreten", und ein dritter: „Können die Priester sich dann noch wundern, wenn ihre Schüler die Götzen lieber in einen Schweinestall werfen?"

Das Äußere der Tempel fordert oft geradezu zur Unsittlichkeit heraus. Von dem Schmutz und den unbeschreiblich unzüchtigen Bildern und Figuren, die sich da an den Wänden finden oder der schaulustigen Menge gezeigt werden, so daß sich bisweilen auch die sonst sehr nachsichtige indische Obrigkeit veranlaßt sieht, einzugreifen und die heidnischen Priester mit Geldstrafen zu belegen, soll gar nicht einmal die Rede sein. Es giebt Tempel, besonders der weiblichen Göttinnen, in denen Männer und Frauen unbekleidet, nur notdürftig mit den Zweigen des Margosabaumes bedeckt, um Mitternacht ihre Opfer darbringen, in denen alle 14 Tage schändliche Orgien gefeiert werden, bei denen „alle individuelle Wahl ausgeschlossen ist, und die Sache dem göttlichen Zufall überlassen wird". In jedem größeren Hindutempel werden Natsches (Nautsches) d. i. Tänzerinnen gehalten, für die ein besonderes Lehrbuch (sâstra) geschrieben ist, welches sie genau unterrichtet, wie sie das lasterhafteste Gewerbe der Erde betreiben sollen, ein Buch, das von der englischen Regierung zwar verboten ist, aber von den Hindus auf den Bazaren heimlich verkauft wird. In der Madras-Präsidentschaft allein sollen diese Bajaderen noch nach Zehntausenden zählen (nach einer Zählung sollen es 11 573, nach einer andern 35 423 sein), obwohl nicht nur Missionare, sondern auch Heiden in Schriften und öffentlichen Versammlungen sich entschieden gegen solchen Unfug erklärt haben. Diese „den Götzen angetrauten" Dirnen üben nicht nur in den Tempeln ihr schändliches Gewerbe aus, wo sie sich für jeden aus jeder Kaste prostituieren müssen, und dienen nicht nur hier durch Tänze und Gesänge bei Götzenfesten und Umzügen der Augenlust der Menge, sondern sie werden auch von den vornehmeren Volksklassen, die es bezahlen können, zur Verschönerung der Familien- und sonstigen Festlichkeiten herbeigezogen. Ja, man meinte, wenn man Europäer oder Amerikaner, darunter sogar hohe Beamte und fürstliche Gäste, ja Missionare und deren Frauen, als Gäste bei sich begrüßte, diesen eine besondere Ehre dadurch zu erweisen, daß man die Tempelprostituierten bestellte, um ihre Tänze vorführen zu lassen. Nicht selten laden sogar Europäer die Natsches zu ihren Festlichkeiten ein. Und weit

entfernt, daß man diese Dirnen verachtet, genießen sie vielmehr hohes Ansehen, und auch bessere Hindufamilien halten es für eine Ehre, ihre Töchter diesem traurigen Berufe zuzuführen. Waren sie doch noch bis vor nicht langer Zeit die einzigen gebildeten Frauen in Indien, die auch besser gekleidet wurden als die übrigen. Seit einigen Jahren beschäftigt die Angelegenheit, besonders infolge der Anregungen und Petitionen des sozialen Reformvereins in Madras die indische Presse, die sich bald für, bald gegen die genannte Einrichtung ausspricht; jedenfalls wird so viel erreicht sein, daß man an Europäer nicht mehr solche Zumutungen stellt, und daß diese selbst sich mehr zurückhalten, und die öffentliche Meinung wird nach und nach auch hier sich als wirksam erweisen.

Kein Wunder, wenn bei allem äußeren Fortschritt durch die Berührung mit der Civilisation des Westens die innere Fäulnis des Hinduismus immer mehr zu Tage tritt. „Die Verkommenheit — schreibt das ev. luth. Miss. Bl. 1892, S. 174 — Trägheit, Habgier und Herrschsucht der Tempelpriester ist in Indien sprichwörtlich, die Unterdrückung der Frauen, besonders der Witwen, die raffinierte Wollust der Männer in vielen Kasten, der krasse Aberglaube, der fleischlich-irdische Sinn der großen Menge, der Teufelsdienst der untersten Kasten und Bergvölker, die allgemeine Verlogenheit und Charakterlosigkeit der Hindus, die immer offner ans Tageslicht tretende Ohnmacht der Wohlgesinnten in ihren Reformbestrebungen, die Unterdrückung der niederen Kasten — dies und noch vieles andere sind die faulen Früchte am Baume des Hinduismus, die jetzt am meisten in die Augen fallen".

Die Hindus erkennen sehr wohl den Verfall ihrer alten Ordnungen. So schreibt ein Bengale in einem 1890 veröffentlichten Flugblatte: „Das Lebensblut unserer Gesellschaft ist in rascher Abnahme begriffen, und Religionslosigkeit verzehrt ihre inneren Lebensorgane. Blicken wir unter die Oberfläche, so finden wir, daß der Schaden, unter dem wir Hindus gegenwärtig seufzen, hauptsächlich auf Rechnung des Einflusses des Christentums zu schreiben ist . . . Dieser wird, wenn nicht bald unschädlich gemacht, in nicht ferner Zeit sicherlich einen mächtigen Zusammensturz verursachen". Andere erklären: „Unser Volksleben ist faul bis in den innersten Kern hinein, so faul, wie bei keinem anderen civilisierten Volke". „Ich scheue mich nicht zu sagen, daß der Hinduismus nicht mehr lange das Hinduvolk beherrschen wird". „Der Brahmanismus hat seine Rolle ausgespielt. Die Rasse, die einst der Ruhm und Stolz des geistigen Indiens war, schreitet auf der abschüssigen Bahn des Verfalls unaufhaltsam und langsam vorwärts: Die Brahmanen als Volksklasse sind dem Untergange geweiht". Und solche Stimmen mehren sich. (Ev. luth. Miss. Bl. 1889, 29. 332 ff., 344 ff.; 1890, 157 ff. 171 ff., 189 ff., 235, 361 ff.; 1891, 13, 15, 348; 1892, 174, 301, 319, 372 f.; 1893, 54 ff., 96, 258, 294, 439 ff.; 1894, 19, 196, 274; 1895, 35 f., Ev. Miss.-Mag. 1895, 126, Allg. Miss. Ztg. 1890, 83, 85; 1891 Beibl. 60 ff.; 1894, 127, Beibl. 76; 1896, 188 f., Allg. ev. luth. K.-Ztg. 1894, 71, 139; 1895, 31 ff., 70, 263, 383).

X. Die Macht des Heidentums.

Wir würden irren, wollten wir meinen, die Macht des Heidentums wäre gebrochen. Wenn auch durch die englische Gesetzgebung manche Mißbräuche gemildert oder beseitigt sind, „mit der Zurückdrängung der Äußerungen ist der Kern des Heidentums nicht überwunden". Es kommen noch immer von Zeit zu Zeit Fälle von „Thagismus" (religiösem Mord) zur Kenntnis der Regierung. So wurde 1890 in dem Dorfe Kuma bei Behala in Bengalen eine ganze Familie von ihren Verwandten mit Hülfe einiger Helfershelfer,

Library of the
YALE DIVINITY SCH

unter denen sich ein Priester befand, überfallen und bis auf den ältesten Sohn ermordet, der entkam und die Sache anzeigte. Unter den 7 nunmehr festgenommenen Mördern befand sich auch der Priester, der denn gestand, daß er den Segen der Göttin Kali für die Mörder habe anrufen müssen, wie es einst die Thags gethan, und daß er sich am Morde beteiligt habe. Wenn in diesem Falle das Geld auch eine Rolle mitgespielt haben mag, so doch gewiß nicht in dem folgenden aus dem Jahre 1893: Da wurde in einem Dorfe bei Benares auf Zureden der Priester dem 16 jährigen Sohne eines Brahmanen unter Zustimmung der Familienangehörigen und unter zahlreicher Beteiligung des Volks im Tempel vom ersten Priester der Hals abgeschnitten, und mit dem Blute das Götzenbild der Kali besprengt, der der arme Jüngling als Opfer geweiht war. —

Auch die Satis, d. s. Witwenverbrennungen kommen trotz des nun schon sehr alten Verbotes in abgelegenen Gegenden immer wieder vor. Die Frauen, die — teilweise aus den höchsten Kasten — ihr schweres Los, die grausame Behandlung von seiten der Männer und Schwiegermütter nicht ertragen können, — von den Verführten, die mit dem Tod die Folgen eines Fehltritts zudecken wollen, zu schweigen —, die Witwen besonders, die oft auf das Empörendste gemißhandelt werden, sehnen sich nicht selten nach dem Tode und bringen sich durch Opium um, und viele empfinden es als eine Grausamkeit der englischen Regierung, daß sie es ihnen nicht mehr gestattet, mit ihrem Gatten zu sterben. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Polizei ist es 1892 einer Brahmanenwitwe gelungen, ihren Entschluß, sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen zu lassen, auszuführen, einen Entschluß, den sie nur scheinbar aufgegeben, um mit zum Verbrennungsplatz gehen zu dürfen. Als die Flammen des Scheiterhaufens hell aufschlugen, sprang sie plötzlich mitten in das Feuer hinein, und von den Polizisten schnell wieder herausgezogen starb sie schon am folgenden Tage an den erlittenen Brandwunden. Im Jahre 1894 hat sich eine Brahmanenfrau, als ihr Mann im Sterben lag, im Flusse ertränkt, und Grundemann teilt auf Grund privater Erfahrungen mit, daß zuweilen Witwen über die Grenze nach Nepal gehen, um sich da verbrennen zu lassen.

Ferner ist die barbarische und grausame Sitte des Charak Pujah (Tscharak-Pudscha) d. i. des Hakenschwingens, die von der Regierung verboten und fast ganz außer Gebrauch gekommen war, in den letzten Jahren sogar in der unmittelbaren Nähe größerer Städte öfters wiederholt worden, ohne daß die Polizei energisch eingeschritten ist. Erst nachdem sich neuerdings herausgestellt hat, daß einmal ein Mann dabei sein Leben eingebüßt hat, ist man wieder mit Strafen und Verboten vorgegangen. Die Heiden legen sich solche Selbstopfer auf, um den Zorn der feurigen Göttin zu versöhnen, z. B. um so das Sterben von noch mehr Kindern zu verhüten, besonders aber „um Regen zu machen". So wurde in einem Dorfe bei Madura im Oktober 1891 unter 8 Freiwilligen ein 23 jähriger Bauer von hohem Wuchs und starkem Gliederbau aus der Kallerkaste 8 Tage vor dem Schwingfeste durch das Los für die schreckliche Prozedur bestimmt. Er wurde in den Tempel gebracht und bewacht, bis der Tag herbeikam. Tausende strömten in die Stadt, um das langersehnte Schauspiel zu sehen. Nachmittags gegen 2 Uhr führten die Priester das Schlachtopfer aus dem Innern des Tempels heraus, bekleidet mit phantastischer Kleidung und einem purpurroten Überwurf. Hierauf durchstach ihm der Priester mit 2 scharfen, eisernen Haken die Muskeln unter den Schulterblättern und führte den so Verwundeten zum Götzenwagen. „Hier wurden die beiden Haken mit einem starken Strick an einem 50 Fuß langen Balken befestigt, der dem Balken eines Ziehbrunnens vergleichbar etwa 20 Fuß hoch auf einem Vorsprung des Götzenwagens in Zapfen so befestigt war,

daß er sich auf und nieder bewegen ließ. Kaum war der Büßende auf diese Weise am vorderen Ende des Balkens festgebunden, so daß er nur an den Haken hing, so wurde das hintere Ende des Balkens niedergezogen. Während nun der Büßende 40 Fuß hoch in der Luft schwebte, wurde der Götzenwagen durch mehrere Straßen gezogen — fast eine englische Meile weit. Während dieser Prozession warf der Büßende Blumen und Limonen herab, welche von der untenstehenden Menge als Heiligtümer mit größtem Eifer aufgefangen wurden. Nachdem er diese Qual etwas über eine Stunde ausgehalten hatte, erklärten die Priester, die Göttin sei nun zufriedengestellt, der Balken wurde herabgelassen und das Schlachtopfer losgebunden."

Auch die Verehrung der „heiligen" Kühe scheint wieder einen neuen Aufschwung zu erleben. Ein englisch gebildeter fanatischer Brahmane, Namens Sriman Sivāmi, hat 1889 an verschiedenen Orten unter großem Zulauf zahlreiche Vorträge gehalten, um das Interesse des Publikums für die — Kühe Indiens zu erwecken, und er ist eine zeitlang der Held des Tages gewesen. So soll er in Nagpur in großartiger Prozession eingezogen sein: voran 457 Kühe, die er den Händen der Fleischer entrissen hatte, dann Elefanten, Kamele, Pferde, Musikanten und eine Menge von 20 000 Menschen, die ihm nachfolgten. Es wurde nach europäischem Muster eine Kuhschutzgesellschaft gegründet mit Bureaux in allen größeren Städten und Schildern, die einen eine Kuh tötenden Mohammedaner darstellen. Das Schlachten der Kühe von seiten der meist mohammedanischen Fleischer ist dem Hindu ein Greuel, und jene Gesellschaft will ein gesetzliches Verbot der Tötung von Rindvieh für ganz Indien erbeiführen. Auch die Missionare der Brüdergemeinde am Himalaya, die alljährlich Kuh oder Ochse öffentlich schlachten, verspürten die starke Bewegung in ihren Dörfern. In den Tagen vom 11. bis 13. August 1893 kam es nun, hauptsächlich infolge der Treibereien dieser Gesellschaft in Bombay zu einem erbitterten Kampfe zwischen Hindus und Mohammedanern, in dem gegen 100 erschlagen, noch mehr verwundet, Moscheen und Pagoden entweiht und zerstört, Läden geplündert wurden. Drei Tage lang ruhte in der großen Handelsstadt Handel und Wandel, keine Lebensmittel waren zu haben. Erst als mehrere Regimenter englischer Infanterie und Kavallerie z. T. mit den Schußwaffen eingegriffen hatten, gelang es, die Wütenden auseinander zu treiben. Nach 5 Tagen aber zogen unter Führung des „Polizei-Kommissars", der den Frieden zwischen den beiden Parteien wiederhergestellt, Mohammedaner und Hindus Hand in Hand durch die mit Blumen bestreuten Straßen. — Es sei hier noch eines anderen Volksaufstandes aus religiösen Gründen gedacht, der 1891 in Benares stattfand, und auch ein Beweis von der Macht des Heidenstums ist. Als hier infolge des Baues einer Wasserleitung ein Hindutempel abgebrochen werden sollte, kam es zu groben Ausschreitungen der wütenden Volksmenge, denen nur durch das Militär Einhalt gethan werden konnte. Um des Friedens willen ließ der Stadtrat nur die Außengebäude des Tempels abbrechen, über dem Götzen aber, der an Ort und Stelle stehen blieb, ein Schutzdach bauen.

Wie groß die Macht der Kaste noch heute ist, beweist u. a., daß der bekannte Brahmane Vivekananda, der in Chicago und nachher, wie wir früher ausführten, durch seine glänzenden Vorträge so viel von sich reden gemacht hat, nach seiner Rückkehr sich wie viele andere, durch die erniedrigende Ceremonie der Prajatschitta-Buße, in der das aus der Kuh ausgehende Unreine gegessen und getrunken werden muß u. s. w., von seiner großen Verunreinigung durch seine Amerika-Reise hat reinigen und in die Kaste wiederaufnehmen lassen, fürwahr ein trauriger Beweis von der Macht der Kaste und von der Charakterlosigkeit der gebildeten Hindus, deren Worte in striktem Gegensatz zu ihren Thaten stehen, so daß auch Hindublätter öffentlich ihre

tadelnde Stimme erheben. Ein anderer hochgebildeter Brahmane und Führer Jung-Indiens Subramanijen Eijer, Herausgeber der von uns öfters angeführten Zeitung „Hindu", verheiratete, was schon ein Zeichen großen Mutes ist — die Eheleute werden aus der Kaste ausgestoßen und auf alle Weise verfolgt, wenigstens in Südindien —, seine verwitwete zwölfjährige Tochter zum zweitenmale, aber nicht in seinem Wohnorte Madras, sondern in Bombay, um unliebsames Aufsehen zu vermeiden. Als er nach seiner Heimkehr zur Nachfeier der Hochzeit zu Hause ein Gastmahl gab, wurde er samt allen Teilnehmern vom Priester in den Bann gethan. Und die Folge? Zwei gebildete Hindus, die sehr frei dachten und redeten, ein Magister Artium, d. i. ein Doktor der Philosophie, der die englische Sprache und Litteratur genau kannte, und ein Baccalaureus Artium unterzogen sich der bereits erwähnten unsauberen Prozedur, weil sie mit einem anderen zusammen aßen, der mit Subramanijen Eijer gegessen haben soll. „Ist es nicht empörend", schreibt ein heidnischer Hindu, „daß diese Maulhelden sich weigern, mit dem Herausgeber des „Hindu" zu essen, weil er gethan hat, was sie überall empfohlen haben. Welchen Nutzen können solche „Reformer" bringen, die anders handeln, als sie reden?! Diese Maulhelden halten durch ihre Heuchelei nur den Fortschritt der socialen Reform auf."

Und diese Brahmanen, die sich die abendländische Bildung zu eigen gemacht, beherrschen, wie einst unter den altindischen Königen, noch heute das Land. Fast in allen Fächern sind von 100 Beamten 99 Brahmanen, die durch ihre Seßhaftigkeit — im Gegensatz zu den wechselnden englischen Kronbeamten — und durch ihre Lokalkenntnis einen weitreichenden Einfluß besitzen zum Schmerze der anderen, besonders der Sudras, unter denen es auch viele hochgebildete und jedenfalls mehr charakterfeste Männer giebt, als unter jenen schlauen, schlangenklugen „Götterföhnen". (Ev. luth. Miss.-Bl. 1890, 149 f., 255 f., 265 ff., 361 f.; 1891, 221, 344 ff.; 1892, 30, 32, 156, 192, 239 f.; 1893, 302, 379 f., 455. Ev. Miss.-Mag. 1892, 92 f.; 1893, 116 ff., 218. Miss.-Bl. der Brüdergem. 1894, 294. Allg. Miss.-Ztg. 1891, 344 ff.; 1893, 553 ff.; 1894 Beibl. 77; 1895, 430 ff.; 1896, 143, 187 ff. Allg. ev.-luth. K.-Ztg. 1893, 447, 880, 956, Grundemann, Entwicklung 191 ff.).

Aus der Mission der Gegenwart.

Die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Arbeiten 1895/96.

Von Pred. H. Lehmpfuhl.

I.

Zum ersten Male seit dem Erscheinen unserer Zeitschrift treten wir mit einer Missionsrundschau über die Arbeiten der deutschen Missionsgesellschaften an die Öffentlichkeit. In erster Linie leitete uns dabei das Bestreben, unsere Leser immer mehr auch über die Vorgänge auf den Missionsfeldern der anderen Vereine zu orientieren, ihnen einen Einblick zu geben in die Leiden und Freuden derer, die mit uns arbeiten an der großen Aufgabe, den Heiden das Evangelium Jesu Christi zu bringen, und so unser Vereinsorgan immer mehr zu einem Hilfsmittel zu gestalten, das über die ganze moderne Missionsgeschichte unterrichtet. Die nachfolgenden Skizzen und Charakteristiken werden unseren Freunden aber auch ein Bild geben von der großen Mannigfaltigkeit der Art und Weise, wie die einzelnen deutschen Gesellschaften ihr Werk betreiben, — es gleicht nicht eine der anderen, — und sie werden von neuem, wenn auch indirekt, das gute Recht unseres Vereins darthun.

Zunächst möge die nachstehende Tabelle dem Leser einen Gesamtüberblick über die Leistungen der deutschen Missionsvereine 1895/96 geben:

Missionsgesellschaften	Missionare	Heidenchristen	Einnahmen. M.	Ausgaben. M.
Brüdergemeine	217	95 439	496 146,38	1 556 070,—
Basel	155	31 703	1 037 757,85	1 036 325,09
Barmen	105	60 000	495 738,48	515 434,38
Berlin I.	76	28 315	348 384,43	347 324,37
Hermannsburg	57	32 015	242 623,22	242 656,99
Leipzig	43	15 038	389 345,97	378 682,33
Berlin II. (Goßner) . . .	21	40 000	199 060,70	197 112,29
Bremen (Norddeutschl.) . .	16	1 492	124 057,49	155 615,87
Neukirchen	12	754	53 765,61	58 242,51
Breklum	10	342	89 606,07	85 434,26
Berlin III. (Ostafrika) . . .	17	88	64 643,24	70 016,53
Neuendettelsau	9	6	27 002,97	25 275,66
Allg. ev.-prot. Missions-Verein	5	216	50 233,89	40 454,53
Jerusalems-Verein	3	ca. 300	ca. 55 000,—	ca. 55 000,—
China-Frauen-Verein . . .	1	140	18 656,45	15 741,49
Morgenl. Frauen-Verein .	13	ca. 130	17 643,16	21 147,39
	760	305 978	3 706 065,91	4 800 533,69

Betrachten wir einmal diese Zahlen genauer; sie sagen uns viel. Sie zeigen uns zuerst, daß der kleinsten deutschen Kirchengemeinschaft, welche Mission treibt, der Brüdergemeine nach ihren Leistungen der erste Platz gebührt. Sie könnte allerdings bei einer Einnahme von nicht ganz 500,000 M. nicht über 1½ Millionen M. für Missionszwecke verwenden, wenn sie nicht durch ihre Missionshandlungen auf den einzelnen Gebieten bedeutende Einnahmen erzielte; aber dennoch kommen, auf den Kopf in der Brüdergemeine 5,23 M. Missionsbeiträge[1]), während das übrige evangelische Deutschland und die Schweiz, zusammen ca. 33 Mill. Seelen gerechnet, pro Kopf nur 10 Pf. aufbringt. Sie zeigen uns ferner, daß Deutschland von Jahr zu Jahr mehr für Missionszwecke aufwendet. 1881 hatte es 9 Miss.-Ges. mit 520 Missionaren, 65062 Kommunikanten, 178783 Heidenchristen und 2523372 M. Einnahmen. Welcher Fortschritt in diesen 15 Jahren! Aber verglichen mit den Leistungen der Länder englischer Zunge sind die Deutschlands minimal und stehen in keinem Verhältnis dazu. Nun ist es ja wahr, daß es, wenn irgendwo, so bei der Mission nicht auf die Zahl, sondern die Befähigung der Arbeiter ankommt. Die Mission ist ein großer Kampf der Geister, in dem nicht die Zahl, sondern die geistige Qualität der Kombattanten den Ausschlag giebt, und in dieser Beziehung hat Deutschland von Anfang an Bedeutendes geleistet und leistet es noch Hervorragendes. Aber wenn Deutschland so tüchtige Kräfte besitzt, wenn seine theologische Wissenschaft den ersten Platz in der Welt einnimmt, dann ist es auch seine heilige Pflicht, für das große Werk der Mission entsprechende Mittel aufzubringen, um seiner Geistesart bei der Christianisierung der Völkerwelt die ihr gebührende Bedeutung zu verschaffen. Zahlen reden und sie reden eine deutliche Sprache. Nach der Missionary Review of the World gab es 1894/95 ca. 130 protest. Missionsgesellschaften, 11765 Missionare und Missionarinnen, worunter allerdings 3685 Missionarsfrauen mitgerechnet sind, beinahe 3 Millionen eingeborene Christen; gegen 55 Millionen M. wurden für Missionszwecke aufgebracht. England stellt hiervon allein ca. 2200 Missionare und zahlt 28 Millionen M. Missionsbeiträge. War es zu viel gesagt, wenn behauptet wurde, daß die Missionsleistungen Deutschlands in keinem Verhältnis zu denen Englands stehen? Aber noch ein anderes ersehen

[1]) Rechnet man bloß die Kommunikanten, so kommen 1895 auf jeden derselben 7,05 M. Missionsbeiträge.

wir aus diesen Zahlen. Wenn 130 protest. Missionsgesellschaften sich in 55 Millionen M. Beiträge teilen, und davon auf die 16 deutschen Gesellschaften nur 4½ Million M. entfallen, so ergiebt sich auch hieraus wieder, was schon oft gesagt worden ist, daß in Deutschland durch die verhältnismäßig vielen Missionsgesellschaften die geringen Kräfte unnötig zersplittert werden. Doch betrachten wir unsere Zahlen noch ein wenig weiter, und schauen wir einmal die Kolumne, die die Missionserfolge aufzählt, genauer an. Sie zeigt uns ergreifend, daß man die Missionserfolge nicht nach Zahlen messen darf. Am augenfälligsten tritt dies bei der Evhemission der Norddeutschen Gesellschaft hervor. Diese zählt nach 49jähriger, harter Arbeit, die die schmerzlichsten Opfer an edlen Menschenleben gefordert hat, jetzt erst 1492 Heidenchristen, und von diesen kommen die meisten erst auf die letzten Jahre. Vor 15 Jahren hatte sie nicht viel über 700 Christen, vor 20 Jahren nicht mehr als 200. Zur Baseler Mission gehören jetzt 31703 Christen, sie arbeitet auf 4 Missionsfeldern; aber mit wie verschiedenem Erfolge! In China betrug der Zuwachs im letzten Jahre 22 Gemeindeglieder, auf der Goldküste 936! Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Man ersieht aber aus dem Angeführten auch noch das eine, daß es nicht immer richtig ist, wenn man meint, die Mission sei bloß unter den Kulturvölkern schwierig. Es mag gerade einmal für unsere Freunde an dem Beispiel der Evhemission nachgewiesen werden, daß es auch Naturvölker giebt, die sich nur nach harten Kämpfen dem Evangelium erschließen.

Aber Zahlen an sich bleiben tot und lassen uns kalt, und auch die Zahlen unserer Tabelle gewinnen erst Leben und Interesse, wenn wir genauer wissen, wie die einzelnen Missionsgesellschaften ihr großes Ziel erreichen wollen, was das Charakteristische an ihnen ist, und welche Geschichte diese Zahlen erzählen. Nur das zu einer Orientierung absolut Notwendige soll hervorgehoben werden; wir werden unsere Wanderung so kurz wie möglich einrichten, um dann noch für eine Schlußbetrachtung Raum zu gewinnen.

Zuerst muß die Brüdergemeine genannt werden, die sowohl durch das Alter ihrer Mission — 1732 wurde ihr erster Missionar ausgesandt — als auch nach ihren Leistungen diesen Platz beanspruchen kann. Ihr Arbeitsgebiet erstreckt sich über die ganze Erde. In allen Weltteilen, in Amerika, Afrika, Asien und Australien hat sie Missionsstationen. Mit dem geringsten Erfolg hat sie bisher in Britisch-Indien am Himalaya gearbeitet. 1853 wurde hier das Werk begonnen und zählt erst 3 Stationen mit 57 Christen. Die schönsten Früchte hat sie auf ihrem ältesten Missionsfeld, in Amerika geerntet. In Westindien, wo sie auf St. Thomas, St. Jan, St. Croix, St. Kitto, Jamaika, Antigua, Barbados, Tobago und Trinidad arbeitet, ist das Werk so weit gediehen, daß die eigentliche Missionsarbeit bald eingestellt werden und Westindien eine selbständige Unitätsprovinz werden wird. In Surinam, dem größten Missionsfeld der Brüdergemeine, das 27 000 Christen zählt und allein 260 000 M. im letzten Jahre erforderte, ist die Arbeit noch nicht so weit fortgeschritten. Hier bietet namentlich das Buschland mit seinem mörderischen Klima dem weiteren Vordringen fast unüberwindliche Schwierigkeiten; außerdem hat sich unter den eingewanderten Kuli und Chinesen ein ganz neues Missionsfeld aufgethan. Endlich kommt dazu die rege Thätigkeit der katholischen Kirche, die auch hier wieder im Trüben fischen will. Nicht weit von Suriname liegt Demarara, wo sich eine Gemeinde von 816 Christen befindet. Zu schweren Sorgen giebt die Mission auf der Moskitoküste Anlaß, die erst 1849 begonnen, schon bedeutende Erfolge aufweist. Bekanntlich bemächtigte sich im vorigen Jahre der katholische Freistaat Nicaragua mit List und Gewalt dieser bisher freien Indianerreserve, und die Leiter der Brüderunität fürchten das Schlimmste für ihr Missionswerk von der katholischen Regierung. Gegenwärtig ist aber die liberale Partei

in Nicaragua am Ruder und hat der evangelischen Mission noch keine größeren Schwierigkeiten bereitet. Bisher wurde nur in Bluefields, dem eigentlichen Centrum der Arbeit, der höheren Schule der Staatsbeitrag von der Regierung entzogen mit der Motivierung, weil an derselben „Religionsunterricht" erteilt wird.

Wenden wir uns nun von Mittel- nach Nordamerika, so finden wir hier in Grönland (1733), Labrador (1752) und Alaska (1885), einem Gebiet von vielen 100 Quadratmeilen, Missionsstationen der Brüdergemeine. In Grönland und Labrador ist die eigentliche Missionsarbeit abgeschlossen, dagegen ist auf Alaska das Werk kaum begonnen. Im letzten und vorletzten Jahre gingen hintereinander 2 Proviantschiffe für die Missionare, die nach Grönland bestimmt waren, unter.

Kurz können wir uns auch über das Werk in Australien fassen, wo die Unität in Viktoria und Queensland ein zweifaches Arbeitsfeld hat. Auf beiden gilt die Mission den Papuas. Schnell eilen wir auch über die Arbeit in Afrika hinweg, wo sie eine reichgesegnete Thätigkeit unter den Hottentotten und Kaffern entfaltet hat. Das zuletzt 1891 in Deutsch-Ostafrika im Kondeland am Nyassa in Angriff genommene Werk zeigt noch keine Erfolge. Der erste Missionar starb sehr bald, andere sind erkrankt, auch klagt der letzte Bericht über die Zuchtlosigkeit der befreiten Sklaven, die bis auf 7 alle die Station haben verlassen müssen.

Wir mußten bei unserer Rundschau länger bei diesem imposanten Werke verweilen, das uns zeigt, was eine richtig betriebene Kirchenmission zu leisten vermag. Bekanntlich ist die Brüder-Unität die einzige deutsche Kirchengemeinschaft, die als solche Mission treibt, und das giebt dieser Mission ihr ganz besonderes Gepräge. Sie hat bei der Betreibung ihres Werkes den großen Fehler gemacht, zu spät auf die Selbständigmachung ihrer Gemeinden hinzuarbeiten, nnd das rächt sich jetzt, wo man den Fehler eingesehen hat, bitter; denn es fehlt sowohl in Amerika, wie in Afrika, den beiden größten Missionsfeldern, fast überall an eingeborenen Gehilfen. Aber immer wieder muß die Opferwilligkeit dieser kleinen Gemeinschaft gerühmt werden. Sie schloß im vorigen Jahre mit dem gewaltigen Defizit von 114 933,40 M. ab und konnte schon nach wenigen Monaten melden, daß dies Defizit nicht nur gedeckt sei, sondern daß noch 35 404,68 M. darüber eingegangen waren!

Ein ganz anderes Bild als diese Kirchenmission der Brüdergemeine bietet die Baseler Missions-Gesellschaft, deren Anfänge bis 1780 zurückreichen, die aber erst seit 1822 selbständig Missionare aussandte. Obwohl die Vertreter dieser Gesellschaft gern die Punkte betonen, die sie von uns trennen, steht sie doch in vieler Beziehung unserem Verein recht nahe. Auch sie hat nie den Heiden das Evangelium in einer festumrissenen dogmatischen Form bringen wollen; sie hat auch nie ihre Missionare auf ein kirchliches Sonderbekenntnis verpflichtet. Sie mußte es wegen dieser freien Stellung erleben, daß sich die norddeutschen konfessionell gerichteten Kreise von ihr trennten. Der Künzle-Streit hat ferner gezeigt, daß die Missionszöglinge in Basel auch mit den Ergebnissen der modernen kritischen Theologie bekannt werden. Und wenn das auch in manchen Kreisen großen Unwillen erregt hat, so ist dies Vorgehen doch nur mit Freuden zu begrüßen. Ein Missionar, der es gelernt hat, am christlichen Dogma Kern und Schale zu unterscheiden, wird ganz anders missionarisch thätig sein als einer, dem die Form des Dogmas ebenso wesentlich ist als der religiöse Wahrheitsgehalt, den es aussprechen will. Nur die religiösen Wahrheiten zünden nnd wecken religiöses Leben, nicht die Hüllen, in die sie Menschen gekleidet haben. Die Baseler Mission ist wie schon früher auch im verflossenen Jahre schwer heimgesucht worden: Sie hat nicht weniger als 18 Todesfälle bei ihren Missionsarbeitern zu beklagen. In China haben die Missionare viel Not und Angst

durchgemacht durch die Aufstände der Rebellen. Öfters mußten die Brüder flüchten, die Stationen in Nyenhangli, Tschongtschun, Hokschuha und Hinnen waren mehr als einmal in der Gefahr, zerstört zu werden, Moilim wurde geplündert. Auf dem Missionsfeld in China hat aber die Baseler Mission auch sonst nicht große Erfolge erzielt; ihre Hauptkraft konzentriert sie auf Indien, wo sie auf der Südwestküste in Malaka, auf den Blauen Bergen, in Südmahratta, Nord- und Süd-Kanara und im Kurgland 12 331 Christen gesammelt hat. Die meisten Erfolge hat sie in Afrika auf der Goldküste zu verzeichnen, wo sich durch die Einverleibung Asantes in das englische Gebiet im vergangenen Jahre ein ganz neues Arbeitsfeld aufgethan hat. Die Hoffnung Missionar Ramseyers, der vor 25 Jahren als Gefangener mit seiner Frau nach Kumase, der Hauptstadt Asantes, geschleppt wurde, ist jetzt erfüllt. Er hat bereits mit seiner Gattin die Arbeit hier wieder aufgenommen. Über Kamerun, wo die Baseler Gesellschaft infolge der Erwerbung dieses Landes durch das Deutsche Reich Ende 1886 eine Mission unternommen hat, ist noch nicht viel zu melden. Dagegen sei hier noch auf die mit Erfolg auf allen Missionsfeldern betriebene ärztliche Mission hingewiesen.

Ähnlich wie Basel hat auch die Rheinische Missionsgesellschaft, deren Anfänge bis 1799 zurückreichen, keinen konfessionellen Charakter[1]). Wohl keine deutsche Missionsgesellschaft hat in den letzten Jahren so namhafte Erfolge zu verzeichnen wie die Rheinische. Man vergleiche nur die Zahlen der obigen Tabelle mit denen der Baseler Mission und ziehe dann selbst den Schluß daraus. Ihre Missionsfelder liegen in Afrika, Kapland, Hereroland, Namaland und Ovamboland, in Asien, China und Niederländisch-Indien (Borneo, Sumatra, Rias), und in Australien auf Neu-Guinea. Gewiß ein weit ausgedehntes Arbeitsfeld, das dem, der es an der Hand der Berichte durchwandert, eine Menge der interessantesten und abwechselungsvollsten Bilder zeigt. Traurig, sehr traurig lauten nur die Nachrichten über Neu-Guinea. Pastor Kriele schreibt: „Als Statistik läßt sich ja leider hier nur nennen: — — 3 (augenblicklich nur 2) Stationen, keine Christen; aber 10 Gräber in 8 Jahren!“ Auf der Dampier-Insel mußte die Arbeit wegen einer die Bevölkerung dezimierenden Pockenepidemie und wegen Ausbruchs eines für erloschen gehaltenen Vulkans aufgegeben werden. Gering sind auch hier die Erfolge in China; doch sollen jetzt auch im Innenland Stationen angelegt werden. Bezeichnend ist, was Pastor Kriele über die ärztliche Mission, die auch Barmen in China unterhält, schreibt: „Eine genaue Beobachtung zeigt, daß fast sämtliche in den letzten Jahren Getaufte eine direkte oder indirekte Frucht des Rhein. Miss.-Hospitals sind, zu schweigen von den vielen, vielleicht Hunderten, deren Urteil über die „fremden Teufel“ sich geändert hat, seitdem sie des Segens ihrer Barmherzigkeit teilhaftig geworden sind“. Gewiß ein beachtenswerter Wink für alle, denen die chinesische Mission am Herzen liegt!

In Niederländisch-Indien ist das Werk in einem gewaltigen Aufschwung begriffen; selbst auf dem früher so unzugänglichen und aussichtslosen Nias ist die Zahl der Christen in den letzten Jahren bedeutend gestiegen; was

---

[1]) Unter den dankenswerten Aufsätzen in Dr. Warnecks A. M. Z. 1896 über die deutschen Missionsgesellschaften soll ganz besonders die lichtvolle und klare Rundschau des P. Kriele über die Rhein. M. G. hervorgehoben werden. Aber es muß auch gesagt werden, daß manche dieser Aufsätze an Unübersichtlichkeit, manche an dem alten Fehler der Überschwenglichkeit leiden. So ideal sind die Zöglinge der Missionshäuser nicht, wie es nach diesen Berichten dem Leser erscheinen muß, und so vortrefflich steht es auch auf dem gesegnetsten Missionsfelde nicht aus, wie es da gezeichnet wird. Diese Überschwenglichkeit schädigt unsere Sache aufs schwerste in der Heimat, und es kann nicht oft genug davor gewarnt werden. Also mehr Nüchternheit, mehr Objektivität, wie wir sie von niemand besser lernen können als von Männern wie Dr. Warneck und Dr. Grundemann.

aber besonders erwähnt werden muß, ist die von manchen schönen Resultaten gekrönte Mohammedaner-Mission, die Barmen auf diesen Inseln entfaltet hat. Man sieht wenigstens das eine daraus, daß auch eine Bekehrung mohammedanischer Völker möglich ist; — soviel scheint allerdings aber nach den bisherigen Erfahrungen festzustehen, daß man dabei die Außenposten zuerst in Angriff nehmen muß, und daß es taktisch verkehrt wäre, sofort den Mohammedanismus in seinen Hauptcentren bekriegen zu wollen.

Auch in Afrika ist das Werk rüstig fortgeschritten. In der Kapkolonie galt es, eine Hungersnot abzuwenden; in Deutsch-Südwest-Afrika, das mit einem fast lückenlosen Netz rheinischer Missionsstationen überzogen ist, liegen jetzt, nachdem der Friede mit Hendrik Witbooi und den Herero hergestellt und ein geordnetes Regiment eingeführt ist, die Verhältnisse für die Mission sehr günstig und werden auch nach Kräften ausgenützt. Ein neues Missionsfeld hat sich unter den Bergdamra aufgethan, einem verachteten und bedrückten Volke, das „die Sprache der Hottentotten mit ihren wunderlichen Schnalzlauten spricht und die Farbe der Neger trägt, und weder Nama noch Oraherero wie ein ethnographisches Rätsel hin und her im Hererolande, zum Teil in unwegsamen Felsennestern, seine Wohnsitze hat". Hoffentlich gelingt es den Römischen, die überall in Afrika eine emsige Thätigkeit entfalten, nicht, in Südwestafrika festen Fuß zu fassen und, was sie so gern thun, da zu ernten, wo andere gesät haben. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Dr. Warneck, der verdiente Forscher auf dem Gebiete der Missionswissenschaft, ist zum ordentlichen Honorarprofessor an der theologischen Fakultät der Universität Halle/Wittenberg ernannt worden. —

Der Studenten-Bund für Mission, über dessen Gründung wir Jahrg. 1896 S. 102 f. berichtet haben, hat einen Aufruf an sämtliche Studenten der deutschen Hochschulen erlassen, in dem zum Beitritt aufgefordert wird. Der Bund zählt bis jetzt 15 Mitglieder. Auf der konstituierenden Versammlung am 28. März v. J. wurde auch ein Statut entworfen, dem wir unsere Zustimmung geben können. Das Statut ist offenbar bestrebt, für jede theologische Richtung Raum zu lassen, und nimmt in seinen theologischen Bestimmungen auf kein kirchliches Bekenntnis Bezug. Aus diesem Grunde und aus diesem Grunde allein möchten wir seine Verfasser darauf aufmerksam machen, daß es biblisch korrekter gewesen wäre, in §. 2 zu schreiben „im Glauben an Jesum Christum als an seinen Herrn und Gott" statt „als an seinen Gott und Herrn". Das ist ja das Bedeutsame im Neuen Testament, daß Jesus ὁ κύριος genannt wird, wie sonst nur Gott. θεός hat auch bekanntlich im neutestamentlichen Sprachgebrauch eine viel weitere Fassung als κύριος. Endlich wird Jesus nur an sehr wenigen Stellen θεός genannt und hier ist die Auslegung sehr streitig, dagegen wird ihm an unzähligen Stellen das Prädikat κύριος beigelegt. — Doch dies nur nebenbei. Wir freuen uns, daß sich unter der studentischen Jugend, deren ganzes Interesse in den letzten Jahren mehr den sozialen Fragen galt, wieder neue Missionsbegeisterung regt. Der Bund will für keine bestimmte Missionsgesellschaft werben, sondern überläßt es dem einzelnen, sich nach Gottes Führung irgend einer Missionsgesellschaft anzuschließen. Möchte es ihm gelingen, das Ziel, was er sich gesteckt hat, zu erreichen! —

In den Tagen vom 29. September bis 1. Oktober v. J. fand im Kurhaus Palmenwald in Freudenstadt ein missionswissenschaftlicher Kursus statt, an dem etwa 100 Geistliche aus Württemberg, Baden, Hessen und der Schweiz teilnahmen. Als Einleitung wurde von Dekan Wurm in Echterdingen, der früher Lehrer am Baseler Missionshaus gewesen ist, eine „Missionsgeographische Rundschau" gegeben; in einem weiteren Vortrag sprach

er über „die Beziehungen zwischen Religionswissenschaft und Mission". Missionar Frohmeyer berichtete über die indische, Missionar Piton über die chinesische Mission. Missionar Hesse, der verdienstvolle Redakteur des Calwer Missionsblattes, sprach über „Die Mission auf der Kanzel". Der Sekretär der Baseler Mission Würz gab eine Schilderung der Baseler Missionsleitung. Durch einen Fragekasten war den Teilnehmern Gelegenheit gegeben, sich über diesen und jenen Punkt noch weitere Auskunft zu holen. Wir halten solche Missionskurse für recht geeignet, die oft große Unwissenheit unter den Geistlichen auf diesem Gebiet zu verringern und ihnen mehr Interesse für dies so wichtige Werk einzuflößen. Ähnliche Kurse werden übrigens auch von der Brandenburger Missionskonferenz veranstaltet. —

Der Hauptverein der Deutschen Lutherstiftung für Brandenburg und Berlin veranstaltete im vergangenen Wintervierteljahr in der Dreifaltigkeitskirche eine Reihe von 6 Vorträgen, die sämtlich Themata aus der Mission zum Gegenstand hatten. Pred. Prof. Scholz sprach über „Die Mission unter Eis und Schnee", Generalsup. Dr. Dryander über „Die Mission unter den Kanibalen", Superintendent Vorberg über „Leiden und Siege auf Madagaskar", Prof. Dr. von Soden über „Die religiöse Zukunft Deutsch-Ostafrikas", Pastor Dr. Grundemann über „Mission und Kultur" und Prof. Dr. Warneck endlich ließ seine Hörer einige Blicke in die Größe der Mission thun. Leider war es dem Schreiber dieser Zeilen nur möglich, dem von Sodenschen und und Warneckschen Vortrage beizuwohnen. Dr. Warneck sprach wie immer mit großer Begeisterung von unserem großen Werke und suchte an einer Reihe von Beispielen aus der Größe der Missionsbeiträge, der Zahl der Bekehrten, den Leistungen in der Übersetzung der Bibel ꝛc. das alte Vorurteil, daß die Mission eine Winkelsache sei, zu zerstören. Dr. von Soden zeigte in seiner feinsinnigen und geistvollen Rede, wie in Afrika die beiden großen Welten, die christliche und mohammedanische, in heftigem Kampfe um die Vorherrschaft ringen. In Nordafrika liegen alle Chancen auf Seiten des Mohammedanismus, dagegen ist es der christlichen Mission gelungen, ihm in Südafrika einen festen Riegel vorzuschieben. Vielleicht behandeln wir in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift dies wichtige Thema einmal eingehender. Gewiß haben diese Vorträge dazu beigetragen, das Interesse für die Mission in weitere Kreise unserer Großstadt zu tragen. —

Vom großen Missionsfelde.

China. So hart auch der Acker auf dem chinesischen Missionsfelde ist, so groß auch die Schwierigkeiten, mit denen hier gekämpft werden muß, ohne Segen ist die Arbeit nicht. Dr. Faber schreibt in seinem letzten Brief: „Aus Fukien wird berichtet, daß, wo im vorigen Jahre die Missionare ermordet wurde, sich 20 000 Chinesen zur Taufe gemeldet haben, davon sind bereits 5000 getauft worden, die anderen sind im Vorbereitungsunterricht. In der Mandschurei wurden seit dem Friedensschluß über 1000 getauft. Die Erfolge kommen, ehe man es sich versieht; treue Arbeit ist nie vergebens, wirkt aber eben gewöhnlich längere Zeit in der Stille und in die Tiefe." —

Korea. Im Calw. Miss.-Bl. 1896, 6 lesen wir: „Die evangelische Mission in Korea ist jetzt zehn Jahre alt. Die erste presbyterianische Gemeinde wurde 1887 und die erste methodistische 1888 gegründet. Und was ist dabei herausgekommen? Antwort: 42 Gemeinden und 20 regelmäßige Zuhörerschaften mit zusammen 528 Abendmahlsgenossen und 567 Katechumenen, die minderjährigen Getauften nicht mitgerechnet, 9 Sonntagsschulen mit 455 Kindern, 6 eingeborenen Pastoren, Jahresbeiträge der Gemeinden über 4000 M., also ungefähr 4 M. pro Kopf!" Das ist allerdings eine tüchtige Leistung; der aufmerksame Leser sieht aber auch, daß hier mit ganz außerordentlichen Mitteln gearbeitet wird. —

Armenien. Über die türkische Mission des Amerikanischen Board hat der Sekretär desselben eine Flugschrift veröffentlicht, aus der der Church Miss. Int. 1897, 1 folgendes mitteilt: „Der Board begann seine Wirksamkeit in Smyrna 1820, in Konstantinopel 1831. Von da ab bezeichnen Nikomedien, Brussa, Entab, Antiochia, Warsowan, Siwas, Trapezunt, Erserum, Marasch, Aleppo, Urfa, Mardin, Mosul und die Grenzen Persiens die Ausdehnung seines Werkes. Zuerst war es der Gedanke, die nur dem Namen nach christlichen Völker durch eine Reformation von innen neu zu beleben, aber die Verfolgung des armenischen Patriarchen trieb sie, besondere Gemeinden zu organisieren. Die frühere Methode wird immer noch erhofft: „Die Organisation der protestantischen Kirchengemeinschaft und ihre Aufrechterhaltung sind nur als zeitliche Mittel zu betrachten, die bei Seite gesetzt werden müssen, sobald als das große Ziel auf anderen Wegen besser erreicht werden kann". Der gegenwärtige Stand sind 176 Missionare, die jährliche Ausgabe für die Mission 35 000 Pfund, und der Wert an Missionseigentum 300 000 Pfund. Die Mission umfaßt 878 eingeborene Arbeiter, von denen 100 Pastoren, 128 Evangelisten sind und der Rest Lehrer verschiedenen Grades. Es giebt 125 Kirchen mit 12 787 Gemeindemitgliedern, durchschnittlich versammeln sich in ihnen 34 000 Seelen. Im letzten Jahre waren 20 496 Personen im Unterricht, von denen 2576 höhere Schulen oder Gymnasien besuchten. Die Bibel wird jährlich in beinahe 50 000 Exemplaren verbreitet.

Auf dies herrliche Werk sind die armenischen Metzeleien mit vernichtenden Schlägen gefallen. Konstantinopel, Trapezunt, Bitlis, Erserum, Erzigan, Siwas, Harput, Marsowan, Entab, Marasch und Urfa waren der Schauplatz von aufeinanderfolgenden Verwüstungen. Inmitten der Vernichtung des Missionseigentums und der Hinschlachtung ihrer Angehörigen haben die Missionare auf ihrem Posten ausgehalten, auf mehr als einem Platze Beschimpfung und Schaden duldend, aber überall ihr bestes thuend, um ihre Herde zu beschützen. Nicht weniger als 21 eingeborene Pastoren und Lehrer sind den Tod der Märtyrer gestorben. Der einzige Lichtstrahl in dem Dunkel ist, daß die gemeinsamen Prüfungen die Protestanten und Gregorianer enger als je zuvor aneinander geschlossen haben. Wie gewöhnlich haben sich in der Heimat beim Anblick dieser Metzeleien Stimmen erhoben, die zum Rückzug raten; aber Dr. Judson ist nicht dieser Meinung. Mit Beweisgründen, gleich hergenommen aus der Geschichte der früheren Verfolgungen und der früheren Hinschlachtungen in seiner Gegend, behauptet er, daß die gegenwärtige ein großer Nutzen ist, und die Worte des Athanasius von Alexandrien aufnehmend, mit denen er die unter der Verfolgung Julians leidenden Gemeinden tröstete, spricht er auch von dieser Verwüstung: „Es ist nur eine Wolke; sie wird vorüberziehen". —

Amerika. Die Missionary Review veröffentlicht in ihrer Januar-Nummer 1897 eine Statistik der Missionsgesellschaften der Vereinigten Staaten und Kanadas für 1895/96, der wir folgende Notizen entnehmen: Im ganzen brachte Nordamerika 5 693 020 $ d. i. 23 910 000 M. an Missionsbeiträgen auf. 1396 ordinierte Missionare, 1392 verheiratete, 1335 unverheiratete Missionarinnen und 672 Laien standen in der Missionsarbeit, neben ihnen 1538 ordinierte und 15 947 nicht ordinierte Nationalgehilfen; in Summa waren also 20 142 Männer und Frauen im Dienste des nordamerikanischen Protestantismus bei nichtchristlichen und nichtprotestantischen Völkern thätig. Auf den Missionsfeldern wurden 6049 Stationen und Außenstationen mit 315 287 Kommunikanten gezählt. 25 569 Seelen wurden im letzten Jahre für das Evangelium gewonnen. Die Gesamtzahl der eingeborenen Christen beträgt 901 648; dazu kommen noch 5875 Schulen mit 212 271 Schülern. Die älteste amerikanische Missionsgesellschaft ist der Amerikanische Board, in

dessen Dienst allein 583 Missionsarbeiter stehen, zu denen noch 2951 eingeborene Helfer zu rechnen sind. Die Zahl seiner Christen ist 131 000. Die größte Gesellschaft ist die der Methodisten mit 794 Missionsarbeitern und 3475 Gehilfen; doch zählen sie nur 121 929 Heidenchristen. Beinahe dieselbe Größe hat die Mission der Presbyterianer und Baptisten. Im ganzen zählen wir 58 amerikanische Sozietäten. Wer darf bei solchen Zahlen noch von der Mission als von einer Winkelsache reden? H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Lönholm, Dr. L., Japans moderne Civilisation. Ein Beitrag zur ostasiatischen Frage. Tokyo 1896. Selbstverlag des Verfassers. Zu haben Roßbergsche Hofbuchhandlung. Leipzig. 94 S.

Lönholm hat sich die Aufgabe gestellt, in kurzen Umrissen ein Gesamtbild der japanischen Lebensverhältnisse zu geben, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte unter dem Einflusse der europäischen Kultur gestaltet haben. Als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Tokyo und Ratgeber im japanischen Justizministerium ist er dazu wohl in der Lage, wenn er auch mit wohlthuender Bescheidenheit sagt: „Ich lebe seit sechs Jahren in Japan mit und in dem Volke und habe die japanische Sprache von Anfang an theoretisch und praktisch studiert und doch, wie viel bliebe zu lernen, ehe man dieses eigenartige Volk in seinem innersten Wesen voll erfassen könnte". Er behandelt in einzelnen Abschnitten die staatliche Verfassung, Heer und Marine, Finanzen, Handel und Industrie, Verkehrsmittel, Verwaltung, Polizei, Gesundheitspflege, Rechtspflege, Gefängnisse, Unterrichtswesen, Zeitungen und Bücher. Auf verhältnismäßig knappem Raum ist eine reiche Menge von Wissenswertem über Japan geboten, auch sind die Angaben durchaus zuverlässig. Es wäre nur das eine zu wünschen gewesen, daß Lönholm neben den Lichtseiten, die die modernen japanischen Verhältnisse bieten, auch die Schattenseiten mehr hervorgehoben hätte, so z. B. neben den großartigen Erfolgen der Japaner auch die Fehlschläge, ohne die es infolge überhasteter Reformen und kritikloser Annahme neuer Dinge nicht abgegangen ist; neben den vortrefflichen Eigenschaften der japanischen Frau, an der mit Recht besonders die sittliche Reinheit gerühmt wird, die tiefen Schatten, welche das Leben der Frau in Japan und überhaupt das Familienleben trüben u. a. Daß die Lichtseiten zu sehr betont sind, mag darin seinen Grund haben, daß die Lönholmsche Schrift augenscheinlich dem dankenswerten Bestreben ihre Entstehung verdankt, Japan gegen die unrichtige und unbillige Beurteilung in Schutz zu nehmen, die es zur Zeit des Krieges vielfach, besonders auch durch den früheren deutschen Gesandten in Peking, von Brandt, erfahren hat. Erfreulich ist, daß Lönholm nicht wie mancher andere, der über Japan geschrieben hat, an der religiösen Frage vorbeigeht. Er behandelt sie in der Einleitung. Es kommt ihm darauf an, den Vorwurf des Christenhasses, den man den Japanern neuerdings gemacht habe, als unbegründet zurückzuweisen. Wir wissen nicht, wer ihn erhoben hat. In solcher Allgemeinheit wäre er gewiß nicht richtig. Doch giebt auch Lönholm zu: „Bei den Gebildeten war bis vor wenigen Jahren nicht viel von Abneigung gegen das Christentum zu spüren. Erst neuerdings hat sich eine besondere buddhistische Partei unter den Gelehrten herausgebildet, die der christlichen Propaganda scharf abwehrend gegenüber tritt". Daß das Christentum solchen Kampf nicht zu fürchten braucht, darin wird man Lönholm beistimmen. Weiter tritt er energisch für eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung der für Japan bestimmten

Missionare ein: „Die Europäer sollen nicht glauben, daß man Japan durch halbgebildete Missionare bekehren kann. Wenn man über die Hefe des Volkes hinausgehen will, so muß man Männer hierherschicken, die auch dem gebildeten Japaner imponieren. Durch Absingen von Kirchenliedern und Straßenpredigten bekehrt man kein Volk, wie es das japanische ist. Und ebensowenig ist die neulich in Japan erschienene Heilsarmee geeignet, die Japaner dem Christentum geneigt zu machen. Die Leute haben japanische Kleider angezogen, die sie nicht zu tragen verstehen und machen sich dadurch und durch ihr aufgeregtes fanatisches Wesen zum Gespött des „heidnischen" Landes. Wirklicher Bildung bei den Missionaren bezeigen auch die japanischen Kreise volle Achtung, wie das Beispiel der deutschen Mission beweist, deren Zeitschrift „Shinri" sich hier ein hohes Ansehen erworben hat". Dies Zeugnis eines in Japan selbst lebenden Unparteiischen über die Arbeit unserer Mission ist gewiß wertvoll. Ebenso werden die nachfolgenden, mit den Tendenzen unseres Vereins sich eng berührenden Ausführungen unsere Leser interessieren: „Wenn Japan an dem Tage, wo es christlich werden wird, sein Christentum mehr oder weniger japanisiert, so ist das sein gutes Recht, und nur, was auch die europäischen Nationen selbst gethan haben. Man sehe nur das Christentum bei den germanischen und bei den romanischen Völkern an! Welche Verschiedenheiten! . . . Eben darin liegt die Größe der Lehre Jesu und ihr unsterblicher Kern, daß sie sich allen Zeiten und allen Völkern anpassen kann und doch in ihrem inneren Wesen eins bleibt. Die Japaner haben nicht den geringsten Grund, alle die äußeren Zuthaten anzunehmen, welche die christliche Kirche in ihrem jahrtausendelangen Zusammenleben mit den europäischen Völkern aus deren Wesen in sich aufgenommen hat. Wenn die Japaner eine selbständige Form finden, in welcher sie ihrem nationalen Wesen die göttliche Gestalt des Weltenerlösers einfügen können, so soll niemand darum schelten; um so weniger, als das Christentum den Japanern in so vielgestaltiger Form dargebracht wird, daß die Wahl ihnen zur Qual wird. In den Straßen Tokyos trifft sich der Jesuitenpater aus Frankreich mit dem russischen Popen, der englische Orthodoxe oder Methodist mit dem deutschen Liberalen, und alle predigen sie dem Japaner ihre besondere Lehre, alle verkündigen ihm ihre Form als das allein seligmachende Christentum und nennen die anderen Ketzer. Wohin soll sich der Japaner wenden? Oder soll er das ganze Elend konfessioneller Zwistigkeit in sein Vaterland aufnehmen? Wenn bei solchen Verhältnissen der eifrige japanische Christ ängstlich nach einer neuen Form sucht, in welcher er die Heilswahrheiten des Christentums seinem Volke zugänglich machen könnte, ist das nicht sein Recht und seine Pflicht?" — Das Schriftchen kann jedem empfohlen werden, der in knapper Form und in zuverlässiger Weise über japanische Verhältnisse orientiert sein will.

Oberroßla. O. Hering.

Immanuel Völter, Generalsekretär des Ev.-sozialen Kongresses, Aus England, Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen und sozialen Leben. Heilbronn, Eugen Salzer 1896. 167 S. Preis 1 M. 60 Pf.

Die anschaulichen, auf gründlicher Beobachtung ruhenden Schilderungen Völter's berühren zwar zumeist die sozialen Verhältnisse Englands, streifen aber auch die Missionsthätigkeit der englischen Kirchen und verdienen darum unseren Lesern bestens empfohlen zu werden. „Man spürt in England, wie die Mission Volkssache geworden ist." Wer will es uns verdenken, wenn wir darum neidisch auf England blicken, denn in Deutschland hat es noch gute Wege, bis die Mission „Volkssache" geworden ist? Unser Verein möchte dazu beitragen, darum begrüßt er freudig jeden Mitarbeiter, der die Mission „als Volkssache" empfiehlt.

Berlin. Th. Arndt.

Max Löhr, a. o. Professor in Breslau, Der Missionsgedanke im Alten Testament. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Religionsgeschichte. Freiburg i./B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. 40 S. Pr. 80 Pf.

Eine treffliche Monographie, die ihr Thema in gründlicher Weise nach wissenschaftlichen Prinzipien auf Grund der neueren litterar-kritischen Erforschung des A. T. behandelt. Max Müller hatte der jüdischen Religion grundsätzlich jeden Missionsgedanken abgesprochen. Dem gegenüber hatten E. Riehm (A. M. Z. 1880) vom apologetischen und G. Warneck (Ev. Missionslehre I, S. 136 ff.) vom dogmatischen Gesichtspunkte aus die Stellen geprüft, die als Belege für den Missionsgedanken im A. T. in Betracht kommen, und waren zu dem Ergebnis gelangt, daß der christliche Missionsgedanke seinem Kerne nach schon im A. T. enthalten sei. Löhr weist nach, daß im vorprophetischen Israel der Missionsgedanke des A. T., der — mit dem Missionsgedanken des N. T. keineswegs identisch, — als der Glaube zu verstehen ist, „daß einst die ganze Erde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Jahwes kommen und alle Völker ihn anbeten werden", überhaupt noch nicht vorkommt, durchaus an der Peripherie, nicht im Centrum des alttestamentlichen Gedankenkreises liegt, erst zur Zeit des Niederganges der prophetischen Bewegung auf seinem Höhepunkte erscheint und endlich infolge des Partikularismus des Gesetzes und des jüdischen Abscheus gegen alles heidnische Wesen niemals zur praktischen Bedeutung gelangt ist. Wenn der Verfasser weder Gen. 12, 3 (nicht zu übersetzen: „Durch dich sollen gesegnet werden alle Völkerstämme auf Erden", sondern: „Deinen Segen werden auf sich alle Völkerstämme der Erde herabwünschen") gegen Kautzsch-Socin, noch in der Bezugnahme des Sabbathgebotes auf den Fremdling gegen Kuenen Spuren des Universalismus findet, so stimmen wir ihm darin bei, können uns aber der Meinung nicht anschließen, daß dem Propheten Jesaja der Missionsgedanke völlig fern liege, denn Jesaja 2, 2—4, der Spruch von der Versammlung der Völker auf dem Berge Zion, den Löhr anscheinend für unecht hält, ist unseres Erachtens echt jesajanisch; der neueste Ausleger des Jesaja B. Duhm erblickt in dieser Stelle eine Dichtung aus dem Greisenalter des Propheten, „seinen Schwanengesang". Die Ebed-Jahwe-Lieder im Deutero-Jesaja bringen den Missionsgedanken der Propheten zum vollendeten Ausdruck „in evangelischer Lauterkeit und Hoheit"; im Knechte Gottes steht, wie Löhr treffend bemerkt, vor uns „das Bild eines Heidenmissionars, in evangelischen Farben entworfen".

Berlin. Th. Arndt.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Arndt, Der Allgem. evang.-prot. Miss.-Ver. (A. M. Z. 96, 10). Der Studenten-Bund für Mission (ebenda). Zahn, Die Norddeutsche Miss.-Ges. (ebenda, 11). Fabarius, Deportation von Verbrechern (ebenda, 11 u. 12). Schlicht, Der Jerusalems-Verein in Berlin (ebenda, 12). Gottschalk, Der Berliner Frauen-Verein für China (ebenda). P. Wurm, Die Niederländische Missionsgesellschaft (B. M. M. 96, 10—12). Vater Wangemann (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 11). Unser Jahresfest (Rhein. Miss. 96, 10). Missionskursus in Freudenstadt (Calw. Miss.-Bl. 96, 11). Was ist es mit Armenien? (ebenda, 12). G. Meinecke, Die Deportationsfrage I—III (D. Kol.-Ztg. 96, 38, 39, 41). Die Deutsche Kolonialausstellung XV—XVI (ebenda, 39, 40, 43). Deutschland und seine Kolonien 1896 (ebenda, 46). A. T. Pierson, William

E. Dodge, one of the promoters of missions (Miss. Rev. 96, 10 u. 11). T. Eaton, Bible motivs in missions (ebenda, 10). J. M. Kyle, The place of the school in the work of evangelisation (ebenda, 11). A. T. Pierson, The permanent basis of missions (ebenda, 12). G. Smith, Hannah Marshman: The first woman missionary (ebenda). D. Baron, The Jewish question (ebenda). Annual survey of the work of the American Board 1895/96. (Miss. Her. 96, 11). G. A. Gollock, Women's work and the three years' enterprise (Church Miss. Int. 96, 10). S. S. Hewlett, Adult bible-classes and the nature of weak adult christians (ebenda). C. F. Harford-Battersby, Young people and the three years' enterprise (ebenda, 11). J. E. Padfield, The three years' enterprise; a call to foreign workers (ebenda, 12). The new archbishop and foreign missions (ebenda). Fiftieth annual report (Americ. Miss. 96, 11). Fiftieth annual meeting (ebenda, 12). F. Munck, Israelsmissionaeren J. Chr. Moritz (Nordisk M. T. 96, 4).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Labrador (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 10). Trinidad (ebenda, 11). Moskitoküste (ebenda, 11 u. 12). Suriname (ebenda, 12). Leonard, Six years in Utah (Miss. Rev. 96, 11). Missions in South America (Church at home and abr. 96, 11). J. Ryder, Lights and shadows in the Indian work (Americ. Miss. 96, 10).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar IV. (A. M. Z. 96, 10). Prinz von Arenberg, Die römische Mission in den deutschen Schutzgebieten (ebenda). J. Richter, Das Christentum in Uganda (ebenda, 12). G. Kurze, Die Schreckenstage von Sirabe (ebenda). Fünfzig Jahre an den Ufern des Kalabar (B. M. M. 96, 10—12). Sirabe, Ein Blatt aus der neuesten Missionsgesch. von Madagaskar (ebenda, 10). Zur Lage der Dinge in Madagaskar (ebenda, 11). Nachrichten von unseren Stationen in der Kapkolonie (Berl. M. B. 96, 9); desgl. in Britisch-Kafferland (ebenda, 10); desgl. im Oranje-Freistaat (ebenda, 11). Südafrika-West (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 12). Winkelmann, Daressalam (D. evangl. Miss. 96, 12). Afrika. Sulumission. Betschuanenmission. (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 10—12). Neueste Nachrichten vom Missionsfelde (Ostafr. M. N. 96, 10—12). Becker, Das Hauptopferfest der Waschamba (ebenda, 12). Namaland (Rhein. Miss. 96, 12). Evhe-hame-gbale-Evhe-Gemeindeblatt (Nordd. Miss.-Bl. 96, 11). Merensky, Bilder von der Halbinsel und Missionsstation Ikombe (Miss.-Freund 96, 9). Derselbe, Im dunkelsten Afrika (ebenda, 11). Derselbe, Zwei heldenhafte Bischöfe (ebenda). R. Davey, Mohammedan worship (Miss. Rev. 96, 10). The American mission in Egypt (ebenda, 12). Rev. H. M. Bridgman of the Zulu mission (Miss. Her. 96, 12). W. J. Humphrey, The Sierra Leone Hinterland (Church Miss. Int. 96, 10). J. Johnston, Missionary progress in Uganda (Church at home and abr. 96, 10). H. L. Larsen, Det berlinske (III) Missionsselskabs Mission i Ostafrika (Nordisk M. T. 96, 4).

C. Asien.

Warneck, Missionsrundschau, Japan (A. M. Z. 96, 11). Hartmann, Die China-Inland-Mission (ebenda). Knak, Unsere Missionare in China (Berl. M. B. 96, 10 u. 11). Th. Reichelt, Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine (D. evangl. Miss. 96, 10 u. 11). J. Macgowan, Ein Frauenleben aus der Londoner Mission in China (ebenda). J. Richter, Die Einführung des Christentums in Armenien (ebenda, 11). Derselbe, Die armenischen Greuel

(ebenda, 12). Indien, Nagpur (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 10). Tirupati (ebenda, 11). Warber, Bilder aus dem Missionsleben in Indien (ebenda, 12). Sumatra (Rhein. Miss. 96, 10). China (ebenda, 11). Eidnäs, Einiges aus der Gemeinde St. Matthäuspur (Biene a. d. Missionsf. 96, 12). G. Wilson, Gospel work in Persia (Miss. Rev. 96, 10). S. M. Zwemer, The star-worshipers of Mesopotamia (ebenda). J. Rutherford, The Malabar-Syrians (ebenda). H. F. La Flamme, The power of the gospel in India (ebenda 10 u. 11). G. H. Jones, Advance in Korea (ebenda, 10). V. S. Worden, The tidal wave in Japan (ebenda). R. L. Mc Nabb, Foreign community-life in China (ebenda, 11). The Doshisha (ebenda). P. Martin, The attitude of the chinese government toward christian missions (ebenda). Li Hung Chang and the missionary representativs (ebenda). G. S. Miner, Christian education in China (ebenda, 12). R. Scott Moncrieff, The Jews returning to Palestine (ebenda). J. M. Gray, The Jews in Palestine and Syria (ebenda). Dright Goddard, Persecutions of chinese christians (Miss. Her. 96, 10). J. Smith, The crisis in Turkey (ebenda, 11). J. L. Barton, The Japan mission and its problems (ebenda). A. Hume, The semicentennial of the arrival of Rev. Dr. Fairbank (ebenda, 12). J. H. Bishop, Past and present of the Travancore and Cochin mission (Church Miss. Int. 96, 10). E. D. Price, The famine in India (ebenda, 12). L'hindouisme est-il encore tout puissant aux Indes? (Le Missionnaire 96, 11). Flood, China (Nordisk M. T. 96, 4). A. C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 2). Java (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 96, 11). West-Java, De gods dienstige toestand der Soenda neezen (Org. d. Nederl. Zendelingsver. 96, 10—12).

D. Südsee.

Warneck, Wie es in den einheimischen Gemeinden auf Hawaii steht (A. M. Z. 96, 10). Missionsrundschau, Oceanien (B. M. M. 96, 10 u. 11). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 10 u. 12). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 96, 11).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Stations- und Arbeitsbericht Dr. Christliebs über die Zeit vom Juni bis Oktober 1896.

„Die Zeit, die unser Bericht diesmal umfaßt, ist für die Mission immer wesentlich eine Zeit des Stillstands, da nicht bloß wir fremden Missionare der Hitze Tokyos entfliehen müssen, sondern auch die Japaner in den zwei heißen Monaten des Jahres weniger als sonst thätig sind. Die Schüler der verschiedenen Schulen haben im Juni Examen, was sie von unserer deutschen Schule, von Versammlungen und Besprechungen stark abhält, und im Juli und August Ferien, in denen selbst die Ärmsten es möglich machen, auf's Land zu gehen, sei es auch nur einige Stunden von Tokyo entfernt. Da meine Frau anfangs nicht reisen konnte, gingen wir erst am 20. Juli nach Nikko, und da durch die diesjährigen großen Überschwemmungen sowohl 3 unsrer Schüler in Osaka, als auch einer in Nikko festgehalten wurden, begann die Schule erst am 16. September. In

den Ferien, die ich auf den Rat des Arztes wesentlich zu weiten Spaziergängen verwendete, benutzte ich die Regentage, um mich einigermaßen mit dem chinesischen Wesen als der Grundlage der japanischen Civilisation bekannt zu machen. Die Anwesenheit Dr. Fabers, der 3 Wochen hier in Tokyo bei uns wohnte, war uns eine große Freude und besonders eine Anregung zu diesen Studien.

I. Theologische Schule. Das Semester schloß am 20. Juni, darauf folgte das Examen. Miyagawa mußte am 18. Juni zu seinem erkrankten Bruder reisen und machte deshalb das Examen erst im Anfang dieses Semesters; da Kikuchi auf unsre Veranlassung hin ausgetreten war, schlossen wir mit Aoki, Hiroi, Komai im Oberkurs und Miyagawa im Unterkurs, sowie Hemmi als Zuhörer. Die Themata des Examens waren:

I. Religionsgeschichte (Christlieb). 1. das Palikanon, 2. die Lehre Buddhas (Metaphysik, Psychologie, Ethik, Eschatologie).

II. Dogmatik. 1. Verhältnis zwischen Dogma und Wissenschaft. 2. Geschichtliche Entwicklung und religiöse Bedeutung der Lehre von der Trinität. 3. Schöpfung und Vorsehung. 4. Die christliche Lehre von der Sünde.

III. Geschichte der Philosophie: Das philosophische System Hegels.

IV. Neues Testament: Matth. 11, 2—15, Übersetzung und Erklärung.

V. Missionsgeschichte: Die alte römische Mission in Japan.

VI. Homiletisches Seminar: Predigt über Matth. 11, 28—30.

Mit den Resultaten des Examens waren wir recht zufrieden. Der beste ist Miyagawa, der auch diesmal den Preis erhält. Im neuen Semester begannen wir mit den 3 ältesten Schülern ihr letztes Jahr. Im Unterkurs ist Hemmi jetzt ganz eingetreten, was seiner Beharrlichkeit ein günstiges Zeugnis ausstellt, ebenso ein neuer Schüler Nakamura, der sehr begabt zu sein scheint, sehr gut englisch kann und ungewöhnliche Bibelkenntnis besitzt. Er kommt aus einer Vorschule der Episkopalisten, die ihm ein günstiges Zeugnis ausstellten.

Meine Stunden an der theologischen Schule sind:

Oberkurs: Christliche Dogmatik, letzter Teil, Lehre vom christlichen Heil, 4 Stunden. Christliche Ethik, I. Teil, 4 Stunden.

Unterkurs: Kirchengeschichte, I. Teil, 4 Stunden. Altes Testament, kursorische Lektüre in chronologischer Reihenfolge mit Einführung in die Geschichte und Religionsentwicklung, 4 Stunden.

Ober- und Unterkurs 2 Stunden Deutsch.

Außerdem für Miyagawa privatim: Deutsche Philosophie in deutscher Sprache, 2 Stunden.

Daneben in der deutschen Schule 2 Stunden Lektüre von Wilhelm Tell.

Deutschen Kindern, die zu diesem Zwecke aus Kobe hierhergekommen sind, gebe ich wöchentlich 4 Konfirmations-Unterrichts-Stunden; die Konfirmation soll diesen Monat noch stattfinden. Neben diesen 26 Stunden bleibt mir augenblicklich, da besonders die deutsche Kirche mit Bau, Defizitdeckung u. s. w. mich stark in Anspruch nimmt, und da durch den Eintritt der zwei Schüler eine Vorlesung über Kirchengeschichte plötzlich notwendig wurde, auf die ich durchaus nicht vorbereitet war, keine Zeit zu weiterer Arbeit, die regelmäßigen Beiträge für Shinri ausgenommen. Vom nächsten Monat an hoffe ich die Drucklegung der englischen Übersetzung von Ritters Missionsgeschichte beginnen zu können.

II. Shinri geht seinen Gang weiter. Die Abonnenten nehmen langsam zu, der Einzelverkauf ist jeweils aus den Einnahmen im Rechnungsauszug zu ersehen, die Beiträge aus den englischen Titeln."

Pfarrer Schillers Bericht über das III. Quartal 1896.

„Der diesmalige Bericht reicht bis vor die heiße Zeit zurück. Sobald diese herankommt, wird es in Tokyo leer; nicht nur die Studenten verlassen die Stadt, sondern auch die Zahl der übrigen mit uns in Verbindung stehenden Japaner

schmilzt zusammen. In Yotsuya schlossen wir die Sonntagsschule mit einer Kinderfeier und die Gottesdienste mit einer Abend-Agape nach vorhergegangener Abendandacht ab, an der ungefähr 30 geladene Personen teilnahmen.

Den größten Teil der Zeit verbrachte ich in Ikao. Es war das eine gute Gelegenheit, um wieder ein gut Stück in der Erlernung der japanischen Umgangssprache, wozu ich dort ungestört Zeit hatte, weiterzukommen. In Tokyo verhindert Schularbeit und praktische Missionsarbeit ein intensives Studium der Sprache. — Der Aufenthalt in Ikao und die Bäder haben auch sicherlich auf meinen Gesundheitsstand günstig eingewirkt, der freilich leider immer noch zu wünschen übrig läßt und mich auch in der letzten Zeit gar sehr in meinen Arbeiten gehindert hat. (Zu unserer großen Freude teilte uns Herr Pfarrer Schiller in seinem letzten Brief mit, daß er jetzt wieder ganz gesund ist.) Von großer Bedeutung war für mich in Ikao das Zusammensein mit dem ehrwürdigen Senior unserer Mission, Dr. Faber aus Shanghai, der, wenn auch von manchen körperlichen Leiden gequält, doch in voller Geistesfrische sich befand. Aus seiner reichen missionarischen Erfahrung wurde mir durch den täglichen Verkehr mit ihm mancher Gewinn. — In Ikao haben wir auch mancherlei Samen ausgestreut, im gelegentlichen Verkehr mit zahlreichen japanischen Badegästen in mancherlei Lebensstellungen. Die regelmäßigen Sonntagsgottesdienste, die ich zuerst allein, später zusammen mit Dr. Faber abhielt, wurden von 20—40 Japanern besucht. Manche Verbindungen wurden angeknüpft, die in Tokyo von Wichtigkeit werden können. Durch den täglichen Umgang mit einer rein japanischen Umgebung aus den verschiedensten Ständen gelangte ich zu einem besseren Verständnis der Eigentümlichkeiten und Sitten der Japaner.

Seit das neue Schulsemester begonnen hat, erteile ich in der Theol. Schule Unterricht in folgenden Fächern: 3 St. Einleitung in die Bibel, II. Teil, für Unter- und Mittelstufe, 1 St. kursorische Lektüre des griech. Neuen Test. für die Mittelstufe, 4 St. Erklärung des Matth.-Evangeliums für Mittel- und Oberstufe, 4 St. prakt. Theologie (Homiletik und Katechetik) für Oberstufe, 2 St. prakt. (homiletisch-katechetische) Übungen für alle Schüler. Die drei Schüler der Oberstufe werden durch Dolmetschen, durch Unterricht in unserer Koishikawa-Sonntagsschule am Sonntag Vormittag und in der Yotsuya-Sonntagsschule am Sonntag Nachmittag, — in beiden unter meiner Leitung nach vorheriger Vorbereitung — sowie durch eigenes Predigen praktisch geschult.

Die Arbeit in Yotsuya wird in der gewohnten Weise fortgesetzt: Sonntags um 10 Uhr Gottesdienst, Nachm. 1½ Uhr Sonntagsschule. Im allgemeinen ist das Werk in Yotsuya jetzt in gutem Gange, wenigstens die Gottesdienste (Gesamtsumme sämtlicher Teilnehmer mit Prediger an den 5 letzten Sonntagen: 6, 11, 15, 12, 15); die Zahl der Sonntagsschüler ist leider zurückgegangen, nachdem der Reiz der Neuheit aufhörte und aus dem Vergnügen Ernst wurde (14, 10, 16 Kinder nebst 2 erwachsenen Hörern), ja am letzten Sonntage erschien merkwürdiger Weise kein Kind, ob durch Zufall (schönes Wetter nach endloser Regenzeit) oder aus Absicht, zurückzuführen auf die Gegenarbeit von seiten der Buddhisten, die sich schon im Sommer bemerkbar machte, wissen wir noch nicht. Jedenfalls werden wir das unsere thun, um die Kinder wieder zusammenzubringen.

In der deutschen Abendschule erteile ich jeder der beiden Klassen je 1 St. deutscher Konversation und beteilige mich außerdem an den monatlichen Versammlungen des Studentenvereins zur Förderung der Kenntnis der deutschen Sprache, der mit der deutschen Abendschule in Verbindung steht. Die Mitglieder üben sich in den Versammlungen durch Deklamation und kleinere Vorträge. Beide, Schule und Verein, liefern einen Teil der Besucher meiner zweistündigen Bibelklasse am Samstag-Abend, die auch in diesem Herbste wieder ein Dutzend Studenten ungefähr zusammenführt.

Privatim erteile ich wöchentlich 1—2 St. Pädagogik an Frl. Aikawa, die jetzt im Lehrerinnenseminar bei der Ausbildung der Kleinkinderlehrerinnen hilft, von der ich aber immer noch hoffe, daß sie sich einmal direkter an unserer Missions-

arbeit beteiligen wird. Am Mittwoch Nachmittag kommen regelmäßig 2 Studenten der Rechtswiſſenſchaft, jeder je 1—2 St., die eifrig die Bibel ſtudieren und bei mir über ſchwierige Stellen Aufklärung ſuchen. Dieſe mit ein paar anderen häufigen Beſuchern hoffe ich nach einiger Zeit zu einem regelmäßigen Unterricht im Chriſtentum zuſammenfaſſen und eventuell unſerer Gemeinde zuführen zu können.

Der Sonntag Abend iſt nach wie vor für beſuchende Studenten beſtimmt, und es finden ſich meiſt einige ein. Dieſe Einrichtung zuſammen mit mancherlei Hausbeſuchen dient dazu, mit Japanern in längere Verbindung zu treten und ſo allmählich dieſelben aufs Chriſtentum hin zu beeinfluſſen.

Alles dies iſt eine langſame Arbeit auf Geduld. Unſer ganzes Werk in Tokyo gleicht ja überhaupt keineswegs einer ſtolzen Fregatte, die mit geſchwellten Segeln über die Wellen dahin fährt, ſondern eher einem ſchwachen Kahn, dem Wind und Wellen bedrohlich ſind. Gottlob, daß der bei uns iſt, der Wind und Wellen gebieten kann, und uns, wenn unſer Mut zu ſinken droht, ſtärkt mit ſeinem Wort: „Ihr Kleingläubigen, warum ſeid ihr ſo furchtſam!“ Im Vertrauen auf ihn werden wir unſern Kurs weiter ſteuern auch durch Wind und Wellen.“

Aus dem Bericht unſeres japaniſchen Pfarrers Minami pro III. Quartal 1896[1]).

„I. Die Miſſionsarbeit geht ihren friedlichen, aber nicht gerade erfolgreichen Gang weiter.

.... Die Trennung der Doſhiſha vom Amerikaniſchen Board wird auf lange Jahre hinaus für die japaniſche Miſſion keinen Vorteil bringen, ſondern eine nachteilige Wirkung ausüben; denn die japaniſche Miſſion kann noch nicht ſelbſtändig getrieben werden, obgleich die Selbſtändigmachung das Ideal ſowohl der fremden Miſſionen als auch unſerer Chriſten ſein muß. Da die Trennung zu gewaltſam und zu juridiſch von ſeiten der japaniſchen Leitung der Doſhiſha vorgenommen wurde, mußten die Japaner das Vertrauen der amerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaften, welchen die meiſten der hier arbeitenden Miſſionare gehören, einbüßen. Infolgedeſſen haben ſie ihre pekuniäre Unterſtützung beſchränkt und nicht mehr ſo großen Eifer wie früher für Japan. Es mag ſein, daß das Ereignis betreffs des Silberkurſus in Amerika und der glänzende Sieg Japans im letzten Kriege etwas dazu beigetragen haben, immerhin bleibt doch die Trennung von der Doſhiſha der Hauptgrund. Solange die Stimmung eine derartige bleibt, wird die japaniſche Miſſion wegen des Mangels an Unterſtützung ſehr gehemmt ſein. Schon von Anfang an waren nicht nur unter den nicht kongregationaliſtiſchen Chriſten, ſondern auch unter den Kongregationaliſten ſelbſt viele mit dem Vorgehen ihrer Landsleute unzufrieden und gegen die Sache mißtrauiſch. Für die durch Naturereigniſſe (u. a. Springflut) Verunglückten, deren es in dieſer Zeit viele gegeben hat, haben die Chriſten wie immer viel gethan.

Im letzten Monat haben einige chriſtliche und buddhiſtiſche Paſtoren, Prieſter und Redakteure es unternommen, eine Zuſammenkunft beider Teile zu veranſtalten. Sie kamen am 26. September zuſammen, ihre Zahl war etwa 40, die meiſten darunter Kongregationaliſten und Buddhiſten der Yen- und Shin-Sekte; außerdem waren noch einige Presbyterianer, Methodiſten, Shintoiſten und Konfuzianer vertreten. Über den Zweck der Zuſammenkunft wurde verſchiedenes geſagt; er iſt ſchließlich dahin ausgelegt worden, daß man ſich gegenſeitig kennen lernen wollte Von ſolchen Unternehmungen darf man natürlich keine praktiſchen Erfolge für die

[1]) Zum erſten Male veröffentlichen wir mit nur unbedeutenden ſtiliſtiſchen Veränderungen den Bericht eines unſerer japaniſchen Gehilfen. Wir glauben nicht fehlzugehen in der Annahme, daß vieles in dieſem Bericht, namentlich die lebendigen Schilderungen aus dem Leben unſerer Hongogemeinde, für unſere Leſer von größtem Intereſſe ſein wird.
Anm. d. Red.

Mission erwarten. Sie sind vielleicht ein Kennzeichen der Müdigkeit und des Herumtastens derer, denen ihr festes Ideal schwankend geworden ist. Die Zusammenkunft soll jährlich zweimal, im Frühling und Herbst, wiederholt werden.

II. Meine Hauptarbeit ist wie früher die Pastoration der Hongogemeinde. Der Besuch der Gottesdienste in dieser Zeit, wo die meisten verreist sind, schwankte zwischen 20 bis 8 Teilnehmern. Die Gemeinde erfreute sich in diesem Jahre der Graduation von 3 Mitgliedern, unter denen zwei zu den ältesten, das dritte zu ihren jüngsten Mitgliedern zählt. Von den älteren ist einer ein Mediziner, der die Examina ausgezeichnet bestanden hat, eine sehr begabte, religiöse Persönlichkeit. Er wurde vom Erziehungsministerium mit großer Auszeichnung gewählt und auf Staatskosten nach Deutschland geschickt, um ihn auf die später für ihn in Aussicht genommene Professur (in Kioto) vorbereiten zu lassen. Er hat mit mir vor seiner Abreise viel darüber gesprochen, daß er in Deutschland die Werke der Wohlthätigkeit, besonders im Gebiete der Krankenpflege kennen lernen möchte. So hoffe ich, daß seine Thätigkeit später für die Mission wieder fruchtbar werden möge. (Das genannte Mitglied unserer Gemeinde weilt gegenwärtig in Berlin und hat sich bei uns vorgestellt). Der andere hat die vergleichende Sprachwissenschaft studiert und geht bald nach Formosa, um dort die malaiische und chinesische Sprache zu studieren; später geht er dann vielleicht nach China und Korea. Sein Ziel ist nicht nur, die benachbarten Sprachen als Philologe zu studieren, sondern auch zu konstatieren, welche Beziehung die japanische zu ihnen hat. So können wir jetzt hoffen, daß wir nach dem Verlauf mancher Jahre unsere Vertreter in den Universitätskreisen wirken sehen. Der dritte Graduierte hat auf der Universität deutsche Litteratur studiert und setzt seine Studien dort noch weiter fort. Er ist jetzt ein eifriger Mitarbeiter für Shinri. Endlich konnte die Gemeinde noch einen vierten Graduierten aufzählen, der auf der höheren Handelsschule studierte und in diesem Sommer sein Examen ebenfalls absolvierte. Was für uns die Hauptsache ist, sie sind alle treue Mitglieder und feste sittliche religiöse Charaktere. Die Gemeinde wollte es auch nicht versäumen, für diese 4 Graduierten ihre Freude auszudrücken und hat sich am 28. Juni, Sonntags nach der Kirche, in meinem Haus zu einem ganz einfachen Essen und zur Unterhaltung zusammengefunden. Die Zahl der Versammelten war 27. Wir haben gebetet, Lieder gesungen, Glückwünsche ausgesprochen und unsere Freunde ermahnt, daß sie in ihrer neuen Stellung, in die sie nun eintreten und durch die ihr Einfluß ein viel größerer geworden ist, Christo treu bleiben und seine Zeugen sein möchten, wie sie es schon bisher gewesen sind. Einige Mitglieder wollten noch diese Gelegenheit dazu benutzen, für die Verunglückten bei der letzten Meeresüberschwemmung einen kleinen Beitrag zu sammeln. Sie kamen schon am Samstag zu mir und richteten in meinem kleinen Garten eine kleine Bude ein, in der Kleinigkeiten verkauft werden sollten. Der Reinertrag sollte den Verunglückten geschenkt werden. Er betrug 2 Yen; manche haben außerdem noch Gaben gespendet, so daß wir mit den Sammlungen bei den Mitgliedern der Yotsuya-Station 10 Yen 40 Sen aufbrachten. — Der regelmäßige Gemeindebeitrag für die Zeit vom 1. Mai bis 30. September betrug 18 Yen 64 Sen.

Im Mai wurde an jedem Sonntag Abend Bibelstunde und im Juni Vorträge gehalten. Im Sommer gebe ich keinen Taufunterricht; jetzt fange ich jedoch wieder an, in unserer deutschen Schule jeden Freitag Abend Bibelunterricht zu geben, den ich später in Taufunterricht zu verwandeln gedenke. In unserer Armenschule gebe ich zwei Stunden Religionsunterricht, in der Theologischen Schule 2 Stunden Exegese. Die Sonntagsschule der Hongogemeinde ist leider noch schwach besucht. Wir haben bisher 5 Kinder, die von Fujimoto unterrichtet werden.

Die deutsche Schule besteht nach wie vor. Sie wurde diesmal mit dem 1. Oktober eröffnet. An ihr sind thätig die Herren Dr. Christlieb, Pf. Schiller, Krug, Nagaye (der Graduierte und Mitglied der Gemeinde), ein Student und ich. Bis jetzt sind 32 Schüler gekommen.

Als Anhang zu dieser Schule habe ich schon früher einen Sprachverein, der sich „Freund der deutschen Sprache" nennt, gegründet. Die Mitglieder versammeln sich monatlich einmal und in dieser Versammlung dürfen sie nur deutsch sprechen. Unsere Missionare sind immer so freundlich und beteiligen sich an dieser ihnen wohl sehr langweiligen Stunde gedulbig; sie bilden den Stützpunkt, da wir im Unterhalten unbeholfen sind. Einige von uns tragen regelmäßig deutsche Gedichte vor, bisweilen versucht auch einer, eine kurze Ansprache zu halten. Es ist wieder meine Absicht, diesen Verein unserem Missionszwecke dienstbar zu machen. Ich werde auch in Zukunft versuchen, mit meinem gebrochenen Deutsch Vorträge religiösen Inhalts zu halten.

Der Plan, unser Missionswerk noch im östlichen Teil der Stadt auszudehnen, war schon lange vorhanden. Da ich in dieser Gegend einige Beziehungen habe, habe ich ihn im Sommer zu realisieren versucht. Dort wohnt nämlich ein älterer Mann, der mit seiner Frau in meine Gemeinde einzutreten wünscht, ferner sein Freund, der das Christentum kennen lernen will und schon einige Male Hongo besuchte, und endlich ein junger Mann, der Sohn eines treuen Mitglieds unserer Gemeinde, das vor Jahren gestorben ist. Diese vier kennen sich auch gegenseitig. Mit ihnen habe ich unseren Plan besprochen, und jetzt handelt es sich nur noch um ein passendes Lokal. Wenn es gefunden ist, beginne ich dort mit meiner Thätigkeit".

Shinri.

August 1895 (Nr. 67) E. Schiller, Der sittliche Geist des Christentums. — Dr. Christlieb, Griechisch-römische Philosophie der Moral und Religion. — Derselbe, Hat der Buddhismus oder das Christentum mehr Anhänger? — C. Munzinger, Jesus und Paulus V. — Maruyama, Historisches Recht der Einführung des Christentums in Japan. — Dr. Wenckstern, Nationalökonomie und Medizin. — Dr. Groth, Lehr- und Lernfreiheit im Westen.

September 1895 (Nr. 68) E. Schiller, Einheit des religiösen und sittlichen Geistes im Christentum. — Dr. Christlieb, Mittelalterliche christliche Philosophie. — Derselbe, Die semitische Völkerfamilie und die Israeliten. — Dr. Wenckstern, Nationalökonomie und Medizin.

Oktober 1895 (Nr. 69) E. Schiller, Drei Regeln für christliches Leben. — Dr. Christlieb, Was wirkt die Heilsarmee auf dem Missionsfeld? — Derselbe, Natur- und Religionsphilosophie in der Renaissance. — Dr. Wenckstern, Nationalökonomie und Medizin. — Prof. Dr. Lipsius, In welcher Form sollen wir das Evangelium in einem civilisierten heidnischen Volke predigen? — Bismarcks Äußerung über seine religiöse und amtliche Pflicht. — Goethe über die Bibel.

November 1895 (Nr. 70) M. Maruyama, Wanderer in einem finstern Thal. Eine Meditation über ein Abenteuer. — Dr. Groth, Lehr- und Lernfreiheit im Westen. — Dr. Faber, Eine Missionsbetrachtung über den Konfuzianismus. — Dr. Christlieb, Der englische Empirismus im 17. Jahrhundert. — S. Fujita, Vergleichende Sprachwissenschaft und das Studium von Religionsschriften. — T. Kimura, Der ethische Gedanke des „Yi-king".

Dezember 1895 (Nr. 71) M. Maruyama, Weihnachten unser Geburtstag zu einem neuen Leben. — Dr. Faber, Eine Missionsbetrachtung über den Konfuzianismus. — T. Kimura, Der ethische Gedanke des „Yi-King". — Dr. Christlieb, Der französische Rationalismus. — S. Fujita, Vergleichende Sprachwissenschaft und das Studium von Religionsschriften. — Y. Hitomi, Die Lebensversicherung in ihrer Beziehung zur Moral und zu dem Glück des armen Volkes. — Goethe über das Christentum. — Religiöse Toleranz und die Königin von England.

Januar 1896 (Nr. 72) E. Schiller, Gedanken beim Jahreswechsel. — H. Minami, Das Christentum und sein Verhältnis zur sozialen Frage. — Derselbe, Der Radikalismus in der Kritik des Neuen Testaments. — Konkon Sei, Sanskrit-Schüler in Europa. — Dr. Christlieb, Das Veda, sein Ursprung und

Charakter. — Derſelbe, Philoſophiſche und religiöſe Ideen in Goethes Fauſt. — Derſelbe, Die Philoſophie Spinozas. — Kaſhiu, Charakteriſtiſche Schätzung einiger alter japaniſcher Neujahrs-Gedichte.

Februar 1896 (Nr. 73) Heidniſche Tugenden und ihre chriſtliche Beurteilung. — Dr. Chriſtlieb, Das Veda, ſein Urſprung und Charakter. — Derſelbe, Locke und Hume und die engliſche Aufklärung. — Derſelbe, Die philoſophiſchen und religiöſen Ideen in Goethes Fauſt. — M. Aneſaki, Über die Natur des Gewiſſens. — H. Minami, Das Recht der Metaphyſik. — Konkon Sei, Sanskrit-Schüler in Europa.

März 1896 (Nr. 74). Glaubensgehorſam. — M. Aneſaki, Über die Natur des Gewiſſens. — Dr. Chriſtlieb, Locke und Hume und die engliſche Aufklärung. — Derſelbe, Die philoſophiſchen und religiöſen Ideen in Goethes Fauſt. — G. Minami, Der Radikalismus in der Kritik des Neuen Teſtaments.

April 1896 (Nr. 75) Wahre Kraft. — M. Aneſaki, Über die Natur des Gewiſſens. — H. Minami, Wie unſere Kinder zu erziehen ſind, bevor ſie in die Schule gehen. — Dr. Chriſtlieb, Die franzöſiſche Aufklärung. — Derſelbe, Die philoſophiſchen und religiöſen Ideen in Goethes Fauſt. — Derſelbe, Max Müllers Gifford-Vorleſungen über natürliche, phyſiſche, anthropologiſche und pſychologiſche Religion.

Mai 1896 (Nr. 76) Betrachtung über den Oſterſonntag. — Dr. Faber, Die Lehre des chineſiſchen Philoſophen Licius. — M. Aneſaki, Über die Natur des Gewiſſens. — Dr. Chriſtlieb, Der Urſprung der vediſchen Mythologie nach Max Müller. — Derſelbe, Leibniz' Philoſophie. — Derſelbe, Japan und die europäiſche Muſik. Aus Anlaß des letzten Konzerts der Muſikſchule. — E. Schiller, Einige Bemerkungen über weſtliche Moral mit Bezug auf Dr. Katos Anſichten.

Juni 1896 (Nr. 77) Betrachtung über Pfingſten. — Dr. Faber, Die Lehre des chineſiſchen Philoſophen Licius. — M. Aneſaki, Über die Natur des Gewiſſens. — E. Schiller, Einige Bemerkungen über weſtliche Moral mit Bezug auf Dr. Katos Anſichten. — Dr. Chriſtlieb, Die philoſophiſchen und religiöſen Ideen in Goethes Fauſt. — Derſelbe, Entwicklung der deutſchen Philoſophie von Leibniz bis Kant.

Juli 1896 (Nr. 78) E. Schiller, Das Unglück der Springflut und das Chriſtentum. — Dr. Faber, Die Lehre des chineſiſchen Philoſophen Licius. — Bolljahn, Das Leben Peſtalozzis. — Dr. Chriſtlieb, Die Religion bei den Semiten.

Auguſt 1896 (Nr. 79) Dr. Faber, Wir lieben, weil er uns zuerſt geliebt hat. — Dr. Chriſtlieb, Israels Patriarchen in der Überlieferung und Geſchichte. — Derſelbe, Die philoſophiſchen und religiöſen Ideen in Goethes Fauſt. — Bolljahn, Das Leben Peſtalozzis.

Aus China.

Aus Dr. Faber's Bericht über das III. Quartal 1896.

Unſere ganz beſondere Beachtung beanſprucht, was Dr. Faber über das Miſſionsfeld in Japan und die Ausſichten der dortigen Miſſion ſchreibt:

„Man wird doch manchmal daran erinnert, daß das Kulturleben in Oſtaſien noch recht unentwickelt iſt; denn ſelbſt in Shanghai, mit allen Vorteilen des großartigen Handels und der vielen Ausländer, welche ſich niedergelaſſen haben, werden dem Ausländer noch immer dieſe und jene Mängel zu Zeiten fühlbar. Durch trockenen, teilweiſe aſthmatiſchen Huſten zog ich mir ſchon vor Jahren eine Hernia zu. Dieſe wurde ſeit etlichen Monaten recht läſtig. Ich kaufte wohl eine neue Bandage, ſo gut dieſelbe hier zu haben war, konnte aber keine finden, die genau

paßte. In ganz China, die Hafenplätze und Hongkong eingeſchloſſen, iſt nun aber noch niemand, der überhaupt chirurgiſche Inſtrumente anfertigen könnte. Nur in der Hauptſtadt Japans, Tokyo, giebt es ein einziges einheimiſches Geſchäft, wo Brauchbares geliefert wird. Ich wandte mich deshalb an den Kollegen Schiller und ließ durch ihn Dr. Scriba befragen. Da die Antwort günſtig lautete, ſo beſtimmte ich meine diesjährigen Ferien für dieſen Zweck und reiſte nach Yokohama ab, woſelbſt ich am 3. Juli eintraf. Einige Tage ſpäter unterſuchte mich Dr. Scriba in Tokyo und nahm das Maß, aber erſt am 21. Juli wurde das Band fertig. Da Kollege Schiller mir freundlich ſeine Wohnung für die Zeit ſeiner Abweſenheit zur Verfügung geſtellt hatte, ſo zog ich am 8. Juli dort ein, nahm auch gerne die gütige Einladung an, mit Herrn und Frau Dr. Chriſtlieb bis zu deren Abreiſe am 20. meine Mahlzeiten zu nehmen. Dabei gab es viel lehrreiche und gemütliche Unterhaltung. Da Dr. Scriba am 22. Juli ſelber verreiſte, ſo ſuchte ich Kollegen Schiller in Ikao auf, mußte aber am 27. wieder nach Tokyo zu einer Unterſuchung kommen. Erſt vom 29. Juli ab konnte ich dann ruhig in Ikao die Bergluft genießen. Am 26. Auguſt gings mit Tagesanbruch wieder ins Unterland und am 1. Sept. von Yokohama direkt nach Shanghai zurück, wobei ich zwiſchen Nagaſaki und hier auch noch etwas Seekrankheit zu ſchmecken bekam.

In Tokyo durchſtöberte ich eifrig die Buchläden und konnte mich überzeugen, daß die beſte Litteratur, auch die fachwiſſenſchaftliche, aus Deutſchland, England und Frankreich in Japan eifrig ſtudiert wird. Chineſiſche Studien ſcheinen im Rückgang begriffen, obſchon ich neue Ausgaben chineſiſcher Philoſophen mit japaniſcher Erklärung ſah. Unbegreiflich iſt mir die Vorliebe der Japaner für chineſiſche Wörter und Schriftzeichen, um techniſche Begriffe wiederzugeben. Dies ſchon deshalb, weil in China dieſen Wörtern die ſcharfe Abgrenzung, alſo der wiſſenſchaftliche Charakter noch abgeht und wahrſcheinlich ſpäter in China anders ausfallen wird, als jetzt in Japan. Beſonders reich vertreten fand ich Werke über Medizin, Staatswiſſenſchaften, Agrikultur, Technologie, Pädagogik und ſchöne Litteratur. Die Japaner arbeiten auch bereits ſelbſtändig auf dieſen Gebieten, jedenfalls durch Bearbeitung geeigneter Lehr- und Schulbücher für Japan. Von wiſſenſchaftlichen Arbeiten wird aber auch vielerlei angefangen und dann nicht vollendet. Der gut angelegte und reichhaltige botaniſche Garten verwildert bereits. Der zoologiſche Garten iſt kläglich, ein ſchöner Elefant in engem Raum mit drei Füßen gefeſſelt, — wohl als Emblem des Buddhismus? Dagegen iſt das kaiſerliche Muſeum gut, auch die verſchiedenen Bazars. Beſonders angenehm berührt den Beſucher aus China die bequeme Reiſegelegenheit. Ich mußte manchmal denken, wie gut haben es die Leute hier, aus den Städten in einigen Stunden per Eiſenbahn die ſchönſten Berggegenden erreichen zu können, auch allerorten gut eingerichtete Hotels und bequeme Privatwohnungen vorzufinden, reinlich, luftig und billig (letzteres relativ). Pferdebahnen giebt es ſowohl in den großen Städten als auch auf dem Lande. Zu den meiſten Orten, ſogar im Gebirge führen für Rikſchas fahrbare Straßen. Man wird auch überall und jederzeit mit Freundlichkeit behandelt, hört nie einen Ausdruck wie „fremder Teufel“ in China. Man ſieht keine verkrüppelten Füße der Frauen und Mädchen, dafür deren ſtets heitere, wenn nicht lachende Geſichter. Unter den Männern trifft man öfter ſolche, die Engliſch oder Deutſch verſtehen, auch wohl das Ausland beſucht haben und mancherlei Verſtändnis an den Tag legen. In Yokohama wurde ich gebeten, in einer Verſammlung des Jünglings-Vereins eine Anſprache zu halten. Dies war in einer japaniſchen Kirche, wo ich an 600 Perſonen im elektriſch erleuchteten ſchönen Kirchenraum vorfand. Die Verſammlung machte einen recht erfreulichen Eindruck auf mich. Auch die vom Kollegen Schiller in Ikao geleiteten Sonntagsgottesdienſte waren der Örtlichkeit entſprechend gut beſucht. Das deutet auf religiöſe Bedürfniſſe, zum mindeſten auf Verlangen, ſich genauer mit der chriſtlichen Wahrheit vertraut zu machen. Erſtaunlich iſt die Menge der Tageszeitungen, Wochen- und Monatsſchriften, populäre und wiſſen-

schaftliche. Man findet solche allüberall. Verglichen mit China hat Japan einen großen Vorsprung entlang der ganzen Front des modernen Kulturlebens. Ich wünsche von Herzen weiteres fröhliches Gedeihen! Die Rückwirkung auf China kann nicht ausbleiben.

Ich kam körperlich wie geistig recht erfrischt von meiner Reise zurück. Im Laufe des Winters hoffe ich einige weitere Bände meiner Arbeit über die chinesischen Klassiker durch die Presse zu bringen. Wahrscheinlich werde ich den dritten Teil, die Kritik des Inhalts, zunächst folgen lassen, in drei bis vier Bänden resp. Heften, von der Größe der beiden ersten. Den zweiten Teil gedenke ich dann als chinesische Litteraturgeschichte zu bearbeiten und den vierten als Leitfaden der chinesischen Geschichte für höhere Schulen und gebildete Chinesen. Da ich keine fertige Vorlage habe, so wird das Programm mit dem Fortschritt der Arbeit noch hie und da modifiziert werden."

Aus Pfarrer Kranz' Bericht über das III. Quartal 1896.

„Wie ich in meinem Juli-Bericht als meine Absicht mitteilte, habe ich die heißen Monate dies Jahr in Kuling, einem Gebirgsort bei Kiukiang, zugebracht und dort den Bau eines Hauses für meine Familie angeordnet nnd teilweise selbst beaufsichtigt. Ich verließ Shanghai am 30. Juni bei Tagesanbruch und gelangte am Donnerstag, den 3. Juli, mittags nach Kiukiang. Hier fand ich, wie schon früher im Mai 1894, bei Rev. Jackson, dem Vorsteher einer Missionsschule der bischöflichen Methodisten, freundliche Aufnahme. Am folgenden Sonnabend suchte ich andere Missionare derselben Mission in ihren Sommerwohnungen am Fuße der Hügel auf und verlebte mit ihnen den Sonntag. Am Montag, den 6. Juli, stieg ich hinauf nach Kuling. Dies ist ein breites Gebirgsthal, 4500 Fuß über dem Meere gelegen, welches Rev. Little, ein Missionar derselben Mission, im vergangenen Jahr unter vielen Schwierigkeiten von den Chinesen gekauft hat. Das ganze Areal ist in 118 Parzellen eingeteilt, welche nun schon alle wieder verkauft sind, zumeist an Missionare, die dort Sommerwohnungen bauen wollen. Es wird dies bald ein großer Sammelplatz von Missionaren aus allen Teilen Chinas werden. Schon diesen Sommer waren wir dort 30 Erwachsene und 29 Kinder. Die durchschnittliche Temperatur ist hier am Tage im Schatten 75 bis 81 Grad Fahrenheit, das ist nicht mehr als die Sommertemperatur in Deutschland. Schon diesen Sommer verdanken mehrere Missionare, welche schwer krank aus der Hitze unten am Yangtzekiang in Tragstühlen heraufkamen, nächst der Gnade Gottes diesem Orte ihre Wiederherstellung. Ich bin überzeugt, daß meine Mutter, welche sich, wie wir hoffen, nun schon auf der Seereise nach China befindet (Dampfer „Preußen"), die Sommerhitze in der Ebene Chinas nicht vertragen würde, und auch meine Konstitution würde die Hitze auf die Dauer nicht aushalten. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, wenigstens den Versuch zu machen, uns einen kühleren Sommeraufenthalt in China zu verschaffen. Ich habe selbst einen einfachen Bauplan entworfen und einen chinesischen Baumeister mit dem Bau des Hauses beauftragt. Es war aber nötig, daß ich wenigstens den Anfang des Baues selbst beaufsichtigte, da die Chinesen mir sonst schlechte Arbeit geliefert haben würden. Große Schwierigkeit hatten wir mit dem Fundament, da wir viel Erde wegzutragen und Felsblöcke mit Pulver zu sprengen hatten, um einen ebenen Platz für das Haus zu gewinnen. Wegen etwa zu fürchtender heftiger Stürme bauen alle Ansiedler dort vorläufig nur einstöckig. Mein Haus wird 86 Fuß lang und 56 Fuß breit sein und 11 kleine Zimmer enthalten. Zwei Außenwände des Hauses werden aus behauenen Felssteinen gebaut, die beiden anderen Außenwände, welche durch eine Veranda geschützt sind, und alle inneren Wände werden aus Ziegelsteinen gebaut. Das Dach besteht aus Brettern, mit Eisenblech bedeckt. Alles Baumaterial außer Steinen und Ziegelsteinen muß von Kiukiang (6 Stunden weit) hinaufgetragen werden.

Einige Schritte entfernt vom Hauptgebäude lasse ich eine kleine Küche, zwei kleine Zimmer für Diener und ein Badezimmer für Herren bauen. Ich beabsichtige, so Gott will, jährlich 3 Monate (Mitte Juni bis Mitte September) in Kuling zuzubringen. In der Zeit unserer Abwesenheit vom Hause lassen wir, wie es allgemein Sitte ist, einen Chinesen als Wächter in den Dienerquartieren wohnen. In Kiukiang lasse ich einige sehr einfache Möbel anfertigen, die wir im Hause stehen lassen werden, da wir nicht jedesmal alles Notwendige von Shanghai mitbringen können. Meine Kasse ist aber durch diesen Hausbau und einige andere Extraausgaben für dieses und nächstes Jahr so sehr in Anspruch genommen, daß ich schwerlich Geld für weitere Bücherverteilung aus eigenen Mitteln werde aufbringen können. — Das Leben bot in diesem Sommer in Kuling zu wenig Komfort (ich lebte in einem kleinen mit Gras bedeckten Steinhaus), sodaß ich meine Frau und unser kleines Gretchen in Shanghai lassen mußte. Sie haben den Sommer gut überstanden, obwohl sie beide etwas blaß aussehen. Der Umgang mit den chinesischen Bauleuten und Arbeitern in Kuling, von denen niemand ein Wort Englisch verstand, gab mir Gelegenheit, den chinesischen Volkscharakter genauer kennen zu lernen. Der Baumeister und seine Leute waren von Ningpo, einem offenen Hafen in der Nähe Shanghais. Diese Leute haben sich bereits mehr von der europäischen Civilisation angeeignet, als die einfachen Bauern im Innern, und erfreuen sich eines größeren Wohlstandes. Die ansässigen, einheimischen Bewohner der Hügel Kiukiangs dagegen sind sehr arm. Sie sind arbeitsam und genügsam, doch nicht abgeneigt, um Kleinigkeiten unter einander Streit und Schlägereien anzufangen. Sie teilen sich in verschiedene Verwandtschaftskreise, deren Glieder in allen Dingen eng zusammenhalten, während die verschiedenen Verwandtschaftskreise sich gegenseitig neidisch gegenüberstehen. Nur sehr wenige von ihnen sind Christen, die große Menge denkt nur an Reis und Dollars und hat für Gott und göttliche Dinge kein Interesse. Doch werden wir im nächsten Jahre energische Anstrengungen machen, ihnen allen das Evangelium nahe zu bringen Schon dies Jahr fand sonntäglich ein Gottesdienst für die Christen statt, und an die Nicht-Christen wurden abends einige Ansprachen unter freiem Himmel gehalten. Ich hatte einige Exemplare meines Katechismus und einige Bücher der Diffusion Society bei mir, welche ich an solche, von denen ich den Eindruck hatte, daß sie etwas mehr Einsicht besaßen, verteilt habe. Nächstes Jahr werde ich eine Menge illustrierter Traktate, im leichtesten Stil geschrieben, mitnehmen. — Das Fundament meines Hauses nahm sehr lange Zeit in Anspruch, und so konnte ich nicht warten, bis das ganze Haus vollendet war. Doch habe ich dem Baumeister so genaue Instruktion hinterlassen, und der Bau war so weit gediehen, daß ich glaube, er kann den Plan nun auch ohne mich ordentlich ausführen. Nach Weihnachten muß ich noch einmal auf ein Paar Tage hinreisen, um das vollendete Haus zu inspizieren, es zu übernehmen und dem Baumeister den Rest des Geldes zu bezahlen. Ich verließ Kuling am 7. September und gelangte am 10. September wieder nach Shanghai.

Hier erwarteten mich mancherlei Geschäfte, Briefe für die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge, Geldangelegenheiten, ein neues Arrangement mit chinesischen Lehrern und anderes. Da ich voraussichtlich noch längere Zeit, ja vielleicht dauernd, in Shanghai wohnen werde, habe ich mir vorgenommen, jetzt den Shanghaidialekt zu lernen, welcher von dem Kuanhoa, d. h. der im größeren Teile Chinas üblichen Umgangssprache, gänzlich verschieden ist. Hierdurch werde ich einen Einblick erlangen in die verschiedene Art, in welcher der chinesische Geist sich in diesen beiden Dialekten einen Ausdruck verschafft hat, und ich werde dadurch manches Problem in China besser verstehen lernen; außerdem wird es mir dadurch möglich werden, an den chinesischen Gottesdiensten in Shanghai mit Verständnis teilzunehmen. Kuanhoa bleibt freilich die Hauptsache, es entspricht unserem Hochdeutschen und hat eine große Zukunft für China, aber für

die Gegenwart ist es wünschenswert, auch einen niederen Lokaldialekt zu verstehen. Ich habe deshalb jetzt zwei Lehrer engagiert (beide in Shanghai geboren), einen für den Vormittag, einen für den Nachmittag. Zwei von den Sekretären Dr. Fabers sind auch Shanghaileute.

In diesen Tagen werden hier Versammlungen gehalten von einem amerikanischen Evangelisten, Herrn Mott, dem Vorsitzenden des großen Student Volunteer Movement, welches darin besteht, daß Tausende von Studenten in Amerika, England und Australien sich unterschriftlich verpflichtet haben, so Gott will, Missionare zu werden. Li-Hung-Chang wird übermorgen in Tientsin zurückerwartet, und wir hoffen, daß seine Erfahrungen in Europa und Amerika die Einführung moderner Civilisation in China beschleunigen werden. Wenn erst Eisenbahnzüge das ganze Land durchbrausen, so wird es leichter sein, das Evangelium in die entferntesten Winkel zu tragen." —

Inzwischen ist auch die Mutter des Herrn Pf. Kranz nach einer glücklichen Fahrt mit dem Lloyd-Dampfer „Prinz Heinrich" am 25. Oktober in Shanghai zur großen Freude ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter gesund angelangt und wird nun gleichfalls in Shanghai ihren dauernden Aufenthalt nehmen.

Aus den Zweigvereinen.

Das Jahresfest des Badischen Landesvereins

wurde in Freiburg am 11. und 12. Oktober gefeiert. Das Fest wurde am Sonntag, den 11. Okt., nachm. 5 Uhr, durch einen Gottesdienst in der Christuskirche eingeleitet. Mit eindringenden Worten sprach der Festprediger Issel auf Grund von Röm. 1, 11—17 („Ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben") von der Kraft des Evangeliums, welche die Glaubensboten in die ferne Heidenwelt treibt und ihnen hilft, die größten Schwierigkeiten zu überwinden. — Oberkirchenrat Oehler begrüßte im Namen der Oberkirchenbehörde den Missionsverein in einer höchst bedeutsamen und wirkungsvollen Ansprache. Er mahnte die Richtungen in der Kirche dringend zur Einigkeit und zur gemeinsamen Arbeit angesichts der gewaltigen Aufgabe der Mission und angesichts des heidnischen Geistes, welcher in der Heimat Religion und Kultur zu vernichten droht. Die Zersplitterung der Kräfte sei eine große Gefahr; die Verschiedenheit müsse sein, ja sie sei gottgewollt; denn sie ruhe auf dem Goldgrunde der evangelischen Freiheit des Glaubens und Gewissens. — Am Abend versammelten sich zahlreiche Glieder der evangelischen Gemeinde Freiburgs in der Harmonie zu einem Familienabend. Bis auf den letzten Platz waren die geräumigen Säle besetzt. Der evangelische Kirchenchor eröffnete durch einen Vortrag den Abend und erfreute auch im Laufe desselben die Anwesenden durch trefflich gesungene Lieder. Stadtpfarrer Hasenclever begrüßte die Anwesenden. Hierauf erzählte Pfr. Barck (Holzen) von den Eindrücken, welche er auf dem allgemeinen Jahresfest des Missionsvereins in Kiel empfangen hatte, und gab ein kurzes Bild von dem Wesen und Wirken des Vereins. Gymnasiallehrer Schmiedel schilderte in fesselnder Weise einen Tag seiner früheren Arbeit in Japan. Die Gestalten der jungen Heidenchristen mit ihren Kämpfen und Anliegen zogen lebendig an dem Auge vorüber. Kirchenrat Professor Dr. Bassermann sprach davon, wie durch die Schriften von Pfarrer Dr. Buß der Sinn für Mission in ihm geweckt worden und wie er jetzt zu der Überzeugung gekommen sei, daß die Mission eine notwendige Lebensbethätigung der evangelischen Gemeinde wäre; jedes Gemeindeglied müsse die Missionspflicht erkennen und erfüllen. Mit einem freundlichen Mahnwort an die Anwesenden, doch nun ganze Missionsfreunde zu werden und ihre Teilnahme auch durch Gaben zu beweisen, schloß Stadtpfarrer Schück die Reihe der Redner. Vor dem Auseinandergehen

sangen die Anwesenden stehend das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Am Montag, den 12. Oktober fand im evangelischen Gemeindesaale eine Missionskonferenz statt, die etwa von fünfzig Personen besucht war. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten hielt Pfarrer Dr. Buß einen Vortrag über die Anfänge und Grundsätze des Vereins. Er zeigte, wie manche von den damals gefaßten Plänen verwirklicht wurden, wie anderes erst in späterer Zeit und allmählich erreicht werden könne, manches sich als unausführbar erwiesen habe. Die einzelnen Ausführungen des Redners waren äußerst fesselnd. Nach ihm sprach Pfarrer Dr. Hering in lebendiger und warmer Weise über die Notwendigkeit und die Aussichten der Missionsarbeit in Japan. In anschaulicher Weise schilderte er das Leben und den Charakter des japanischen Volkes und gab der Überzeugung Ausdruck, daß dies Volk von Gott dazu berufen sei, einmal das Licht des Christentums den zahlreichen Völkern Ostasiens zu bringen. Stadtpfarrer Schück sprach darüber, wie in der Heimat Sinn und Teilnahme für unsern Verein durch Schrift, Predigt und eifriges Sammeln geweckt werden könne. An die Vorträge schloß sich jedesmal eine kurze, anregende Besprechung. Oberkirchenrat Oehler sprach wiederholt sein lebhaftes Interesse für die Ziele und Arbeiten des Missionsvereins aus. Mit einem kurzen Gebet schloß die Konferenz. Bei einem einfachen Mittagessen im „Salmen" fand sich noch eine Anzahl von Missionsfreunden zusammen; manches herzliche und aufmunternde Wort wurde da den Heimkehrenden noch mit auf den Weg gegeben. Möge das so schön und befriedigend verlaufene Fest wie in Freiburg, so in Baden einen neuen Anstoß für die Entwicklung unseres Missionsvereins geben.

Zweigverein Gotha.

In der Generalversammlung am 21. Oktober mußte zum schmerzlichen Bedauern aller unserer Freunde mitgeteilt werden, daß Superintendent Haupt wegen eines schweren Leidens den von ihm seit Bestehen des Vereins geführten Vorsitz niedergelegt habe. Für seine großen Verdienste sprach die Versammlung ihren wärmsten Dank aus und beauftragte bis zur Neuwahl des Vorstandes im nächsten Jahr Pfarrer Lühr in Gotha mit der Führung der Geschäfte des Vorsitzenden. Es wurde ferner eingehend eine lebhaftere Thätigkeit für unsere Sache erörtert, die namentlich für diesen Winter durch Vorträge in den Dörfern und Städten unseres Landes in Aussicht genommen wurde, woran sich im Sommer, etwa in einem Badeort, ein Missionsfest schließen wird. An der Generalversammlung nahm auch der Japaner Munio Kubo aus Berlin teil.

Dieser Herr, bekannt schon von Vorträgen in Berlin wie auch auf dem diesjährigen Jahresfest in Kiel, sowie Frau Stadtpfarrer Bickel aus Wiesbaden (bekanntlich unsere frühere Missionarin Frl. Diercks) hatten es freundlichst übernommen, in einem zum gleichen Tage mit der Generalversamlung vorbereiteten Gemeindeabend, zu dem auch manche Pfarrer vom Lande erschienen waren, Vorträge zu halten. Der mehrere hundert Personen fassende Saal war gedrängt voll, namentlich von Frauen. Alle folgten mit gespanntem Interesse den feinen Schilderungen der einstigen Missionarin über das Leben der Frauen in Japan, ihre Grazie, ihre Kunst, ihre Mutterliebe, aber auch ihre Unmündigkeit und Knechtschaft; für die japanischen Schwestern und deren innere Befreiung machte die Rednerin die Herzen der deutschen Frauen warm. Sodann folgten die ganz frei in fließendem Deutsch vorgetragenen außerordentlich die Zuhörerschaft fesselnden Ausführungen des Japaners Munio Kubo, der, indem er zugab, daß die bisherigen Erfolge des Christentums in Japan schwach seien, dennoch das innerste Bedürfen des Volkes darnach betonte, und der christlichen und speziell der protestantischen Mission gute Verheißung und Aussicht gegeben sah, keinen Anstoß nehmend an der bunten Mannigfaltigkeit der protestantischen Missionen, weil die im Wesen des Protestantismus liege, aber die Wichtigkeit gerade der deutschen Mission hervorhebend; aus fernem Osten tönt hier-

her das Wort: „Komm herüber und hilf uns". — Den Rest des Abends füllten einige Musikstücke aus. Warmer Dank wurde den Rednern bekundet und ausgesprochen. Wir hoffen, das dieser Abend nachwirken und der besonders an die Frauen gerichteten Aufforderung, zwar nicht einen eigenen Frauenverein zu bilden, aber in den Gesamtverein einzutreten, einen guten Weg verschafft haben wird.

Kieler Zweigverein.

Beim Centraljahresfeste im Sommer d. J. in Kiel wurde die Bildung eines Frauen-Missionsvereins angeregt. Zu diesem Zweck hatten wir zu einer Versammlung am Freitag, den 13. November d. J., nachmittags 5 Uhr, im Gesellschaftshause gegen 150 Damen eingeladen; folgende Damen hatten sich bereit erklärt, diese Einladung zu unterzeichnen: Frau Oberbürgermeister Fuß. Frau Professor Petersen, Frau Schulrat Kuhlgatz, Frau Pastor Mau, Frau Pastor Clausen, Frau Pastor Stubbe, Fräulein J. Ravit. Außerdem hatte der Vorstand des Ortsvereins, bestehend aus Past. Clausen, Rekt. Martens und Dir. Ferchen, unterzeichnet. In der Einladung war ein Vortrag der Frau Oberpfarrer Bickel aus Wiesbaden angekündigt, um Mitteilungen über die japanische Mission zu machen und Ratschläge für die zweckmäßigste Beteiligung der Frauen an den Bestrebungen des Vereins zu erteilen.

Außer 8 Männern, die bereits Mitglieder des Vereins sind, waren etwa 50 bis 60 Frauen und junge Mädchen erschienen, von denen einige ebenfalls schon dem Verein angehörten. In einer Ansprache wies der Vorsitzende, Herr Pastor Clausen, auf das Jahresfest hin, bei welchem die Gründung eines Frauenvereins angeregt ward, und betonte sodann die Notwendigkeit der Mission. Im Vortrage machte die Frau Oberpfarrer Bickel Mitteilungen über ihre Erlebnisse im Missionsgebiet, über die Schwierigkeiten bei der Erlernung der Sprache, über die Besuche in den Häusern der Japaner, über Charakter, Sitten und Lebensweise dieses Volkes. Sie schilderte ihre Thätigkeit auf dem Arbeitsfelde während der einzelnen Tage einer Woche beim Taufunterricht, in der Handarbeitsschule, bei Kranken- und Schülerbesuchen, bei der Erziehung der Jugend, als Mitglied eines Damenvereins, in Vorträgen zum Zweck der Förderung deutscher Bildung, in der Sonntagsschule, beim Gemeinde-Gottesdienst der Erwachsenen, in der Ausbildung des japanischen Fräuleins Inasawa, die ihre Kräfte ganz in den Dienst unserer Mission gestellt hat. Im zweiten Teil des Vortrages sprach sie sich aus über die Arbeit der Frauen in der Heimat für die Mission. Die deutschen Frauen haben die Pflicht, dazu zu helfen, daß die Japanerinnen Christinnen werden. Ihnen unsere Kultur ohne die Religion zu bringen, ist verfehlt, ja sogar gefahrvoll. Man wird am meisten für die Verbreitung des Christentums wirken, wenn die Frauen in Japan für das Evangelium gewonnen werden.

Der Vorsitzende dankte der Rednerin im Namen der Versammlung für den belehrenden und interessanten Vortrag, der im hohen Grade geeignet war, das Missionsinteresse zu wecken und zu beleben. Er forderte die Versammlung auf, sich darüber zu äußern, ob man geneigt sei, einen eigenen Frauenverein für unsere Mission zu gründen, oder ob man sich dem bestehenden Ortsverein eingliedern wolle. Man entschied sich für letzteres; reichlich 30 Damen traten als Mitglieder dem Verein bei und entrichteten sogleich einen Beitrag von zusammen 60—70 M. Es blieb vorläufig noch unentschieden, welche der anwesenden Frauen dem Vorstande beitreten werden.

Der Frankfurter Zweigverein

feierte am 26. November sein Jahresfest. Der Vorsitzende Konsistorialrat Dr. Ehlers begrüßte die Versammlung und dankte für das zahlreiche Erscheinen. Rückblickend auf das vergangene Vereinsjahr, führte er aus, daß unser Verein keine Ursache

habe, trübe in die Zukunft zu schauen, er sei durch eine schwere Krisis hindurchgegangen infolge heftiger und ungerechtfertigter Angriffe, aber die Krisis sei überwunden, ja zum Segen ausgeschlagen. Es gelte nur, treu an den edlen Zielen des Vereins festzuhalten, — das sei die Aufgabe, die jedem seiner Mitglieder gestellt sei. Was speziell den Frankfurter Verein anlange, so sei mit Dank zu berichten, daß das vergangene Jahr die Gründung eines Frauenvereins hervorgerufen habe, der die Bestrebungen des Missionsvereins zu unterstützen bemüht sei. — Nach einem Gesangsvortrage des Peterskirchenchors, der im Verlauf des Abends noch wiederholt durch seine Darbietungen erfreute, sprach Frau Pfarrer Bickel geb. Diercks, dem Frankfurter Verein bereits eine liebe Bekannte, über „Japans Frauen- und Familienleben". In schlichter, ansprechender Weise schilderte sie den Entwicklungsgang der Japanerin vom Kind durch die Mädchenjahre hindurch bis zur Frau, Licht und Schatten gerecht verteilend. Die Versammlung bezeugte der Vortragenden reichen Beifall. Oberlehrer Dr. Bernhardt gab diesem Beifall dankbaren Ausdruck und berichtete dann über die Thätigkeit des neugegründeten Frauenvereins, der sich langsam, aber stetig fortentwickelt. Der Frauenverein beabsichtigt, an dem im nächsten Jahre stattfindenden Bazar in Tokyo mit einer Gabensendung sich zu beteiligen und hat, wie schon Jahrg. 96 S. 256 berichtet, zur Ausschmückung der neuen Kirche daselbst durch das Geschenk eines Christusbildes beigetragen. — Den Schlußvortrag hielt Pfarrer Börsch aus Eschersheim über das Thema: „Der Prophet Mohammed". In den Einleitungsworten bezeichnete es der Vortragende als eine in der Entwicklung unseres Vereins auf Grund seiner Prinzipien unumgängliche Konsequenz, die Mission unter den Mohammedanern in Angriff zu nehmen. Denn wenn irgend wo, so zeige sich bei ihnen ein hoher Grad religiös-sittlicher Bildung, verdunkelt freilich durch Elemente sinnlich-niedrigster Kulturstufe. An der Hand einer Lebensskizze des Propheten, dem es gelungen sei, zerstreute Beduinenstämme zu einen und zu einer religiös-politischen Weltmacht zu erheben, zeigte der Redner die Entwicklung des Islam, indem er zugleich die Keime des Zerfalls schon in den ersten Anfängen der Entstehung nachwies. — Wer es weiß, wie schwer in einer Stadt wie Frankfurt konfessionell fundierte Vereinigungen um die Existenz ringen müssen, der wird erfreut sein dürfen, daß unser Verein in Frankfurt sich nicht nur behauptet, sondern in langsamem Wachstum begriffen ist.

Der Potsdamer Zweigverein

feierte sein Jahresfest am 6. Dezember v. J. abends 6 Uhr in der dortigen Heiligen Geist-Kirche, der Kirche unseres verstorbenen Freundes Ritter. Die Festpredigt hatte Pred. Persius übernommen, der in schönen, warmen Worten auf Grund von Luc. 21, 28 darauf hinwies, wie auch die Heidenvölker im fernen Osten Asiens die Häupter erheben und nach der Erlösung ausschauen, und betonte, daß es eine heilige Pflicht der heimatlichen Missionsgemeinde sei, das große Erbe Heinrich Ritters zu wahren und ihrem Danke dadurch einen Ausdruck zu verleihen, daß sie sein liebstes Werk weiter ausbauen helfe. Den Bericht erstattete der Vereinssekretär Lehmpfuhl. An den Gottesdienst schloß sich eine Nachversammlung, in der noch Landgerichtsrat Haeckel, der Vorsitzende des Zweigvereins, und Pred. Dr. Arndt manches anregende Wort über die Arbeiten unseres Vereins an die Teilnehmer richteten.

Der Pfälzische Hauptverein

feierte am 13. September v. J. in Edenkoben sein 10. Jahresfest, das von dem schönsten Erfolge begleitet war. Die protestantische Gemeinde daselbst hatte ihrem Gast einen herzlichen Empfang bereitet, die große Kirche war dicht besetzt. Nachdem der Ortsgeistliche, Pfarrer Stockinger, der Festversammlung in warmen

Worten den Willkommengruß entboten hatte, hielt Pfarrer Stepp aus Kaiserslautern die packende Festpredigt unter Zugrundelegung des Bibelwortes: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen". (1. Tim. 2, 4). Danach machte unser früherer Missionar Pfarrer Munzinger aus Sausenheim Mitteilungen über das japanische Missionsfeld, wobei er sich besonders bemühte, den Hörern ein klares Bild von dem zu geben, worin die Arbeit eines Missionars besteht. Auch die Nachversammlung war von einem frischen Geist durchweht. Kräftige Ansprachen der Pfarrer Munzinger, Künkele, Croneiß und Unger würzten die Geselligkeit, der Kirchenchor trug erhebende Lieder vor. Wir schieden von Edenkoben mit dem Gefühl, eins der schönsten Missionsfeste gefeiert zu haben.

Ein neuer Zweigverein,

und zwar ein Missionsfrauenverein, ist durch den Vorsitzenden der Züricher Sektion des Schweizerischen Landesvereins Pf. Schönholzer am 14. Juni v. J. ins Leben gerufen worden. Vorläufig ist ein provisorisches Komitee gewählt worden, über dessen Arbeit wir bald zu berichten hoffen. Die Zahl der Mitglieder beträgt bereits 50.

Aus dem Centralvorstande.

Unser Missionsverein und die Verhandlungen der Brandenburger Provinzial-Synode.

Die brandenburgische Provinzial-Synode hat die anerkennenswerte Einrichtung getroffen, daß ihr bei ihrer in jedem dritten Jahre stattfindenden Tagung auch ein Bericht über die Thätigkeit der in der Provinz Brandenburg domizilierenden Missionsgesellschaften erstattet wird. Da nun in Berlin nicht weniger als 7 Missionsgesellschaften (Berlin I und II, deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft, Jerusalems-Verein, Frauen-Missionsverein für China, Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande und unser Verein) ihren Sitz haben, so geben diese Berichte stets ein anschauliches und ziemlich umfassendes Bild von deutscher evangelischer Missionsarbeit überhaupt.

Diesmal waren auch wir gemäß einem Beschlusse der brandenburgischen Provinzialsynode vom Jahre 1893 aufgefordert worden, Bericht über unsere Thätigkeit während der Jahre 1893—1895 zu erstatten. Dieser Bericht kam in der Sitzung vom 20. October zur Verhandlung. Der Präses der Synode von Levetzow hatte das Referat unserem Vereins-Präsidenten Pred. Dr. Arndt übertragen. Das Referat war durchaus sachlich und objektiv gehalten und vermied jeden Hinweis auf die ungerechten Angriffe, denen der Missionsverein in den letzten Jahren ausgesetzt war, und die schließlich zu einer so erfreulichen Würdigung der Bestrebungen unseres Vereins in den weitesten Kreisen geführt hatten. Trotzdem konnte es der ehemalige Hofprediger Stöcker nicht unterlassen, zwar ohne Nennung Dr. Daltons, aber doch mit deutlichem Fingerzeig auf dessen Ausstellungen an unserer Thätigkeit die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich glauben, daß durch die kritischen Aufsätze unseres Freundes Schmiedel in der Zeitschrift „Shinri" über Inspiration und Wunder, worin sämtliche Auferstehungswunder des N. T. geleugnet würden, die Ausbreitung des Christentums gefördert werde. Diese Aufsätze hätten schädlich gewirkt und den Frieden unter den Missionsgesellschaften in Japan gestört. Der Centralvorstand solle doch seinen Missionaren verbieten, radikale Kritik in Japan zu verbreiten. — Kein einziges Mitglied der Synode ging auf diese Polemik Stöckers ein, im Gegenteil erhoben sich selbst auf der rechten Seite, die in der Synode mehr als $^2/_3$ der Mitglieder umfaßte, mehrere Stimmen, die offen die Leistungen unseres Vereins anerkannten. So rühmte Dr. Grundemann, indem er es ausdrücklich ablehnte, auf „missionstechnische" Fragen einzugehen, die Arbeiten Dr. Fabers, der ent-

schieden der tüchtigste unter allen Missionaren in China sei, den Eifer des Pfarrers P. Kranz und die Verdienste des Pfarrers Lic. Hackmann um die kirchliche Versorgung unserer evangelischen Landsleute in Shanghai. Der Synodale Knak bemängelte nur den Satz des gedruckten Berichts, daß Shanghai „immer mehr der Mittelpunkt aller in China lebenden evangelischen Deutschen werde", unter Hinweis auf die segensreiche Thätigkeit des von ihm geleiteten Berliner Frauen-Missionsvereins in Honglong, — einen Satz, den Dr. Arndt dahin erläuterte, daß Pfarrer Hackmann die in China zerstreut lebenden evangelischen Deutschen aufsuche und ihnen regelmäßig seine gedruckten Predigten zusende. Der Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amts Synodale Humbert widmete der von Pfarrer Hackmann zu Shanghai ins Leben gerufenen deutschen Schule ein anerkennendes Wort. In seinem Schlußworte führte der Referent Dr. Arndt aus, daß er es ablehnen müsse, auf die Polemik Stöckers einzugehen, da die Synode weder der Ort sei noch Zeit biete für theologische Verhandlungen; aber er müsse dringend bitten, über den Missionsverein erst nach genauer Kenntnisnahme und Prüfung seiner Litteratur und seiner Arbeiten zu urteilen. Bei sorgfältiger Prüfung der angezogenen Schmiedel'schen Aufsätze dürfte sich leicht herausstellen, daß diese vielmehr apologetisch klärend als schädigend und verwirrend gewirkt haben. Dr. Arndt hob ferner hervor, daß die Missionare des Allg. ev.-prot. Missionsvereins Männer mit voller akademischer Bildung und für ein heimatliches Pfarramt wohlbefähigt seien, — solchen Männern könne der Centralvorstand keine gebundene Marschroute erteilen, sie wären selbst imstande zu entscheiden, was für die Mission förderlich sei. Dem Synodalen Dr. Grundemann, der herzlich gebeten hatte, daß der Missionsverein den Heiden doch nicht das „Scheidewasser der Kritik", sondern „Lebensbrot" bringen möchte, antwortete Dr. Arndt, daß dies durchaus den Absichten des Missionsvereins entspreche, wie denn schon vor Jahren Prof. Dr. Lipsius ausgesprochen habe, daß wir nicht menschliche Weisheit, sondern Christus allein den Heiden bringen wollen.

Das Resultat der Verhandlung war ein für uns höchst günstiges. Manches Vorurteil ist beseitigt. Die wider uns erhobenen Angriffe fanden auch bei den „Positiven" keinen Boden mehr. Ein Schritt weiter ist geschehen zur Verwirklichung des von uns angestrebten Zieles, das friedliche Nebeneinander- und Zusammenarbeiten aller Missionsgesellschaften zu fördern, und die rechtsstehenden kirchlichen Parteien erkennen an, daß auch wir berufen sind, unsere Kräfte der Heidenmission zu widmen.

Bitte für das Missionswerk in China.

Bereits im vorigen Jahre richteten wir an alle unsere Freunde in der Heimat die dringende und herzliche Bitte, in ihren Kreisen Gaben zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers zu sammeln. Diese Bitte ist damals beinahe ungehört verhallt. Wir konnten Dr. Faber nicht mehr als 139 M. senden. Wenn wir nun heute unsere Bitte wiederholen, so veranlassen uns dazu gerade in diesem Jahre ganz besondere Umstände. Wir brauchen wohl unsere Freunde nicht mehr darauf hinzuweisen, wie ungeheuer wichtig gerade eine litterarische Mission bei dem gegenwärtigen Stande des Missionswerks in China ist. Sie bahnt der eigentlichen Missionsarbeit, der Arbeit an den einzelnen, der Wirksamkeit von Person auf Person, die Wege, sie ist ein Mittel, chinesische Kreise, die sonst dem Missionar unzugänglich und unerreichbar wären, christlich zu beeinflussen, sie dient dazu, die breitesten Schichten des chinesischen Volkes mit christlichen Ideen bekannt zu machen und viele Vorurteile gegen die Fremden zu zerstreuen. Wir haben diese Gedanken schon oft ausgeführt und wollen hier nur bemerken, daß es gerade Dr. Fabers Schriften sind, die bei den Chinesen den größten Anklang finden. Eine große Menge von Dankschreiben aus allen Teilen Chinas wurde Pfarrer Kranz, der in uneigennützigster Weise große Geldsummen zur Verbreitung Dr. Faberscher Werke ver-

wendet hat, von englischen und amerikanischen Missionaren im Namen der Chinesen, die Fabersche Werke erhielten, zugesandt und liegen uns jetzt vor. Erst im vorigen Jahr erschien die Schrift eines Japaners, betitelt: „Wie ich ein Christ wurde?", deren unbekannter Verfasser unserem Freunde Dr. Faber für seine chinesischen Werke dankt, die ihm bei seinem Suchen und Ringen nach Wahrheit und Klarheit und dem Frieden der Seele den rechten Weg gewiesen haben. Unvergessen soll auch sein, daß eine Diakonissin im Innern Chinas eine chinesische Hütte fand, die mit Faberschen Schriften tapeziert war. Ihr Besitzer las sie täglich zu seiner und seiner Familie Erbauung. Und weit über China hinaus, selbst in Korea werden Fabersche Werke gekauft und studiert. Ist es nicht eine heilige Pflicht unserer Missionsgemeinde in der Heimat, die Arbeit dieses seltenen Mannes, der, wie selbst unsere Gegner anerkennen müssen, die anderen chinesischen Missionare an Bedeutung weit überragt, aufs energischste zu unterstützen? Pfarrer Kranz schreibt uns, daß seine Mittel in diesem Jahre durch den Hausbau in Kuling erschöpft seien und er nichts für Verbreitung Faberscher Schriften thun könne. Wir wenden uns daher um so dringender an unsere Freunde in der Heimat. Wir vertrauen, daß unsere Missionsgemeinde noch 2000—3000 M. besonders aufbringen kann. Wir wollen gern mithelfen, der ungeheuren Not des chinesischen Volkes, die ihren tiefsten Grund in der Unwissenheit hat, zu steuern — wird unsere Bitte auch diesmal ungehört verhallen?

Centraljahresfest.

Unser diesjähriges XIII. Centraljahresfest wird in den Tagen vom 17. bis 19. August in Glarus gefeiert werden. Den Vortrag in der Generalversammlung hat Professor Dr. Pfleiderer-Berlin übernommen. Wir hoffen, bald in den Kirchenzeitungen und im Missionsblatt das Festprogramm vollständig bekannt geben zu können, und bitten schon heute alle unsere Freunde, namentlich auch die Norddeutschen, recht zahlreich am Feste sich beteiligen zu wollen.

Unser Missionar Pfarrer Dr. Christlieb

und seine Gattin in Tokyo sind am 14. Januar durch die glückliche Geburt eines gesunden Sohnes hoch erfreut worden.

Unser Generalschatzmeister für Deutschland Ernst Stolze

verlegt am 15. März d. J. seine Wohnung nach Berlin W., Bayreutherstraße 3. Wir bitten alle unsere Freunde, vom 15. März ab Geldsendungen Herrn E. Stolze unter dieser Adresse einzuschicken.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Seine Hauptthätigkeit wird er an der vom Verein unterhaltenen Theologischen Schule finden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Die Aussendung soll Anfang 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Centralvorstand
des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.

Berlin, den 19. November 1896.

Prediger Dr. Arndt,
Berlin C. Friedrichsgracht 53.

Das Geistesleben des Japaners und die christliche Mission.

Von Pfarrer Karl Munzinger in Sausenheim.

In dem Geistesleben des Menschen bildet die Religion einen Bestandteil, und wenn auch die Betrachtung des modernen Menschen es zweifelhaft erscheinen läßt, so bezeugt doch die Geschichte der Völker und der Menschheit im ganzen, daß sie den Hauptfaktor bildet. Damit ist das innige Verhältnis zwischen Geistesleben und Religion von vornherein gegeben. Damit ist auch gesagt, daß keine Verkündigung der Religion statthaben kann, es sei denn im engsten Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben des Menschen. Wie in der Schule schon der Religionsunterricht nicht auf das Geratewohl geschehen darf, sondern nur in organischer Verbindung mit den übrigen Wissenszweigen und dem gesamten geistigen Gesichtskreis der Kinder, so ist eine Missionsmethode verkehrt, welche das Geistesleben der Heiden unberücksichtigt läßt. Die tiefste Religiosität und die gediegenste theologische Durchbildung machen noch lange keinen Missionar. Zum Missionar gehört notwendig, daß man den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche sei, wobei es sich nicht sowohl um oberflächliche Accommodation, etwa in den äußeren Lebensverhältnissen, handelt. So hat ja allerdings die katholische Mission zu allen Zeiten das Wort Pauli verstanden. So müßten es folgerichtig auch alle diejenigen Evangelisten verstehen, welche die Geistesmächte der Heiden, ihre Religion als die erste Geistesmacht an der Spitze, nicht für Gotteswerk, sondern für Teufelsmache erklären; denn eine Berührung damit wäre gleichbedeutend mit einer Berührung mit der Sünde selbst, und ein Gleichwerden mit den Heiden könnte sich naturgemäß nicht darauf, sondern nur auf die äußeren Verhältnisse, wie Nahrung, Kleidung und Wohnung beziehen. Wohl mag manchmal auch eine solche äußere Accommodation notwendig sein. Wenn in China die Leute einen unbezopften Missionar nicht hören wollen, so thut er wohl daran, sich einen Zopf flechten zu lassen. Kindischen Landsleuten, welche sich mit Vorliebe auf ihren Patriotismus besinnen, wenn es der Mission eins anzuhängen gilt, mag er dann ruhig überlassen, ungehalten zu sein, daß durch solches Gebahren der Nationalstolz der Chinesen gefördert, das eigene Vaterland aber herabgewürdigt werde. An anderen Orten aber, beispielsweise in Japan, ist von solcher Accommodation keine Rede. Der Japaner würde es sogar sehr peinlich empfinden, wollte der Missionar sich japanisch kleiden und japanisch essen. Um so mehr aber verlangt er geistige Accommodation. Daß es sich bei dem Wort des Apostels wesentlich um diese handelt, nämlich um ein tief innerliches Eingehen auf das ganze geistige Wesen der Missionsobjekte, dafür ist Paulus selbst mit seiner ebenso jüdischen als griechischen Weltanschauung der beste Beleg. Für Paulus war das freilich nicht so sehr schwer. In den Wänden seines Heimathauses sog er die jüdische, auf den Straßen seiner Heimatstadt die griechische Lebensluft ein. Beide Weltanschauungen, nicht bloß die des orthodoxen Judentums, sondern auch die des Hellenismus, waren ihm von Kind auf

nicht fremd, wenn er auch in Bezug auf letztere sich dessen nicht einmal bewußt war. Der Europäer aber, welcher sich heute nach Japan begiebt, tritt dort auf einen ihm gänzlich unbekannten, im vollen Umfang des Wortes antipodischen Boden. Das Geistesleben des Japaners ist von dem unsrigen durchaus verschieden, nach seinem geschichtlichen Werden sowohl als nach seinem ursprünglichen Wesen, nach seinen formalen Erscheinungsweisen nicht minder als nach seinem materialen Inhalt. Dieses Geisteslebens völlig Herr zu werden, nicht nur in theoretischem Erkennen, sondern auch in thatsächlicher Aneignung, ist für den Weißen eine Unmöglichkeit, sintemalen er nicht aus seiner weißen Haut herausfahren kann. Das darf ihm aber von dem ernsten Versuch nicht abhalten, in inniger Hingabe an den Volkscharakter denselben wenigstens bis zu den Grenzen der Möglichkeit zu durchdringen. Jahre nimmt das freilich in Anspruch; und darum ist es auch kein leeres Gerede, wenn man sagt, daß die rechte Wirksamkeit für einen Missionar erst nach mehrjähriger Missionsarbeit beginne, und mit Recht dringen unsere Missionsgesellschaften prinzipiell darauf, daß der Missionsberuf Lebensberuf sein solle. Der Missionar, welchem es aus irgend welchen Ursachen nicht vergönnt war, dieser Forderung zu genügen, empfindet, wo anders er ehrlich gegen sich selbst ist, die Berechtigung dieser Forderung selbst am schmerzlichsten.

Die Notwendigung der Bekanntschaft mit dem Geistesleben der Heiden ist damit anerkannt. Von welcher Bedeutung diese Bekanntschaft sein kann, sei hier an einigen Punkten mit Bezug auf die christliche Mission in Japan gezeigt.

Japan war bis vor kurzem das Missionsland *κατ' ἐξοχήν*. In keinem Land der Erde hatte die Mission in kurzer Zeit so große Erfolge zu verzeichnen als hier. Wo anders wäre das jemals bei einem großen Volke von 40 Millionen möglich gewesen, daß nach zwanzigjähriger Arbeit nicht bloß wundergläubige Schwärmer, sondern auch nüchterne Denker von einer vollständigen Evangelisation innerhalb der Spanne eines Vierteljahrhunderts sprachen! Heute freilich denkt im Ernst kein Mensch mehr daran. Heute sagt es sich der Missionar mit wehmütigem Lächeln über seine frühere Verblendung, daß auch hier das Höchste nur erreicht wird um den Preis sauren Arbeitens und unablässigen Betens. Von den Höhen der Hoffnung ging es plötzlich, mit einem Ruck, in die Tiefen der Enttäuschung. Und doch sprachen in den 80er Jahren, wo der Strom des japanischen Lebens in gewaltiger Bewegung zum Christentum hindrängte, die Thatsachen für die Erfüllung jener Hoffnung. Wer freilich hinter die Thatsachen blickte, wer durch den Strom der Erscheinungen hindurchschaute auf den Grund des japanischen Wesens, den konnte die Rückströmung nicht überraschen, die in dem Geistesleben des Japaners ihre volle Erklärung findet.

Der Japaner ist seiner ganzen Natur nach durch und durch Sanguiniker. Er besitzt alle Tugenden und alle Fehler des sanguinischen Temperaments. Er hat eine nicht geringe Ähnlichkeit mit dem Franzosen; leicht empfänglich für alles, rasch sich begeisternd, mit großem Interesse für Mögliches und Unmögliches; aber auch ebenso oberflächlich, flatterhaft und wankelmütig. So schwerfällig der Chinese, so leicht beweglich ist der Japaner. Sind die Gallier rerum novarum cupidi, so sind die Japaner rerum novarum cupidissimi. Rasch, wie in der Natur des Landes, ist

der Wechsel auch im Volk. Wie die Vulkane des Landes Jahrzehnte ruhen, um dann mit einem Male auszubrechen, wie mitten aus der größten Ruhe urplötzlich ein schrecklicher Taifun sich erhebt, so mag am politischen oder religiösen Horizont am Abend noch alles ruhig sein, am nächsten Morgen aber befindet sich das ganze Volk in Bewegung. Es fehlen die Übergänge, es fehlt die ruhig fortschreitende Entwicklung. Das ist nicht wie ein stetig vorwärts fließender Strom, das ist vielmehr wie Ebbe und Flut. Bestand hat nur die Unbeständigkeit. Die Japaner sind bekannt als Schlangenmenschen im Sinne ausgezeichneter Akrobaten und Jongleure, sie sind aber auch Schlangenmenschen im bildlichen Sinne, biegsam und geschmeidig, ein Volk, welchem ein festes gerades Rückgrat fehlt. Japan ist das Land der Überraschungen. Es ist unmöglich, hier den Propheten zu spielen.

Wie überraschend kam der chinesisch-japanische Krieg. Kurz zuvor hätte niemand auch nur entfernt daran gedacht, und zwar nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Diplomaten. Denn kaum ein Jahr früher hatte Deutschland das ostasiatische Geschwader aufgelöst, um die deutsche Vertretung unter den vierhundert Millionen Menschen Ostasiens den beiden kleinen Kanonenbooten Iltis und Wolf zu überlassen. Ein solches Vorgehen war an und für sich schon gewagt; es wäre aber unverantwortlich gewesen, wenn damals schon irgend welche, wenn auch nur entfernte Anzeichen auf Krieg gedeutet hätten. Unsere Diplomatie ahnte eben nichts davon, und Japan hat es vortrefflich verstanden, die Welt zu überraschen.

Aber wie hier in dem einen Fall, so ist es stets gewesen. Die ganze seitherige Entwicklung Japans war keine stetige, sondern eine sprunghafte. Ganz stetig geht ja wohl keine Entwicklung geistiger Kräfte. Denn der Geist liebt die Schablone nicht. Geradlinig aufsteigend, ohne Krümmungen ist auch unsere Geschichte nicht verlaufen. Die Völkerwanderung, die Reformation, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, das sind Höhepunkte, wo mit einem Male, in gewaltigem Anstoß, die Linie steil nach oben stieg. Aber die Perioden, die auf diese Ereignisse folgten, haben doch weiter gearbeitet, stetig und ununterbrochen, haben keinen Rückschritt noch Stillstand geduldet, haben selbst in der vielverschrieenen Zeit des dunkeln Mittelalters aufwärts geführt, wenn auch nur in sehr langsamer, ruhiger Entwicklung. Anders die Epochen der japanischen Geschichte. Das ist kein allmähliches Aufsteigen, das ist vielmehr eine platte Ebene mit drei vereinzelten, unter sich zusammenhangslosen Höhen. Die drei Epochen der japanischen Geschichte, hervorgerufen durch die Berührung mit der chinesisch-buddhistischen, der mittelalterlich-katholischen und der modern-protestantischen Kultur, erinnern, in gewaltigem Ausbruch und ebenso plötzlichem Stillstand, lebhaft an das Märchen vom Dornröschen. Wie dort mit einem Schlag alles Leben in Schlaf, alle Bewegung in Ruhe sich wandelte, so auch hier; und wie dort mit einem Schlag das Leben von neuem erwachte aus tiefem, totenstillem Schlaf, so hier. Jedes Mal war's wie der plötzliche Ausbruch eines Vulkans, der vorher geruht, und jedes Mal war's, wie wenn die vulkanische Glut rasch in sich selbst zurücksinkt.

Und diese Erfahrung macht man auf allen Gebieten. Nirgends ruhiges Fortschreiten, überall Sprünge, das Fallen von einem Extrem in das andere. Während vor 30 Jahren der Absolutismus herrschend war, wo

man den Kaiser als Gott verehrte und eine eigene politische Meinung nicht zu haben wagte, haben heute fast alle Parteien das englische Regierungssystem zu ihrem Programm erhoben, ist heute das ganze Volk durchseucht von den Gedanken der Demokratie. Während man damals noch schwor auf die Autorität des Buddha und Konfuzius, ist man es heute gewöhnt, ihrer zu spotten. Während man damals in tiefer Ehrfurcht zu den Füßen seiner Lehrer saß und den Worten des „sensei" lauschte als einer höheren Offenbarung, gehören heute nicht nur kleine Reibereien, sondern regelrechte Schulstreiks von der Hochschule bis herab zu der niedersten Mittelschule nicht zu den Seltenheiten. Bekennt sich heute einer zu der orthodoxesten Form des Christentums, wie er es von dem einseitigsten methodistischen Missionar erhalten hat, bald hat er es rationalisiert und meint auch dann noch ein Christ zu sein, wenn er die Persönlichkeit Gottes, das ewige Leben und die Praxis des Gebets über Bord geworfen hat. Es ist ein Radikalismus des Denkens, wie man ihn bei keinem andern Volke trifft, und wenn es in früheren Zeiten nicht so gewesen ist, so war der Grund die eiserne Faust, die jede freie Regung mit Gewalt unterdrückte. Wohl mag ein gut Teil des radikalen und unsteten Charakters zurückzuführen sein auf die knabenhafte Unreife, die es noch nicht versteht, die eben erhaltene Freiheit auch recht zu benützen. Aber im wesentlichen ist sie begründet in der Eigentümlichkeit des japanischen Denkens.

Seiner Form nach ist dieses Denken impulsiv und stoßweise. Ein Sichvertiefen liebt der Japaner nicht, ein stetiges, ruhiges Durchdenken einer Sache ist ihm zuwider. Die Resultate übernimmt er gern, aber die Arbeit des Denkens erspart er sich. Die deutschen Professoren haben stets Klage zu führen, wie schwer es ist, den Studenten den Begriff der Entwicklung, diese Basis alles wissenschaftlichen Erkennens, beizubringen. Warum aber ist es so schwer? Weil die Form des japanischen Denkens nicht die der ruhigen, langsamen Entwicklung, nicht die des klaren, logischen Folgerns ist, sondern die des Impulses, des plötzlichen Erfassens. Das japanische Wissen ist mehr divinatorischer, als logischer Natur. Ein Standpunkt aber, der auf solche Weise gewonnen wird, ist niemals ein fester; durch neue Impulse kann er zu jeder Zeit radikale Veränderungen erfahren.

In Anbetracht dieser Züge eines eigenartigen Geisteslebens erscheinen die Strömungen und Schwankungen der japanischen Missionsgeschichte nicht mehr rätselhaft. Man ist gewohnt, dieselben mit äußeren Verhältnissen, mit wechselvollen politischen Konstellationen in Verbindung zu bringen. Zweifellos sind die geschichtlichen, politischen Faktoren nicht zu übersehen. Hängt doch das Religiöse in Japan gar enge, ja viel zu enge mit dem Politischen zusammen! Aber der tiefere Grund liegt in dem Charakter des Volkes selbst. In dieser Erkenntnis aber erspart man sich manche herbe Erfahrungen. In Zeiten der Flut verliert man sich nicht in dem Taumel allzu hochgespannter Erwartungen, die sich nachher nicht erfüllen; in Zeiten der Ebbe aber darf man sich mit Gewißheit dessen getrösten, daß auch ein günstiger Rückschlag nicht ausbleiben wird. In dieser Erkenntnis gelangt man aber auch zu einer gerechteren Beurteilung japanischer Missionsarbeit. Es giebt Leute, welche meinen, es hänge alles lediglich von dem gotterfüllten Streben der Arbeiter ab. In Zeiten des Erfolgs überschütten sie die Arbeiter mit Lobeserhebungen, zu andern Zeiten aber machen sie eben dieselben verant-

wortlich für Stillstand und Rückgang. Das erstere aber ist thöricht, das letztere ist ungerecht. Treue Arbeit ist gewiß nicht zu unterschätzen und vermag selbst einen mehr oder weniger festen Damm wider große Gegenströmungen zu schaffen. Darum ist auch das Gefühl der Resignation, welches in schweren Zeiten manchen Arbeiter zu dem Schluß treibt: „Laß es gehen, wie es geht; gegen die Verhältnisse kann ich nicht", durchaus vom Übel. Aber wahr bleibt es doch, daß der Mensch nicht alles vermag; und wenn die Verhältnisse sich gegen ihn stellen, so sollte er nicht vermessen meinen, daß er allein das ändern könne; denn es ist Gott selbst, der in den Verhältnissen wider ihn steht, und der da heißt geduldig warten, bis seine Zeit gekommen ist.

In den oben geschilderten japanischen Charakterzügen klärt sich aber nicht bloß die japanische Missionsgeschichte im großen, es klären sich auch die entsprechenden Erfahrungen, welche die Missionsarbeiter in Bezug auf ihre einzelnen Missionsobjekte machen. Wo in Japan zwei oder drei Missionare zusammensitzen, da haben sie über die Unbeständigkeit der Bekehrten zu klagen. Die Worte Jesu von denen, welche „das Wort, wenn sie es hören, mit Freuden annehmen, aber nicht Wurzel haben", passen trefflich auf die Japaner. Rasch wie Petrus begeistern sie sich für den Herrn, leicht wie Petrus verleugnen sie den Herrn. Ihre Begeisterung zuvor war keine Heuchelei. Durchaus nicht. Denn die Zahl der sogenannten Reischristen ist in Japan gering. Um leiblicher Speise willen ergreifen nur verschwindend wenige das Christentum; mehr allerdings lassen sich taufen um geistiger Speise willen, d. h. um im Verkehr mit dem Missionar irgend welchen Bildungsgewinn zu erzielen. Der Japaner ist klug und berechnend, und mancher hat es herausgefunden, daß der Verkehr mit dem Fremden ein treffliches Mittel ist, seinem Deutsch oder Englisch nachdrücklich aufzuhelfen. Bei weitaus der großen Mehrzahl aber spielen diese offenbar heuchlerischen und betrügerischen Motive nicht mit. Aus edeln Beweggründen kommen sie zu Christus, und bald sind sie Feuer und Flamme. Der Missionar aber läßt sich blenden von dem Schein dieser Flamme, und zu spät erst erkennt er, daß es in gar vielen Fällen nur ein flackerndes Strohfeuer gewesen ist, nicht aber die nachhaltige Glut des Glaubens und der Hoffnung und der Liebe. Ein Windstoß, und das Feuer erlischt, und leicht wie Spreu wird der eben noch so begeisterte Christ weit fortgetragen.

Das sanguinische Temperament des Japaners bietet der Mission außerordentlich günstige Handhaben. Der Missionar in China, welcher sich abmüht Tag für Tag, welcher täglich die Erfahrung machen muß, daß der ausgestreute Same zu dem gehöre, der auf den Weg fällt und auf dem harten Boden nicht eindringt, ist überrascht, die Willigkeit zu sehen, mit welcher die Japaner dem Christentum entgegenkommen. Wenn ein japanischer Kollege ihm sein Klagelied vorsingen will, so findet er damit wenig Verständnis bei ihm. Zudem ist es doch auch nicht so, als müßte der japanische Christ notwendig das bleiben, wozu er seiner Naturanlage nach neigt.

Die christliche Mission muß Mittel und Wege schaffen, um das zu verhüten, was aus der Naturanlage als verderblich und schädlich sich ergeben kann. Auch ein schwaches Rückgrat läßt sich stärken, das Leichte läßt sich

beſchweren, das Oberflächliche läßt ſich vertiefen, und manche Verſuchung zur Unbeſtändigkeit läßt ſich beſeitigen.

Wer ſich angeſichts eines ſolchen Geiſteslebens damit begnügt, ſeinen Miſſionsobjekten einen chriſtlichen Anſtrich zu geben, wird ernten, was er geſäet hat. Wenn die Wogen einer feindlichen Strömung darüber gehen, iſt der Anſtrich hinweggeſpült, und der alte Menſch kommt zum Vorſchein. Wenn irgendwo ein vollſtändiges Durchdringen der bekehrten Perſönlichkeit mit dem chriſtlichen Glaubensgehalt notwendig iſt, ſo iſt es gegenüber dieſem Volkscharakter. Und darum ſage ich weiter, wenn irgend wo für den Theologen eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung not thut, ſo iſt es in Japan. In dem Strom der Zeitläufte, in der fortwährenden Flut und Ebbe des japaniſchen Lebens kann nur der ſtehen, welcher einen feſten Standpunkt gewonnen hat. Gemäß ſeiner Natur iſt der japaniſche Student geneigt, auf allen Gebieten etwas ſich anzueignen, hier ein bißchen und da ein bißchen, und ſchließlich iſt es viel zuſammen, aber es iſt nicht verdaut, nicht verarbeitet zu einem organiſchen Ganzen. Dieſer Drang, welcher zu wiſſenſchaftlicher Halbbildung und zu hohler Eitelkeit und Selbſtüberhebung führt, wird durch die Menge der Privatſchulen, welche im eigenen Intereſſe auf die Launen der Studenten eingehen müſſen, bedeutend gefördert. Da hilft einzig und allein eine ſtrenge, ja pedantiſche Gedankenzucht. Reſultate nimmt der Japaner nur zu gern hin; denn er bringt da viel poſitives Wiſſen zuſammen, ohne ſich mit langwieriger Gedankenarbeit abplagen zu müſſen. Aber auch der Miſſionar iſt froh, wenn er ſich mit der Mitteilung von Reſultaten begnügen darf; denn das Eingehen auf die Fundamente führt leicht zu kritiſchen Gedanken, die er am liebſten vermeiden möchte. So kommt die Neigung des Lehrers der Neigung des Schülers in verhängnisvoller Weiſe entgegen. Aus nichtfundierten Reſultaten ſchaffen die beiden zuſammen Wiſſensgebäude, welchen die feſte Grundlage fehlt. Ein Windſtoß, und ein ſolches Gebäude fällt zuſammen. Der orthodoxe japaniſche Prediger, welchem man mit ſyſtematiſcher Beharrlichkeit ängſtlich alles fernhielt, was nach Unglauben ſchmeckt, läßt ſich ſofort überzeugen, wenn er nachher zufällig Pfleiderers Religionsphiloſophie in die Hände bekommt; und wenn er tags darauf Schopenhauer lieſt, ſo wirft er auch Pfleiderer wieder über Bord, um ſeinem neuen Abgott begeiſtert zu huldigen. Von der äußerſten Orthodoxie bis zum radikalſten Unglauben iſt nur ein kurzer Weg. Der Theologe aber, mag er nun orthodox oder liberal ſein, welcher an der Hand des Lehrers durch die Gedankengänge des Skepticismus gegangen iſt, ſteht auf feſtem Boden; er kennt die Feinde, er hat ſie ſelbſt ſchon überwunden, er fürchtet ſie nicht mehr. Wohl ſei es offen zugeſtanden, daß mancher Schwache in den Gedankengängen des Skepticismus ſich verliert und nicht mehr weiß herauszukommen; aber um des unendlich viel größeren Gewinnes willen muß auch die Tragik dieſer Konſequenzen ertragen werden. So macht denn die Eigenart des japaniſchen Geiſtes eine gründliche Schulung des Theologen durchaus notwendig. Iſt der Japaner leicht, ſo iſt es gut, daß er durch Wiſſenſchaft beſchwert werde, damit er nicht wie ein ſchwankendes Rohr von jedem Windhauch bewegt werde. Hier liegt die Bürgſchaft gegen einen ſonſt ſehr gefährlichen Radikalismus.

Die Schaffung eines feſten inneren Haltes durch wiſſenſchaftliche Durchbildung der Theologen und, was noch mehr iſt, durch religiöſe Durch-

dringung aller Gläubigen ist das wirksamste Mittel gegen die natürliche Haltlosigkeit des Japaners. Das ist aber ein langwieriger Weg und der Bekehrte würde in den meisten Fällen längst wieder verloren sein, wenn ihm nicht bis zur Erreichung des Zieles andere Stützen geboten würden, an denen er sich halten kann.

Wir Christen im alten Europa brauchen nach einem Halt für uns nicht lange zu suchen. Wir sprechen freudig mit dem Dichter: Ich weiß, an wen mein Glaube sich hält. Wir halten uns an Jesus, der uns aus persönlicher Erfahrung von Jugend auf vertraut ist wie ein leibhaftiger Mensch. Für den Neubekehrten aber ist Jesus das nicht. Für ihn ist er kaum mehr als ein Abstraktum, eine Idee, wenn auch die höchste Idee, die er kennt. An der unpersönlichen Idee, nebelhaft und ungreifbar wie sie ist, ohne Fleisch und Bein, kann er sich nicht festhalten. Dazu bedarf er einer lebendigen Persönlichkeit, und das ist der Pastor. Das religiöse Leben des Neubekehrten wird geschaffen durch die lebendige Persönlichkeit des Missionars oder Pastors. In ihm sieht er die Gedanken Christi verkörpert; in persönlichem Vertrauen zu dem Seelsorger, welcher den bekannten Mittler zwischen ihm und einem unbekannten Dritten bildet, läßt er sich hinführen zu seinem Heiland. Geht ihm der Seelsorger verloren, so geht das Mittelglied zwischen ihm und Jesus verloren, so wird das Band mit Jesus für ihn durchschnitten, so wird er hilflos preisgegeben jeder widrigen Strömung, die ihn von Jesus wegtreiben könnte. Das persönliche Verhältnis zum Seelsorger ist es, das ihn festhält. Kommt einmal ein Windstoß, stark genug, um den leichten Japaner mit fortzureißen, so ist es gut, daß der Seelsorger mit dem ganzen Gewicht seiner autoritativen Persönlichkeit sich an ihn hängt und ihn zurückhält. Von der Wichtigkeit eines persönlichen Verhältnisses zwischen Seelsorger und Christ auf dem Missionsgebiet macht sich hier zu Land kaum jemand einen Begriff. In vielen unserer Kirchen steht der Seelsorger Sonntag für Sonntag auf seiner Kanzel, und Sonntag für Sonntag kommen die Zuhörer, die er persönlich nicht einmal kennt, aber sie kommen doch und halten aus. Für den Heidenchristen aber gewinnt Kirchgehen und Predigt erst dann an Interesse und Anziehungskraft, wenn er dem Prediger persönlich nahe steht. Ein Prediger, den er nicht kennt, kann ihn auf die Dauer nicht fesseln, und wäre er selbst der vorzüglichste Redner. Lebendige persönliche Beziehungen des Seelsorgers zu seinen Gläubigen sind darum für die heidenchristliche Gemeinde geradezu eine Lebensfrage. Wo sie fehlen, geht alles zu Grunde.

Außer dem Seelsorger aber ist es noch ein zweites, was dem widerstandsschwachen japanischen Christen einen festen Rückhalt bieten muß. Im alltäglichen Leben hat der Japaner seinen Rückhalt an der Gemeinschaft der Nation. Die Japaner sind eine Nation und zwar im höchsten Sinne des Wortes. Sie gehören zusammen als ein einheitliches Volk. Der einzelne existiert nicht für sich allein, sondern nur als Glied des Ganzen. Ganz Japan ist wie eine einzige Familie, und manchmal scheint es, als seien sie alle mit einander verwandt. Es herrscht ein Gemeinsinn, wie kaum bei irgend einem andern Volk der Erde. Als einzelne, losgelöst von den Wurzeln ihrer Kraft im Volksganzen, sind sie schwach. Umgekehrt ist es bei den Chinesen. Der Chinese besitzt wohl eine Heimat, aber er hat kein Vaterland. China als Volk, als Ganzes ist unbedeutend. Dagegen leistet

der Chineſe etwas als einzelner. Überall ſtellt er ſeinen Mann. Die Japaner ſind ſich ihrer Schwäche in der Zerſplitterung ſehr wohl bewußt. Darum halten ſie um ſo mehr zuſammen. Was nun im politiſchen und geſellſchaftlichen Leben dem Japaner die Nation iſt, muß ihm im religiöſen Leben die Gemeinde und die Kirche werden. Als einzelner entbehrt der japaniſche Chriſt des Haltes, im Gemeindeleben findet er dieſen Halt. Der einzelne will von der Gemeinſchaft getragen werden. Gemeinden wie die unſrigen in der Heimat, wo ſich der Gläubige höchſtens einmal Sonntags bewußt wird, daß er das Glied einer Gemeinſchaft iſt, wären auf dem Miſſionsgebiet von kurzer Dauer. Denn die Woche über wären die Chriſten als einzelne zerſplittert und einzeln, preisgegeben den Mächten des Unglaubens, würden ſie von dieſen leicht überwunden werden. Es handelt ſich alſo hier um feſtgefügte, wohl organiſierte, lebendige Gemeinden, die ganz etwas andres ſind als die zufälligen Vereinigungen am Sonntag. Der Seelſorger hat dabei das wenigſte zu thun. Denn da der Japaner ſich ſeiner Schwäche inſtinktiv bewußt iſt und das Bedürfnis nach Anſchluß empfindet, ſo drängt er ſelbſt auf Organiſierung hin. Zur Organiſierung hat er die höchſte Befähigung; das tritt beſonders bei dem Staatsweſen hervor, welches ſeinen feſten Beſtand nicht ſowohl großer politiſcher Reife, als vielmehr einer geradezu muſterhaften Organiſation zu verdanken hat. Daß der Japaner organiſatoriſch ſo hoch veranlagt iſt, iſt gerade ein Beweis dafür, daß er ſeinen unſteten, rückgratloſen Charakter wohl ahnt; darum will er ſich in dem organiſierten Ganzen den eigenen Rücken ſtärken. Sulzeſche Gemeinden haben in Japan große Ausſicht auf Verwirklichung.

Gleichwohl iſt es leicht erklärlich, daß beſonders kleine Gemeinden und kleine Kirchen unter der brauſenden Brandung der Zeit viel zu leiden haben. Junge, noch nicht feſtgewurzelte Gemeinden, beſonders der kleinen Kirchen, wurden von der feindlichen Strömung der letzten Jahre buchſtäblich weggeſpült. Hier erweiſt ſich die Zerſplitterung der Miſſion als höchſt verderblich. Eine einzige japaniſche Nationalkirche würde, auch wenn ſie numeriſch nicht ſtärker wäre, etwas ganz anderes repräſentieren, als all die 30 und mehr Miſſionskirchen zuſammen; ſie würde den widrigen Strömungen einen energiſchen und erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen können; ſie würde auch ihren Gliedern Schutz bieten gegen die Windſtöße von außen, denen jene ſonſt in ihrem ſchwankenden, haltloſen Weſen zum Opfer fallen.

Von abſichtlicher Schädigung einer Miſſionsgeſellſchaft durch die andere iſt in Japan kaum die Rede. Selbſt Kolliſionen zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionen, über die man auf andern Gebieten ſoviel zu klagen hat, kommen hier nicht vor. Man hält ſich fern von einander und vermeidet Berührungen. Die Miſſionare gehen dabei vorſichtig zu Werk. Auch fängt man nicht über jede Kleinigkeit einen großen Streit an. Auch für die Heiden iſt die große Zahl der Geſellſchaften an ſich kein ſchwerer Stein des Anſtoßes. Der gewöhnliche Mann weiß nichts davon, und ſelbſt für den Gebildeten iſt doch eben alles Chriſtentum. Er ſieht viele Geſellſchaften, aber alle arbeiten ihm doch für einen gemeinſamen Zweck. Dieſe Einwände gegen die Zerſplitterung der Miſſion fallen alſo bis zu einem hohen Grade weg. Aber ein anderes iſt nicht zu leugnen, nämlich, daß es die japaniſchen Chriſten ſelbſt ſind, welche vermöge ihrer eigentümlichen geiſtigen Veranlagung zur Unbeſtändigkeit und Neuerungsſucht

die Vielheit der Missionen sich zum Fallstrick machen. Den Unzufriedenen und Eigennützigen, den Neugierigen und Unruhigen, den Halben und Unentschiedenen bieten sich hier treffliche Gelegenheiten. In der Regel nimmt man den Übertritt sehr leicht. Kein Vergleich mit einem konfessionellen Übertritt in unserm Land. Da ist keine allmähliche Entwicklung von einer Anschauung zur andern, sondern vielmehr ein impulsives plötzliches Hinüberspringen. Solche Überläufer sind aber äußerst selten zuverlässig und richten in der Zeit, wo sie in einer Gemeinde weilen, mehr Schaden als Nutzen an. Hier bedarf es der größten Vorsicht von seiten des Pastors. Ob diese stets in genügendem Maße vorhanden ist, muß bezweifelt werden. In einer Zeit, wo der Zuwachs zu einer Gemeinde so gering ist, wie in Japan seit Jahren, ist in der Regel jedes neue Glied willkommen. So kommt es zuweilen auf Proselytenmacherei hinaus, welche aus dem japanischen Christentum der Gegenwart sowohl mit Bezug auf diese Überläufer als auch mit Bezug auf Neubekehrungen nicht hinweggeleugnet werden kann, eine Proselytenmacherei, welche befördert wird durch den Wunsch der Heimatgemeinde, Zahlen zu sehen und durch das Bestreben, hinter andern Missionen nicht zurückzubleiben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die kleinen Missionen, welche ohnedies nur einen geringen ziffermäßigen Besitzstand aufzuweisen haben, von diesen Gefahren weit mehr heimgesucht werden, als die großen Kirchen, denen es auf ein paar mehr oder weniger Mitglieder nicht anzukommen braucht. Eine einzige Kirche statt der vielen würde all dem ein Ende bereiten. Die Versuchung zur Unbeständigkeit würde dann von selbst wegfallen, das ruhelose Wandern würde in dem Hafen dieser Kirche ein Ende finden.

Auf eine einzige nationale Kirche weist aber auch ein anderer Zug des japanischen Geisteslebens, der politisch-nationale Zug.

Die Politik ist für das japanische Leben von höchster Bedeutung. Sie spielt hier eine ähnlich centrale Rolle wie im alten Griechenland. Der weise Plato müßte an einem Volk wie die Japaner seine helle Freude haben. Hier scheint es in der That kaum angängig, das religiöse Moment für den Hauptfaktor des Geisteslebens zu halten, an seine Stelle tritt das nationale. Das Japanertum ist Grund und Krone aller Tugenden. Der einzige Zweck der Nationalreligion Schintoismus ist die Pflege des patriotischen Sinnes. Um des Vaterlandes willen muß Gut und Blut freudig geopfert werden. Japan ist kein reiches Land, aber die Mittel zum chinesischen Krieg wurden einstimmig bewilligt, und wenn es dem Parlament einfallen sollte, Gelder zur Verstärkung des Heeres und der Flotte zu versagen, würde das Volk einmütig dagegen aufstehen. Um des Vaterlands willen ist jedes Mittel erlaubt. Was das Vaterland groß macht, ist recht. Wäre der chinesische Krieg ganz und gar an den Haaren herbeigezogen gewesen, das Volk hätte ihn doch für einen gerechten erklärt. Wo das Vaterland ins Spiel kommt, hört jedes Gerechtigkeitsgefühl und jede Selbsterkenntnis auf. Spionage und Verrat, Gift und Dolch werden in seinem Dienste geheiligt. Machiavellis Grundsätze sind hier zur That geworden. Der Japaner ist geneigt nicht nur zu politischem Jingoismus, sondern zu politischem Fanatismus. Um der Politik willen verlassen Professoren ihr Katheder und christliche Prediger ihre Kanzel. Am Volksganzen zu arbeiten, das ist das höchste Ideal. Es ist darum durchaus nicht unbegreiflich, daß

vor einigen Jahren ein japanischer Universitätsprofessor vorschlug, eine Ethik auf dem Grund des Nationalbewußtseins zu schaffen, eine Ethik, welche zugleich die Stelle der Religion vertreten soll. Ersetzt doch faktisch in den heutigen japanischen Schulen die Pflege des Patriotismus den ethischen und den religiösen Unterricht. Das Japanertum allein hat absolute Berechtigung, alles andere existiert nur in seinem Dienst. Alles wird darauf angesehen, ob es geeignet ist, zum Wohl und zur Größe des Vaterlandes beizutragen. Die öffentliche Beurteilung, welche das Christentum erfährt, geschieht stets von diesem Gesichtspunkt aus. Die Gegner greifen es an, weil es sich nicht mit dem Patriotismus vertrage; die Freunde empfehlen es, weil es als Grundlage der neuen Kultur die einzige Gewähr für die Größe des Vaterlandes biete.

In dem ausgeprägten politisch-patriotischen Sinne des Japaners liegt für die christliche Mission Hemmendes und Förderndes. Davon sind wir ja zum Glück verschont geblieben, daß Japan um politischer Gründe willen von Staats wegen das Christentum annahm. Andrerseits aber läßt sich nicht leugnen, daß im einzelnen nicht wenige nur darum zum Christentum sich bekennen, weil sie hoffen, dasselbe werde ihr Vaterland zu Ehren bringen. Nationale Motive, allerdings edler Natur, spielen bei der Bekehrung weit mehr mit als das individuelle Sündenbewußtsein. Und doch soll das Sündenbewußtsein die erste Bedingung zur Seligkeit sein. An der Pforte zum Himmelreich steht Johannes der Täufer, und über dem Eingang stehen die von Jesus bestätigten Worte geschrieben: „Thut Buße!" Zur Buße aber ist der Japaner seiner ganzen Veranlagung nach wenig geneigt. Er besitzt eine frische freudige Schaffensnatur nach der Art der alten Griechen, bei dem Asketismus der Buße hält er sich nicht gern auf. Der Mangel an Sündenbewußtsein und ein Übermaß von patriotischen Empfindungen ist selbst bei epochemachenden Bekehrungen nachweisbar. Auch von dem Christentum Nishimas, den man den Apostel Japans nennt, läßt sich nicht leugnen, daß es einen stark politischen Beigeschmack hat. Er verstand es, die Schüler der Doshisha zu entflammen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er sie immer wieder darauf hinwies, was sie dem Vaterland schuldig seien. Das Christsein betonte er sehr viel in Verbindung mit dem Japanersein, und das Leuten gegenüber, welche infolge ihrer jungen Jahre sehr geneigt waren, seine Worte so aufzufassen, als sei das Christsein nur ein Mittel zu dem einen Zweck des Japanerseins. Auch die Thatsache, welche seiner Zeit die ganze christliche Welt mit hohem Stolz erfüllte, daß der erste Präsident des japanischen Parlaments Christ war, und daß bis zum heutigen Tag durchschnittlich acht bis zehn Christen im japanischen Unterhaus sitzen, ist dem tiefer Schauenden ein Beweis dafür, daß das Christentum stark politisch durchsäuert ist. In Preußen verbietet man den Geistlichen die öffentliche Teilnahme an der inneren Politik. Wie würde ein zufällig an Japans Gestade verschlagener preußischer Konsistorialrat sich wundern, wenn er von so mancher Kanzel herab nicht bloß die Namen der radikalen, freisinnigen und konservativen Parteien hörte, sondern dazu noch ein buntes Durcheinander von „China, Amerika, Franz', Doits', Inglish, Russia u. s. w." Er würde nicht mit Unrecht vermuten, daß diese Predigten stark politisch seien. Man ist gewohnt, das Vorhandensein japanischer christlicher Staatsmänner dahin auszulegen, daß das Christentum eine Macht im Volks-

leben bilde. Es läßt sich aber mit nicht weniger Recht dagegen behaupten, daß in Japan das Christentum herabgewürdigt werde zu einer Magd, zu einem Appendix der Politik. Gewiß ist doch, daß die Bekehrung der alten Welt in anderer Weise vor sich gegangen ist, nämlich in völliger Indifferenz gegenüber der Politik, und daß auch die sonstigen modernen Missionen mit ihren Hauptfeldern in Indien, China und Afrika von diesem eigentümlichen Wesen wenig wissen. Gewiß ist aber auch, daß diese eigenartigen, durch den politisch nationalen Inhalt des japanischen Geisteslebens bedingten Verhältnisse ebenso große Gefahren in sich bergen, als sie segensreich bestimmt und benutzt werden können. Exempla docent. Schon einmal ist die unselige Verquickung mit der Politik dem japanischen Christentum verhängnisvoll geworden. Bei dem beispiellosen Erfolg der Jesuiten und Franziskaner vor 300 Jahren spielten politische Freiheitsgelüste gewisser Daimios bedenklich mit, und dieser politische Keim führte naturgemäß zur politischen Entscheidung über Sein und Nichtsein des Christentums.

Eine größere Unabhängigkeit des religiösen von dem politischen Moment muß mit Ernst angestrebt werden. Die Bekehrten sollen wissen, daß das Christentum nur mittelbar für das Volksganze, unmittelbar aber für die einzelnen bestimmt ist. Das individuell Erbauliche, worin zu allen Zeiten die eigentliche Kraft der Lehre Christi lag, muß auch in Japan in erster Linie betont werden. Wer in der Not des Leibes und der Seele Christus als Helfer persönlich erfahren hat, der ist festgewurzelt in Christo. Darum ist die persönliche Seelsorge über alle Maßen wichtig. Der Japaner ist es gewöhnt, alle Prüfungen von oben mit stoischer Ruhe zu tragen. »Shikata ga nai«, „es läßt sich nicht ändern", dieses immer wiederkehrende Wort ist bezeichnend für seine ruhige und doch so unendlich traurige Resignation. Dieses Gefühl ist so mit ihm verwachsen, daß auch der japanische Christ nicht leicht davon loskommt. Dieses Gefühl läßt von vornherein das Auge trocken, und das Herz macht es hart, und der Trost des Christentums bleibt diesem harten »shikata ga nai« gegenüber weit mehr unwirksam als da, wo man vor lauter Jammer und Weh erst nicht hören will auf Worte des Trostes. Hier muß die Seelsorge eintreten, muß das Christentum zu einer Sache der persönlichen Erfahrung machen. Und je individueller es auf diese Weise wird, desto mehr wird es von selbst von dem politisch nationalen, dem sozialen Charakter verlieren. Sobald der Schwerpunkt auf dem individuell Erbaulichen liegt, hört der verderbliche Einfluß des nationalen Inhalts japanischen Geisteslebens auf. Es ist ein indirekter Weg, aber er allein führt zum Ziel.

Daß von seiten der Mission alles vermieden werden muß, was den politischen Zug des Christentums fördert, versteht sich von selbst. Es ist aber gewiß nicht zufällig, daß die japanischen Christen den radikalen und radikalsten politischen Parteien angehören. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß ihre amerikanischen Lehrer daran nicht unbeteiligt seien, vielleicht ohne daß diese sich selbst dessen bewußt sind. Ein positiver Fehler in diesem Zusammenhange ist jedenfalls die amerikanische Art, Theologie zu docieren. Fast in allen theologischen Schulen Japans wird »Political economy, sociology und politics« unterrichtet. Man hat es der deutschen Mission nachgesagt, daß in der theologischen Schule zu Tokyo Dinge unterrichtet werden, die nicht hinein gehören. In Wirklichkeit ist die

deutſche theologiſche Schule die einzige theologiſch konzentrierte. Die politiſchen Abſchweifungen der andern aber ſind für die jungen Studenten das reinſte Gift. Politiſche Indifferenz, nicht bloß praktiſche, ſondern auch theoretiſche, nach dem Vorbild des Apoſtels Paulus, iſt in Japan wie auf jedem andern Gebiet für die Miſſion unbedingtes Erfordernis. Ein Eingehen auf das nationale Element iſt ebenſo gefährlich, als ein direktes Bekämpfen desſelben. Ein antinationales Chriſtentum hat am wenigſten Ausſicht auf Erfolg; je mehr darum die wahre Natur der katholiſchen Kirche erkannt wird, um ſo weniger darf dieſelbe hoffen, in Japan Wurzel zu faſſen. Die einzig mögliche Kirche iſt doch nur die, welche, wenn auch ſelbſt neutral, auch dem Nationalen eine Stelle einräumt, und das iſt einzig die evangeliſche.

So wichtig nun aber auch die in vorſtehendem erwähnten Züge des japaniſchen Geiſteslebens für die chriſtliche Miſſion ſein mögen, die wirklich entſcheidende Frage iſt die, in wie weit der Japaner religiös veranlagt iſt. Unter den Fremden in Japan wird dieſelbe viel diskutiert. Ihre Beantwortung geht aber ſelten von richtigen Vorausſetzungen aus. Der europäiſche Gelehrte, Beamte und Kaufmann kommt meiſt nur mit den gebildeten Klaſſen in Berührung, welche von jeher konfuzianiſtiſch und darum auch atheiſtiſch zu denken gewohnt ſind. Heutzutage huldigen ſie dem modernen Poſitivismus, und die Europäer, welche nur ſie kennen und das übrige Volk nach ihnen beurteilen, erklären die Japaner für unreligiös. Die Miſſionare dagegen, welche viel mit dem niederen Volk in Berührung kommen, wo der Buddhismus noch ſtarken Boden hat, halten das Volk für durchaus religiös, und die Menge der Prieſter und Mönche, der Schreine und Tempel ſcheint ihre Meinung zu ſtützen. In Wirklichkeit aber läßt ſich die Frage nicht aus ſolchen Zufälligkeiten löſen, ſondern nur im Zuſammenhang mit dem Geiſtesleben des Japaners.

Sicher iſt, daß uns der Japaner an mechaniſchem Gedächtnis, an ſinnlicher Receptionsfähigkeit, Schärfe der Auffaſſung und allen Vorzügen der Wahrnehmungsſtufe mindeſtens gleichſteht, wenn nicht uns übertrifft. Was der Japaner in vier Jahrzehnten auf dem geſamten techniſchen Gebiet bis zur Technik des Unterrichts- und des Staatsweſens geleiſtet hat, hätte ihm vielleicht kein Volk der Erde nachgemacht. Wenn er im Hinblick auf ſolche beiſpielloſe Leiſtungen ſtolz geworden iſt, ſo iſt das nur begreiflich. Gleichwohl hat der Kritiker recht, wenn er meint, daß damit die Kultur noch nicht erſchöpft ſei. Die Kultur hat noch eine unſichtbare Seite, und dieſe hat der in der ſinnlich-ſichtbaren Welt heimiſche Japaner noch nicht erfaßt. Es iſt nicht ſeine Sache, das Angeeignete auch geiſtig zu durchdringen. Schärfe iſt ſeine Stärke, Tiefe iſt ſeine Schwäche. Er hat Talent, großes Talent, aber wenig Genie. Denn er arbeitet mit gebotenem Material, er ſchafft aber wenig Neues. Quantitativ iſt ſein Geiſtesleben hervorragend, qualitativ ſteht es hinter dem unſeren zurück. Es iſt auffallend, wie wenig Intereſſe für metaphyſiſche, ethiſche und religiöſe Fragen er hat. Da iſt wenig Neigung zum Idealismus. Er liebt das Wirkliche und Greifbare; weder die Gebilde Goethes noch die Spekulationen Hegels ſind nach ſeinem Geſchmack. Er kann es nicht verſtehen, wie man ſich über pſychologiſche und dogmatiſche Fragen ereifern kann. Für die Geiſteshöhen und -tiefen der Religion iſt er weit unzugänglicher, als der Arier. Für die feineren

Unterſchiede religiöſer Anſchauungen hat er weder theoretiſches noch praktiſches Verſtändnis. An der Univerſität zu Tokyo unterrichtet auch ein deutſcher Profeſſor der Philoſophie, gleich ſeinem Vorgänger ein Idealiſt durch und durch; die Regierung drängt darauf, gerade die deutſche Philoſophie in Japan heimiſch zu machen; aber es will nicht recht gelingen. Viel lieber gehen ſie in die Schule bei den praktiſchen Engländern. Die Namen Herbert Spencer und J. Stuart Mill ſind jedem Gymnaſiaſten bekannt. Die Philoſophie des Materialismus iſt die in Japan gebräuchliche. Die ganze Weltanſchauung iſt materialiſtiſch. Ich hielt einmal auf Wunſch einiger Mediziner, zur Hälfte Chriſten, eine Reihe von Vorträgen, um das Recht der idealiſtiſchen gegenüber der materialiſtiſchen Weltanſchauung darzuthun. Als ich zu Ende war, wollte ich mich von dem Erfolg überzeugen. Und worin beſtand er? Darin, daß einer der begabteſten mir ſagte, daß er zwar als Chriſt gern an die idealiſtiſche Weltanſchauung glaube, daß aber für ſein Denken nach wie vor die materialiſtiſche die wirklich vernunftgemäße ſei. Was der Japaner ſieht, das iſt; alles andere iſt nicht. Schon die ſprachlichen Begriffsbeſtimmungen des Chriſtentums ſind ſehr ſchwer, da ſich das Unſichtbare in der Sprache nur ſchwer ausdrücken läßt. Eine chriſtliche Predigt zu halten, chriſtliche Ideen ſo darzuſtellen, daß ſie einigermaßen faßbar und verſtändlich werden, erfordert große Umſchreibungen. Konkret, wie der Geiſt des Japaners, iſt auch ſeine Sprache. Die beiden Geiſtesprodukte der Mongolen Oſtaſiens, Konfuzianismus und Schintoismus, zeichnen ſich aus durch Mangel an Phantaſie und Metaphyſik.

Aber trotz dieſer im japaniſchen Geiſtesleben begründeten poſitiviſtiſchen Weltanſchauung muß dem Japaner zum hohen Lob ausgeſprochen werden, daß der vulgäre und im ſchlechteſten Sinne des Worts gemeine Materialismus wenig zu finden iſt. Mammonsdiener ſind ſie nicht, eher könnte man von Verachtung, als von Anbetung des Geldes und Beſitzes reden. Anſehen, Ruhm, Macht, das ſind ihre Ziele, und dieſe Ziele bringen naturgemäß wieder einen höheren Schwung in das japaniſche Leben. Was wir unter niedriger Geſinnung verſtehen, liegt dem Japaner trotz der ſinnlichen Natur ſeines Geiſteslebens fern. Dadurch wird die Conſequenz ſeiner ſinnlich poſitiviſtiſchen Veranlagung bedeutend abgeſchwächt.

Gleichwohl bleibt es erklärlich, daß unter ſolchen Umſtänden von einem bloßen Einfügen des Chriſtentums in die andern Geiſtesmächte nicht die Rede ſein kann. Auch von den Chriſten wird das Chriſtentum meiſt ſo aufgefaßt, als ſollte durch dasſelbe dieſe oder jene Unvollkommenheit gut gemacht werden. Demgegenüber iſt zu betonen, daß es ſich nicht darum, ſondern um eine vollſtändige Erneuerung handelt, wie es in dem Artikel über die neuere Entwicklung Japans ꝛc. von Munio Kubo (S. 18 dieſes Jahrganges) richtig ausgedrückt iſt. Eine ſolche Erneuerung geht nicht von heute auf morgen. Alle ſanguiniſchen Hoffnungen auf die baldige Evangeliſierung Japans rechnen nur mit mechaniſchen Faktoren, nicht aber mit dem Organismus japaniſchen Geiſteslebens. Und wenn ja eine mächtige Strömung das Volk in den Hafen des Chriſtentums über kurz oder lang einführen ſollte, ſo ſteht zu befürchten, daß nicht das Chriſtentum die Japaner erneuert, ſondern daß die Japaner das Chriſtentum mit ihrem Geiſt durchdringen und entchriſtlichen. In dieſem Zuſammenhang darf man ſich nicht verhehlen, daß der

nicht aus klaren Vorstellungen, sondern aus zum Teil allerdings richtigen Instinkten geborene Begriff eines „japanischen Christentums“ große Gefahren in sich birgt. Es giebt auch einen „japanischen Buddhismus“, Kenner aber behaupten, daß derselbe mit dem echten Buddhismus gar nichts mehr zu thun hat. Der ursprüngliche Buddhismus ist eine tiefsinnige Philosophie und noch dazu eine mystische Philosophie, welche nur der sich aneignen kann, der sie innerlich durchdenkt und durchfühlt. Das ist aber nicht die Sache des sinnlich realistisch veranlagten Japaners. Das Nebelhafte und Verschwommene, Mystische und Abstrakte der ursprünglichen Lehre hat der Japaner zur greifbaren, faßlichen, grobsinnlichen, konkreten Wirklichkeit verdichtet; an die Stelle des ursprünglichen Atheismus traten Götzen aus Holz, Stein und Erz, der schwer faßbare Begriff des Nirwana wurde ersetzt durch Himmel und Hölle, und die Lebensweisheit des Pessimismus mußte einem dem Alltagsleben angepaßten, realen Optimismus weichen. So erhielt man japanischen Buddhismus, und wenn es in ähnlicher Weise zu einem japanischen Christentum kommen sollte, so würde das ein Unglück sein. Das würde aber geschehen, wenn das Christentum heute von der in ihrem Geistesleben noch keineswegs erneuerten Masse angenommen würde. Dann würde der japanische Geist Herr über den christlichen werden. Der einzig mögliche Weg ist nur der, daß das Christentum allmählich das Geistesleben einiger weniger umgestaltet; diese werden wieder ein Sauerteig für andere und in demselben Schritt, wie die Erneuerung japanischen Geisteslebens vor sich geht, schreitet auch die Evangelisierung voran. Sobald aber die Evangelisierung dieser geistigen Erneuerung vorausschreiten sollte und Namen und Charakter des Christentums solchen verleiht, welche noch ganz sinnlich positivistisch denken, fühlen und wollen, läuft der christliche Geist Gefahr, von solchen Elementen vergewaltigt zu werden. Ein langsames Fortschreiten ist demnach die Bürgschaft für einen sichern Bestand und für die innere Qualität des Christentums.

Die Stellen, wo eine entchristlichende Japanisierung des Christentums zu befürchten ist, sind naturgemäß da zu suchen, wo der japanische Geist, apriori im Gegensatz zu dem christlichen stehend, sich diesem gegenüber selbst zu behaupten sucht. Abgesehen von der Philosophie des Dogmas, welche den Japanern ewig unverständlich sein wird und bei ihrer auf das Praktische gerichteten Natur um so weniger Hoffnung auf Annahme hat, als ihnen ihre Annahme nicht als unumgänglich nötig erscheint, handelt es sich wesentlich um die mystische und metaphysische Seite des Christentums. Ihnen stehen in der realistisch sinnlichen japanischen Veranlagung die schwersten Hindernisse entgegen. Die Mystik des Abendmahls findet kaum je ein richtiges Verständnis oder auch nur eine entgegenkommende Aufnahme. Man denkt darüber allgemein rationalistisch. Die Mystik des Gebets fährt nicht besser. Überall tritt die religiöse Seite in den Hintergrund, die praktische voran; das Sittengesetz wird mehr betont als das Gebet. Man wird gut thun, darauf zu achten, daß das moralische Element das religiöse nicht ganz verdrängt. Die beiden metaphysischesten Begriffe „persönlicher Gott und persönliche Unsterblichkeit“ begegnen ungemein großen Schwierigkeiten. Es wurde mir versichert, und zwar von Christen, an deren Rechtgläubigkeit ich nie gezweifelt hätte, daß ihnen die Unsterblichkeit nicht bloß unnötig und überflüssig erscheine, weil sie auf ihr sittliches Handeln keinen

Einfluß ausübe, sondern auch unverständlich und unglaubwürdig. Charakteristisch waren mir diese Äußerungen auch darum, weil man dem religiösen Begriff des ewigen Lebens nur insofern Bedeutung zumißt, als er auf das sittliche Leben sich wirksam erweisen könnte. Der Gegensatz gegen den persönlichen Gott führt leicht zum Pantheismus, besonders bei den Halbgebildeten. In der Rikugo Zasschi stehen Artikel von angesehenen Professoren der Doshisha, in welchen der unverhüllteste Pantheismus gelehrt wird und die theistischen Missionare mit bitterem Spott übergossen werden.

An diesen Punkten gilt es einzusetzen, nicht um die japanischen Neigungen zu brechen, wohl aber um sie zu biegen. Denn darauf kann und soll man es nicht absehen, daß das Christentum in Japan jedes individuellen Beigeschmackes los und ledig wird. Hat aber die alte griechische Kirche wesentlich die Seite des Denkens am Christentum betont, was zur Ausbildung der Metaphysik des Dogmas führte, und hat die germanische Kirche das Christentum wesentlich zu einer Sache des Gefühls gemacht, wobei die Mystik zu einer hervorragenden Geltung gelangte, so werden die praktischen Mongolen Ostasiens den Hauptnachdruck auf die Seite des Wollens legen und dem Christentum der That zum Siege zu verhelfen suchen. Vielleicht, daß sie berufen sind, die seitherigen Erscheinungsweisen des Christentums in dieser Hinsicht zu ergänzen. Und wenn sich dann auch die vielfach gehegte Hoffnung nicht erfüllen wird, daß von Japans jungfräulichem Boden eine Neugeburt des Christentums ausgehen werde, so soll es uns genug sein, wenn die gelbe Rasse durch ihre besonderen Gaben dazu hilft, die Harmonie des Christentums, welche von keinem Volk und keiner Rasse ganz erschöpft werden kann, vollständig zu machen. Wenn es dann auch besondere Gaben sind —, sind sie wirklich einmal Jünger Christi, so wird es trotz alle dem heißen dürfen: Ein Geist!

Die Religion der Chinesen.

Von J. Genähr, Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft in China.

Die Frage, welcher Religion der Chinese angehört, ist leichter gestellt als beantwortet, da in China, außer dem viel später erst eingedrungenen Islam, drei total verschiedene Religionen, oder richtiger Systeme, in der Weise friedlich neben einander bestehen, daß die meisten eben zu allen dreien zugleich sich bekennen. Diese drei Religionssysteme, Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus sind so ineinandergemengt, daß es außerordentlich schwer ist, zu bestimmen, wo die eine beginnt und wo die andere aufhört, oder wie viel von einem Individuum zu dem einen oder dem andern gehört. Religion ist eben für den Chinesen nicht wie für uns eine Sache des ganzen Menschen. Der Begriff der Religion als einer den ganzen Menschen beanspruchenden Wahrheitsmacht ist für ihn ein fremder. Darum ist es unmöglich auch nur annähernd anzugeben, wie viele Konfuzianer, Taoisten oder

Buddhisten in China leben[1]). Die Chinesen werden, wie einer es treffend ausgedrückt hat, als Konfuzianer geboren, leben als Taoisten und sterben als Buddhisten, sind also im vollsten Sinne des Wortes Eklektiker. Sie verehren alle den Konfuzius und beten zu ihren Vorfahren; sie nehmen alle ihre Zuflucht zu den magischen Künsten und abergläubischen Firlefanzereien der Taoisten, um sich gegen die Angriffe der bösen Geister sicher zu stellen; und nehmen endlich alle teil an dem „Fest für die hungrigen Geister", und gebrauchen das buddhistische Begräbnisceremoniell. Sie feiern ihre Hochzeiten nach konfuzianischem Ritus, beim Häuserbau und bei beängstigenden Krankheitsfällen fragen sie den Priester der Tao-Lehre um Rat, und im Tode befehlen sie ihre Seelen dem Priester des Buddha, der für sie Seelenmessen liest. Der Höfliche sagt dort zu dem Andersgläubigen, der Aufgeklärte, der nichts mehr glaubt zu jedem, der es hören will: „Säm kän yat kän", d. h. „die drei Lehren kommen auf eines hinaus". Und um diese Einheit der Lehre auch äußerlich zur Darstellung zu bringen, hat man in China da und dort „Säm kän t'ong", d. h. „Tempel der 3 Lehren" errichtet, in welchen Lao-tse, der Stifter der Tao-Lehre, und Buddha auf der rechten Seite thronen, während Konfuzius auf der linken Seite seinen Platz gefunden hat. Dieses Arrangement soll aber einigen der eifrigeren Schüler das Konfuzius so anstößig gewesen sein, daß sie in einer Eingabe den Kaiser baten, die „Säm kän t'ong" zu zerstören, da ihr Meister „seinesgleichen nicht habe außer dem Himmel".

In der That läßt sich auch nicht leicht ein größerer Antagonismus denken als eben diese drei Systeme, von denen das eine den Moralismus (Konfuzianismus), das andere den Mystizismus (Taoismus) und das dritte den Pessimismus (Buddhismus) repräsentiert. Und es hat Zeiten gegeben, wo sich die Anhänger der „drei Lehren" in China bitter befehdeten. Von dem religiösen Haß, der in früheren Jahrhunderten die Taoisten gegen die Buddhisten und umgekehrt, und die Konfuzianer wieder gegen die Anhänger der beiden andern Religionen beseelte, ist aber wenig übrig geblieben. Die antagonistischen Elemente haben sich im Laufe der Zeit gegenseitig neutralisiert und zu ergänzen gesucht, und die „drei Lehren" sind längst bei dem Zustand eines stabilen Gleichgewichts angelangt, oder vielmehr sie haben sich zu einem festen Konglomerat verdichtet, so daß über die religiöse Zugehörigkeit des einzelnen nur in den seltensten Fällen etwas Bestimmtes ausgesagt werden kann.

---

[1]) Es ist von Dr. Warneck wiederholt nachgewiesen worden (z. B. in s. Evang. Miss. Lehre I. 87 Anm. 1, und zuletzt noch in Allg. Miss. Zeitschr. 1894, S. 564), daß es ein ungeheurer Irrtum ist, daß die Zahl der Buddhisten 400 Millionen und noch darüber betrage. Dieser Irrtum komme daher, daß man alle Chinesen und Japaner unbesehens als Buddhisten registriere. Es ist aber bei der in beiden Ländern herrschenden Religionsmischung ganz unmöglich, die Anhänger der verschiedenen Richtungen reinlich zu scheiden. „Wie groß die statistische Konfusion bezüglich der Buddhisten ist, geht aus folgenden Zahlenangaben hervor: F. Arnold berechnet sie auf 470, Newman auf 367, Hassel auf 315, Johnstone auf 245 Millionen. Slonier Williams hält 100 Millionen für eine hohe Schätzung. Reine Buddhisten in Siam, Barma, Tibet, Ceylon, Mongolei und Mantschurei giebt es kaum mehr als 40 Millionen, in dem eigentlichen China und Japan 50—60 Millionen". Nach Berghaus' physikal. Atlas umfaßt der Buddhismus 71, 2% sämtlicher Bewohner der Erde; Berghaus begeht aber den landläufigen Irrtum, die Anhänger des Konfuzius und des Laot-tse einfach den Buddhisten zuzuzählen (vgl. Tile, Kompend. d. Rel. Gesch. S. 159)!

Um nun die gegenseitigen Beziehungen dieser drei Lehren zu verstehen, mit andern Worten, um den religiösen Zustand des heutigen Chinas würdigen zu können, müssen wir unsere Aufmerksamkeit für einige Augenblicke auf die Entstehung und den Verlauf eines jeden dieser drei Systeme richten. Wir beginnen mit dem

Konfuzianismus,

der hervorgegangen ist aus der alten Staatsreligion der Chinesen, die „ein höchstes Wesen, Schangti, aber unter ihm unzählige Naturkräfte, Heroen u. s. w. anerkennt und mit der der Ahnendienst in engem Zusammenhang steht". Diese Religion bestand lange vor den Zeiten eines Konfuzius (551 v. Chr.), und hat, wenngleich sie mit viel Aberglauben behaftet erscheint, doch nicht wenige taoistische Anklänge. Konfuzius und seine Schüler, sowie seine späteren Nachfolger, die sich nicht weiter erheben konnten als zu dem unbestimmten Begriff „Himmel" und dessen Wolken nach eisernen Gesetzen, „des Himmels Bestimmung" (Vorsehung), und die sich den Schangti der Klassiker nur als göttliche Macht im Sinne des Deismus oder als unpersönliche Weltseele denken konnten, haben die alte Reichsreligion gerade von diesen theistischen Anklängen, die wie Lichtstrahlen der natürlichen Gottesoffenbarung (vgl. Röm. 1, 19 u. 2, 14, 15), des *λόγος σπερματικός*, überall auch im chinesischen Heidentum hindurchschimmern, soviel als möglich reinigen zu müssen geglaubt, und sie dadurch ihres religiösen Gehaltes entkleidet, so daß man nicht mit Unrecht gemeint hat, es als einen Irrtum bezeichnen zu müssen, wenn bei der Erwähnung der in China herrschenden Religionen neben dem Buddhismus und Taoismus auch der Konfuzianismus genannt wird. Denn drei Hauptfragen sind es ja, die nach Nägelsbach der Mensch an jede Religion stellt: „Ist Gott und was ist er? Wie wird der Mensch seiner Sünden quitt? Was wird mit ihm nach dem Tode?" Da nun der Konfuzianismus die Antwort auf diese Fragen schuldig bleibt, überhaupt „sorgfältig alles vermeidet, was mit einem Dogma Ähnlichkeit haben, oder sich auf den Zustand nach dem Tode beziehen könnte", so ist ihm allerdings der Charakter einer Religion, wenigstens der, wo er rein auftritt, abzusprechen. Da das aber selten der Fall ist, seine Morallehre vielmehr mit Ahnen-, Heroen- und Naturkultus stark vermischt ist, so dürfte es doch wohl kaum genügen, diese Geistesrichtung als „utilitarischen Moralismus" [1]) zu bezeichnen. Sie ist vielmehr, wie Tiele in seinem Kompendium der Religionsgeschichte kurz und treffend es ausdrückt, „ethischer Naturalismus", der sich auf die alte Reichsreligion der Chinesen gründet, wobei aber, wie schon bemerkt, manche Lehren des Altertums von Konfuzius und seinen Schülern wesentlich verpflanzt worden sind, wie z. B. die Lehre von Gott im „Himmel" u. s. w. Konfuzius spricht wohl viel von dem „Himmel", aber nicht als von einem persönlichen Wesen, sondern als von einer göttlichen Macht im deistischen Sinne, die in Beziehung auf den Menschen transcendent ist, ihm kalt und herzlos gegenübersteht. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß Konfuzius nichts oder nur wenig vom Gebet hielt. Zu einer bloßen moralischen Ordnung, einer Idee betet

[1]) Vgl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1883 S. 163.

man eben nicht. Er hat sich wesentlich darauf beschränkt, eine gewissenhafte Verehrung und Handhabung der alten Gebräuche zu empfehlen, weil er in ihrer Befolgung das alleinige Heilmittel für seine in Sünden und Gräuel aller Art versunkenen Zeitgenossen erblickte.

Trotz so vielem Ausgezeichneten der Lehre des Konfuzius, besonders in Bezug auf das Verhalten der Menschen zu einander, kann man ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Lehre nicht wenig dazu beigetragen hat, das bißchen Wissen von Gott, das die Chinesen hatten, eher zu verdunkeln als zu erhellen, und so ihnen die Lust zu benehmen, „den Herrn zu suchen, ob sie ihn wohl spüren und finden möchten". Von einem persönlichen Verhältnis des Menschen zu Gott, von Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, ist in dem System des Konfuzius keine Rede. Der berühmte Sprachgelehrte in Oxford, Dr. James Legge, der sich durch die Übersetzung der chinesischen Klassiker ein bleibendes Verdienst erworben hat, sagt mit Hinsicht auf das eben Getadelte: „Ich habe nun die Klassiker der Chinesen schon mehr als 40 Jahre zu einem Gegenstand meines Studiums gemacht, bin aber noch nie der Forderung begegnet, daß man Gott lieben müsse, finde auch in den alten Klassikern der Chinesen keine Spur davon, daß irgend einer der von Konfuzius verehrten Tugendhelden in einem solchen Verhältnis der Liebe zu Gott gestanden hätte".

Daß man Gott lieben darf und muß, ist darum den Chinesen ein völlig fremder Gedanke geblieben, wie auch den alten Griechen, mit Ausnahme vielleicht eines einzigen, des Aristoteles, dessen Gotteserkenntnis unter den griechischen Philosophen wohl die hellste war, und der die Lehre aufstellte, Gott müsse um seiner Vollkommenheit willen von den Menschen geliebt werden. Freilich fügt er hinzu, daß Gott seinerseits die Menschen liebe, dürfe man nicht sagen, denn es wäre seiner Vollkommenheit nicht würdig, sein Denken auf etwas anderes zu richten, als auf sich selbst. Konfuzius, der durchaus kein spekulativer Denker war, sich überhaupt nur ungern mit übernatürlichen Dingen beschäftigte, hat sich weder über das eine (unsere Liebe zu Gott), noch über das andere (Gottes Liebe zu uns) Reflexionen hingegeben. Die behutsame und kritische Art, mit der er sich über religiöse Dinge äußert, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Gelehrtenklasse in China im großen und ganzen dem religiösen Indifferentismus anheimgefallen ist, die Masse des Volkes aber, das von dem zwar humanen, aber prosaischen Konfuzianismus sich unbefriedigt fühlte, mehr und mehr dem Taoismus und später auch dem Buddhismus sich in die Arme warf. Bei dem dürftigen Charakter der von Konfuzius bestätigten und „gereinigten" Reichsreligion, die weder der Phantasie noch dem Erkenntnisvermögen des Menschen Stoff darbot, die das Herz öde und unbefriedigt ließ, konnten die politischen Machthaber in China ebensowenig das Aufkommen der einheimischen Tao-Lehre, als auch später, trotz aller Absperrung, das Eindringen fremder Lehre aus dem Auslande, der Lehre des Buddha, in China verhindern. Sie bürgerten sich hier trotz des Widerstandes, den die Anhänger des Konfuzius der von ihnen als häretisch gebrandmarkten neuen Religionen entgegensetzten, allmählich ein und haben mehr als einmal die konfuzianische Staatsreligion zu überwuchern gedroht.

oder die Lehre vom Tao, die in ihrem Kern wahrscheinlich uralt ist, ist auf den Philosophen Lao-tse, dessen Leben in die Jahre 604 — etwa 517 v. Chr. fällt, zurückzuführen. Ein Zeitgenosse des Thales und Pythagoras, war Lao-tse ein tiefer und genialer Denker, dessen Anschauungen vom Übersinnlichen zu dem Bedeutendsten gehören, was das Altertum hervorgebracht hat (Strauß, Allg. Miss. Zeitschr. I, 332). Man hat seine Lehre als einen unklaren und schwächlichen Ausläufer des indischen Bewußtseins, die ihrem Wesen wie ihrer Wirksamkeit nach einer weltgeschichtlichen Bedeutung entbehre, bezeichnet, ja geradezu ausgesprochen, der Taoismus in China sei weiter nichts, als der indische Buddhismus in chinesischem Gewande (Ad. Wuttke, Gesch. d. Heidenth. Bd. II, S. 76 ff. u. Eitel in s. Schr. über den Buddh. S. 28). Sehr mit Unrecht, denn die Tao-Lehre ist ganz Lao-tses Eigentum und echt chinesisch. Mag sein System, besonders in seinen Ausläufern, auch Berührungspunkte mit dem Buddhismus haben, was bei der Wechselwirkung der drei Lehren um so leichter zu erklären ist, so kann doch von einem teilweisen Zusammenfallen beider Systeme oder von einem Fortbilden der buddhistischen Moral durch Lao-tse keine Rede sein. Außer V. v. Strauß ist auch der Leidener Professor Dr. Tiele dieser Verkennung des Taoismus entgegengetreten in seinem Lehrbuch der Rel.-Gesch. mit den Worten: „Das im Tao-Te-King (so heißt das dem Lao-tse zugeschriebene hl. Buch der Taoisten) entwickelte, oft dunkle System ist rein chinesisch und wird mit Unrecht aus dem Einfluß der indischen Philosophie hergeleitet, mit der es mehr in der Form als im Geist übereinstimmt. Von der buddhistischen Lehre ist es sehr wesentlich verschieden. Es kennzeichnet sich durch eine krankhafte Askese (Mystizismus), tritt der Kultur und dem Fortschritt feindlich entgegen, zeichnet sich aber durch eine reine und zuweilen sehr erhabene Sittenlehre aus" (S. 43).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der jüngere Zeitgenosse des Lao-tse, Konfuzius, sich gerade um der ihm imponierenden Sittenlehre von Lao-tse angezogen fühlte und, wie uns aus zuverlässiger Quelle berichtet wird, Belehrung bei ihm suchte. Die cynische Weise, mit welcher der damals 51jährige, für das graue Altertum schwärmende Konfuzius von dem alten Einsiedler abgefertigt wurde, scheint ihn aber nicht zu weiteren Besuchen ermuntert zu haben. Konfuzius, der sich trotz vieler Enttäuschungen damals noch immer mit Reformgedanken trug und sich der Hoffnung hingab, das im Argen liegende Reich nach den alten Mustern, die ihm als Ideale vorschwebten, umgestalten zu können, mußte aus dem Munde des alten Philosophen die bittern Worte hören: „Herr, die Leute, von denen Sie reden, sind samt ihren Gebeinen längst vermodert, nur ihre Worte sind uns geblieben. Findet ein Edler seine (d. h. eine ihm angemessene) Zeit, so steigt er (zu Ämtern und Ehren) empor; findet er sie nicht, so wandert er umhergetrieben wie eine Pungpflanze (die leicht vom Winde davon geweht wird). Ich habe gehört, ein guter Kaufmann verberge tief (seine Schätze), als wäre es (bei ihm leer), ein Edler von vollendeter Tugend stelle sich nie unwissend. Entsagen Sie Ihrem stolzen Sinne, (Ihren) vielen Wünschen, (Ihrem) äußeren Schein und hochfliegenden Plänen; das alles hat keinen Nutzen für Ihre Person. Ich sage Ihnen solches, und das ist alles".

Enttäuscht von seiner Unterredung mit Lao-tse zog sich Koufuzius zurück und sagte zu seinen Schülern: „Ich weiß, daß die Vögel fliegen, die Fische schwimmen und das Wild laufen kann. Für die Laufenden kann man Fanggarne, für die Schwimmenden Netze, und für die Fliegenden Pfeile machen. Was aber den Drachen betrifft, so weiß ich in der That nicht, wie er auf Wind und Wolken reitend himmelan steigt. Heute sah ich Lao-tse und kann ihn nur mit dem Drachen vergleichen". Aus den Schlußworten ist ersichtlich, wie Konfuzius zu dem älteren Zeitgenossen, von dem ihn freilich viele Meinungsverschiedenheiten trennten, hinaufsah. Er soll aber nach diesem letzten Bescheid keinen Versuch mehr gemacht haben, sich ihm zu nähern, so daß kaum anzunehmen ist, daß die allerdings auffallende Ähnlichkeit in Bezug auf manche Lehren der beiden Philosophen auf eine Abhängigkeit des Konfuzius von Lao-tse zurückzuführen sei. Zur Charakteristik der Lehre des Lao-tse diene ein kurzes Citat aus dem Kompendium von Tiele: „Lao-tse macht im Tao-te-king (einem, wie schon bemerkt, ihm zugeschriebenen Bnch, welches aus einer ersten und zweiten Abteilung besteht und die Begriffe des Tao [Logos?] und der Tugend bespricht und fünftausend und einige Worte enthält), einen Unterschied zwischen dem namenlosen, höchsten Tao, dem tiefsten Urgrund, und dem nennbaren, der Mutter des Alls. Diesem und der von demselben ausgehenden Kraft oder Tugend (te=virtus) gebührt nach ihm die höchste Verehrung. Der Weise findet darin sein Ideal. Sich ganz in sich selbst zu verschließen und sich los zu machen von dem Sinnlichen, um so, ohne Worte und Thaten, eine segensreiche Macht auszuüben, das muß sein Bestreben sein. Das ist die beste Lebensweisheit und die beste Politik" (S. 43). Aus dieser Tao-Lehre des Lao-tse wächst nun seine ganze Ethik heraus. Sie basiert auf dem Grundsatz, der Mensch müsse sich, d. h. das Tao bestimmen lassen. Tao ist ihm das Wesen, wie es dem Menschen gesetzt wurde mit dem Leben. Aufgabe des Menschen ist (so läßt sich vielleicht der Grundgedanke seiner Ethik am kürzesten ausdrücken), seine ihm gesetzte Wesensnatur (Tao) zur Entfaltung zu bringen. Dazu hat er weiter nichts zu thun, als die in ihm wohnende Kraft (Te) wirken zu lassen. Auf dem Wege des reflektierenden Handelns sich und andere veredeln zu wollen, was Konfuzius anstrebte, ist nutzlose Thorheit. In seiner Warnung vor der Geschäftigkeit, vor dem Etwasmachen-wollen, in seiner Mahnung zum „Nichtthun" berührt sich Lao-tse sowohl mit dem Quietismus eines Molinos als auch mit dem Prinzip der Entsagung, der Weltflucht des Buddhismus, was wohl Wuttke zu dem scharfen Urteil Veranlassung gegeben hat: „Lao-tses Lehre gehört schlechterdings nicht in die chinesische Gedankenwelt, ist ein indisches Schmarotzergewächs auf dem chinesischen Stamme" (Bd. VI, S. 79). Die Berührungspunkte sind aber nur zufällige. Bei näherem Eingehen auf die beiden Systeme, das wir uns aber versagen müssen, würde sich ihre Grundverschiedenheit im Ausgangs- und Zielpunkte, sowie in der Beschreibung der sittlichen Gesinnung und des sittlichen Handelns klar herausstellen.

Eine seltsame Erscheinung, dieser Lao-tse in seinem Jahrhundert, das für die Geschichte der Menschheit eines der interessantesten ist. „Ein Prophet aus den Heiden" hat ihn V. v. Strauß genannt. (Allg. Miss.-Zeitschr. 1874 S. 329 ff.). Und er hat das Schicksal der Propheten geteilt. Schon bei Lebzeiten muß er klagen, daß das Geschlecht

seiner Tage ihn nicht versteht. Der spätere Taoismus, der den tieferen Gedankengängen des Meisters nicht mehr folgen konnte, entledigte sich bald all der metaphysischen Betrachtungen des alten Philosophen und stellte aus den Überbleibseln seiner Lehre ein System der verworrensten Mystik und des vernunftlosesten Aberglaubens zusammen. Die Folge war, daß auch die erhabene Sittenlehre des Lao-tse in der Folgezeit eine erhebliche Einbuße erlitt, war doch das höchste Streben seiner Anhänger nur darauf gerichtet, „durch Selbstkasteiung, Gebet und Wachen, aber auch durch gewisse Zaubermittel langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen". Leichtgläubige Kaiser haben Unsummen von Geld daran gewendet, die phantastischen Pläne taoistischer Adepten zu befriedigen, ihnen Genien-Tempel und -Paläste zu errichten. Wieder andere wußten nichts Höheres, als unter Anleitung dieser Wunderkünstler den Stein der Philosophen zu suchen und den Trank der Unsterblichkeit zu brauen. Nach dem Eindringen des Buddhismus in China konnte es nicht ausbleiben, daß die Tao-Lehre mehr und mehr mit buddhistischen Anschauungen vermischt wurde. Selbst die Lehre von Himmel und Hölle hat Eingang gefunden in taoistische Schriftwerke, obgleich sie der Tao-Lehre des Lao-tse, die wie die Lehre des Konfuzius alle Vorstellungen von der Glückseligkeit auf dieses Erdenleben beschränkt, schnurstracks zuwiderläuft.

Heutzutage verdient der Taoismus in China kaum noch den Namen einer Religionslehre. Die Priester dieser Sekte haben sich ganz den Lehren der Astrologie, Geomantie, Wahrsagerei, des Exorzismus, der Alchymie ergeben und mit Hilfe des in den Drachen- oder Tigerbergen, in der Provinz Kiang Si jeweilig residierenden Prälaten oder Papstes ihres Glaubens eine Menge von Lokalgöttern geschaffen, mit Yuh Wang Laang Ti an der Spitze. Der gegenwärtige Papst soll ein ganz unbedeutender Mann sein, dem jede Bildung fehlt und dessen moralischer Sinn ebenfalls sehr unentwickelt sein soll. Der geistige und sittliche Zustand dieses Mannes ist ein getreues Abbild des modernen Taoismus in China. Jede Spur von Philosophie und Wahrheit ist ihm abhanden gekommen, und an Stelle der kühnen metaphysischen Spekulationen, denen Lao-tse sich hingegeben hatte, treiben die heutigen Priester der Tao-Lehre die lächerlichsten Dinge, bloß um ihr tägliches Brot zu verdienen. Der Gebildete in China sieht darum auch mit souveräner Verachtung auf ihr Thun und Treiben herunter, was ihn freilich nicht hindert, im täglichen Leben ebensogut mit ihnen und den Priestern des Buddha zu paktieren, „wie sein nicht an den Brüsten der konfuzianischen Philosophie groß gezogener Nachbar, der Mann aus dem Volke".

In Europa würde der geschickteste Physiker, Chemiker oder Schwarzkünstler vor der Aufgabe, die Geister in der andern Welt mit Wohnung, Kleidung, Zehrgeld, Essen, Trinken, Dienern und Pferden zu versehen, zurückschrecken[1]). Nicht so der von den Priestern des Tao beratene Chinese.

---

[1]) Es giebt in großen Städten Läden, in denen man Bestellungen übernimmt für die Bewohner der anderen Welt. Da sieht man Häuser, Kleider, Möbel, Wagen, Pferde, Tragsessel und Träger sorgfältig aus Papier angefertigt und bereit, sich jeden Augenblick abschicken zu lassen. Zu jeder Tageszeit kann man Vornehmen und Geringen auf dem Wege nach den Gräbern begegnen, wo diese Gegenstände verbrannt werden und verwandelt bei den Angehörigen in der andern Welt ankommen.

Traut er ihnen doch zu, daß sie unumschränkte Macht haben, auch über die bösen Geister, sie durchzuprügeln, zu enthaupten oder mit Enthauptung und Gefangennehmung zu bedrohen. Es ist nichts Ungewöhnliches in China zu sehen, wie diese Priester papierne Schiffe voll Dämonen packen, sie unsichtbaren Soldaten übergeben, um sie in die Verbannung zu eskortieren; oder wie sie mit einem rostigen Schwerte wütend durch die Luft streichen, um Häuser, Schiffe oder Wege von bösen Geistern, welche daselbst ihr Wesen treiben, zu reinigen; oder wie sie bei Nacht, in phantastische Kostüme gehüllt, wie Rasende herumtanzen, ihre Beschwörungsformeln herunterleiern, um Unglück abzuwenden oder Krankheiten zu heilen. Ja, bei der großen Herbst-Seelenmesse, Taotsiu genannt, bei welcher außer den Tao-Priestern auch Buddha-Priester amtieren, findet am Abend des dritten Tages beim Schlußakt des Festes die feierliche Verbrennung des Teufels selber statt. Unter den vielen Repräsentanten guter und böser Geister, die man da in einem aus Bambus und Palmblättern errichteten Gebäude sehen kann, erregt eine in einer besondern Nische aufgestellte Figur von 12—16 Fuß Höhe vor allem die Aufmerksamkeit. Die grimmige Gestalt, aus Bambus und Papier bestehend, ist der König der Teufel. Nach Mitternacht wird er von den Priestern hinaus und auf die Straße getragen. Vor ihm brennen Hunderte von Lichtern, neben ihm liegen Haufen von Opfergegenständen, auch Reis und Branntwein zur Erquickung der hungernden Geister. Nachdem ein Priester den König der Teufel angeredet und ihm befohlen hat, alle Gegenstände sorgfältig und unparteiisch an die dürftigen Geister zu verteilen, damit das Volk nicht länger durch ihr Klagen und Stöhnen beunruhigt werde, läßt er ihn samt den Opfergegenständen verbrennen. Während die Priester, Menschen und Tiere, welche man in die andere Welt gesandt hat, bis auf die letzten (Bambus-) Knochen sorgfältig dem Feuer überliefert werden, ist der eben spedierte Teufel beschäftigt, den versammelten Geistern die Gaben auszuteilen, welche ihnen die barmherzige Liebe der Gläubigen bereitet hat! So sehr ist der Taoismus in China zum Götzendienst und krassesten Aberglauben ausgeartet! Ja, die moralische Verkommenheit der Tao-Priester ist so groß, daß sie dem Volk bei der Ausübung der religiösen Gebräuche nicht einmal Achtung vor den Götzen beizubringen suchen. Folgende Geschichte möge als Illustration dienen: Beim Betreten einer chinesischen Stadt oder eines Dorfes fällt einem gleich ein zur Linken befindliches Tempelchen auf, in welchem sich ein Götze in Gestalt eines kleinen, weißbärtigen Mannes befindet. Das ist T'o ti Wong, in welchem man die Lokalgottheit verehrt. Eines Tages ging ein Bauer zum Viehmarkt, seine Kuh samt dem Kälbchen nach sich führend. Bei der Lokalgottheit angelangt, verrichtete er ein kurzes Gebet des Inhaltes: „T'o ti Wong, wenn Du mir heute zu einem guten Geschäft verhilfst, sollst Du zum Dank dafür das Kälbchen haben". Am Abend kehrte er zurück, ohne seine Kuh verkauft zu haben. Als er wieder an dem Götzen vorüberging, gedachte er seines Gelübdes und sagte: „Nun, T'o ti Wong, Du hast mich heute im Stich gelassen und mir zu keinem guten Geschäft verholfen. Ich will aber nicht so niederträchtig sein wie Du, Du sollst trotzdem mein Kälbchen haben". Mit diesen Worten band er den Strick des Kalbes um den Hals des Götzen und führte die Kuh weg. Es dauerte aber nicht lange, da hatte das Kalb den Götzen von seinem Sitz heruntergerissen und war seiner Mutter nachgerannt. Der

Mann wandte ſich um und ſagte: „Nun, T'o ti Wong, Du ſcheinſt mein Kälbchen nicht zu wollen? Wenn Du's nicht willſt, ſo will ich's wieder an mich nehmen.“ Den Götzen wieder von ſeiner Schlinge befreiend, fügte er noch die Worte hinzu: „So, T'o ti Wong, Du kannſt nun wieder an Deinen Platz zurückkehren, ich will nach Hauſe gehen“. So verſpotten heidniſche Chineſen ihre Götzen, denn es fällt den Prieſtern nicht ein, ihnen Reſpekt gegen die Götzen einzuflößen.

Ich fragte einmal einen Tao-Prieſter: „Warum treibſt Du eigentlich dieſen Hokuspokus und beteſt zu Götzen? Was hat denn das alles mit dem Syſtem des Lao-tſe zu ſchaffen?“ „Ich weiß wohl“, gab er mir zur Antwort, „daß das alles Neuerungen ſind, die ſchlecht zu der Lehre des Lao-tſe, ſo wie ſie uns überliefert iſt, ſtimmen. Ja, ich halte unſer Thun und Treiben ſelber für Humbug. Nichtsdeſtoweniger bleibe ich dabei, weil doch niemand der Wahrheit auf den Grund kommen kann. Das Volk ſieht und hört den Spektakel und hat doch vielleicht $^2/_{10}$ Nutzen davon; andere ſehen hinter den Götzen einen Geiſt, den ſie verehren, und es fällt für ſie vielleicht $^5/_{10}$ Nutzen ab. Wir Prieſter wiſſen etwas von dem Tao ſelber und ſchlagen $^3/_{10}$ Gutes dabei heraus; es iſt aber niemand, der den ganzen Nutzen erſchöpfen könnte“. Anſtatt nun die Wahrheit zu lehren, ſo weit er ſie erkannte, gab er alſo zu, daß er im Grunde ein Betrüger ſei und dem leichtgläubigen Volke Dinge vorſpiegele, an die er ſelbſt nicht mehr glaubte.

Wenn möglich ſchlimmer als der Taoismus iſt der chineſiſche

Buddhismus,

der ums Jahr 65 n. Chr. ſeinen Weg von Indien nach China gefunden haben ſoll. Vor dieſem Zeitpunkt wußte man in China wenig oder nichts von Buddha und ſeiner Lehre. Um das Jahr 65 ſoll aber der Kaiſer Meng von der Hou-Dynaſtie einen merkwürdigen Traum gehabt haben, der die Einführung des Buddhismus in China zur Folge hatte. Im Traume ſah er, wie er ſeinen Ratgebern erzählte, einen goldenen Mann, der in ſeiner Hand einen Bogen und zwei Pfeile hielt. Seine Räte erkannten in dieſen Gegenſtänden die Elemente des Foh (Name des Buddha), wie er in der chineſiſchen Sprache geſchrieben wird. Zugleich erinnerten ſie ſich eines Ausſpruchs, den man dem Konfuzius zuſchreibt, „daß der Heilige im Weſten ſei“. So deuteten ſie den Traum als einen Fingerzeig, daß die Lehre Buddhas aus Indien in China eingeführt werden ſollte. Auf kaiſerlichen Befehl ging eine Geſandtſchaft nach Indien und brachte Buddha-Prieſter, Reliquien und Schriften nach China. Wenn ſie, anſtatt in Indien Halt zu machen, bis nach Paläſtina vorgedrungen wäre, ſo hätte ſie vielleicht den Apoſtel Paulus veranlaſſen können, mit ihr nach China zurückzugehen! Wer kann ſagen, welchen Verlauf die Kirchen- und Weltgeſchichte *dann* genommen hätte?!

Für China war die Einführung des Buddhismus verhängnisvoll. Klöſter und Tempel bedeckten bald das Land. Von der kaiſerlichen Gunſt getragen, erlangte der Buddhismus allmählich weite Verbreitung im Reich und darüber hinaus. Denn wenn auch die buddhiſtiſche Lehre von der Seelenwanderung im grellſten Widerſpruch mit der Ahnenverehrung der

Chineſen ſteht, ſo brachte doch der Buddhismus eine Religion fürs Herz, welches ſich angezogen fühlte von den farbenreichen Bildern von dem Zuſtande der Seligen in Nirwana, wie ihn der chineſiſche Buddhismus im Gegenſatz zu dem indiſchen, urſprünglichen Buddhismus, der ein Aufgehen der gereinigten Seele in ein Nichts als höchſtes Ziel hinſtellt, lehrt.

Die Anſchauung des indiſchen Buddhismus, um das hier kurz einzuſchalten, iſt wohl am kürzeſten ausgeſprochen in den ſogen. 4 Wahrheiten, die Buddha zum Gegenſtand ſeiner erſten Predigt gemacht haben ſoll: 1. Alle Exiſtenz iſt notwendig mit Elend behaftet. 2. Alles Elend entſteht durch die fortgeſetzte Anhänglichkeit an die Objekte, durch die Begierde. 3. Es iſt möglich, dieſe Begierde und damit den Schmerz auszulöſchen. 4. Es giebt einen Weg zu dieſer Vernichtung (Eitel S. 65). Und dieſer Weg iſt kein anderer als der der Selbſtvernichtung. Denn darauf kommt beim Buddhiſten alles an, das „Ich" frei zu machen von ſeiner Knechtung unter das materielle Prinzip. Der Buddhiſt muß darum, um aus der Maya (Schein) in die Nirwana zu gelangen, ſich ſelbſt, ſeine Individualität auf Schritt und Tritt praktiſch negieren, um auf dieſe Weiſe die erſehnte Erlöſung von den endloſen Wiedergeburten (Seelenwanderung) zu erlangen. Selbſt als ſpäter an Stelle der 4 Wahrheiten die 12 Nidanas traten, durch welche der Beſchaulichkeit ein Übergewicht vor der praktiſchen Sittlichkeit gegeben wurde, läßt ſich dieſer Charakter noch deutlich erkennen. Dieſe Beſchaulichkeit iſt nicht ein konkretes Denken, ſondern Abſtraktion von jeder Erſcheinung, ein Zuſtand, der jede Willensbewegung, jede Empfindung im Keime erſtickt und vernichtet. Grundforderung des indiſchen Buddhismus iſt darum Vernichtung jeglicher Empfindung, Verleugnung der eigenen Perſönlichkeit.

Solch' eine Lehre hätte keine Anziehungskraft für die Chineſen bieten können. Sie hat darum in China eine modifizierte Geſtalt annehmen müſſen. Man hat an die Stelle von der „endloſen Leere", vor welcher die große Menge zurückſchauderte, einen jenſeitigen ſeligen Zuſtand, eine Art buddhiſtiſchen Himmel treten laſſen und aus der Nirwana einen Ort ſeliger Ruhe und Genießens gemacht (vgl. Tiele S. 159 und Eitel). Dieſer Genuß in Nirwana iſt der feinſte, ätheriſche, ein alle Begriffe überſteigender. Von Stufe zu Stufe, d. h. die 33 (nach anderen 28) Himmel nach Nirwana nimmt der grobſinnliche Verkehr ſo ab, daß zuletzt der bloße Anblick den höchſten Genuß gewährt. Da iſt alles Genuß auch ohne Aktivität. So geſtaltet war der Buddhismus natürlich geeignet, die Chineſen anzuziehen. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche ſie in Gefahr ſetzte, in einem Ochſen den Vater oder den Bruder zu töten, ſchreckte ſie nicht ab, der Lehre Buddhas zu folgen, weil ihnen die Jünger Buddhas, die Bonzen, Mittel an die Hand geben, jede Seele aus dem Fegefeuer zu holen und in den Himmel (Nirwana) zu führen.

So iſt von der eſoteriſchen Seite des urſprünglichen Buddhismus in China wenig oder gar nichts zu ſehen. Deſto üppiger hat die exoteriſche, dem Geſchmack der großen Menge Rechnung tragende Seite um ſich gewuchert. Die anfangs aller religiöſen Äußerlichkeit ſo abgeneigte Religion artete allmählich mehr und mehr in Götzen- und Reliquiendienſt aus. Man fing an, Buddha ſelbſt göttlich zu verehren, ihm Standbilder zu errichten, die von der gläubigen Menge in der hingebendſten Weiſe angebetet wurden.

Man baute Tempel und Pagoden, die ursprünglich dazu dienen sollten, die sorgfältig gehüteten Reliquien des Buddhismus zu bergen, nach und nach aber mit einer Menge von Gottheiten bevölkert wurden. Ganz besondere Verehrung genießt die „Göttin der Barmherzigkeit" (Kwan jin), deren höchstes Verdienst darin bestand, daß sie, als sie die höchste Stufe der Nirwana erreicht hatte, es ablehnte, einzugehen in den Zustand des „seligen Nichts", es vorziehend da zu bleiben, wo sie die Angst- und Hilferufe der auf dem Weltozean umhertreibenden Menschen hören konnte, um ihnen behilflich zu sein, ans Ufer zu gelangen. Sie hat darum den Namen Tsz pei Kwan jin bekommen, zu deutsch: „Die barmherzige Gottheit, die die Gebete der Menschen erhört".

In früheren Zeiten hat der Buddhismus neben großer Entsagungskraft auch einen regen Missionseifer gezeigt. Auch das ist anders geworden. Zwar leben die buddhistischen Priester und Nonnen im Cölibat. Sie stehen aber bei dem Volk in keinem guten Rufe, ein großer Prozentsatz ist dazu dem Opium ergeben. Die Priester oder Mönche scheren ihre Köpfe, tragen lange, schmutzig-graue Röcke und verbringen ihre Tage mit Nichtsthun. Sie zeichnen sich weder durch Weisheit noch durch Rechtlichkeit, sondern nur durch ihre stumpfsinnige Gleichgiltigkeit aus. Das ewige Herleiern der Litaneien stumpft eben den Geist ab. Die Ceremonien in den Tempeln (wie überhaupt manches in der Buddha-Religion) erinnert lebhaft an den katholischen Gottesdienst. Diese Ähnlichkeit erhellt nicht bloß aus der Anbetung der Kwan jin, sondern auch aus der Verehrung der „Himmelskönigin" (Plin Han). Man trifft ferner in buddhistischen Tempeln auch das Weihwasser, das Räuchern und die ewige Lampe; man findet hier, hinsichtlich der Diener des Tempels, wie schon bemerkt, dieselbe Verpflichtung zum Cölibat und die wenigstens scheinbare Armut, die auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht leistet. Man sieht hier dasselbe Beten, Büßen, Fasten und Kasteien, man stößt auf Mönche und Nonnen, die im Namen des Heiligtums betteln gehen, ja selbst auf eine Tracht, die an die katholischen Geistlichen erinnert. Wenn man einen solchen Buddhapriester sieht, glaubt man einen Franziskanermönch vor sich zu haben, nur ist seine Kopfbedeckung eine Kapuze oder Kalotte anstatt der Kutte oder des breiten Hutes. Eine Eigentümlichkeit hat indessen der Buddhismus, die ihn vom Katholizismus, wie überhaupt von allen Religionen unterscheidet, — er ist auf die Priesterklasse beschränkt. Wir sehen nicht, wie es z. B. in katholischen Kirchen der Fall ist, wenige den Gottesdienst verrichten und die übrigen knieend daran teilnehmen, sondern nur einige Zuschauer stehen an dem Gitter, um ihrer Neugier zu genügen. Aber niemand ladet sie ein, näher zu treten, niederzuknien oder sich in irgend einer Weise an dem Gottesdienst zu beteiligen.

Der normale Einfluß der Priester und Mönche auf das Volk ist gleich Null. Nur als Litanisten bei Leichenfeierlichkeiten und durch Ausmalung der Strafen, welche die Menschen nach dem Tode in der Hölle zu erleiden haben, üben sie einen Einfluß auf das Volk aus. Wenn an den stillen, heiteren Abenden, welche im südlichen China so bezaubernd schön sind, die Weiber und jungen Leute sich unter den großen Banianen-Bäumen versammeln, dann sind nicht selten der Gegenstand ihrer Unterhaltung die Qualen der Hölle. Wenn sie dann einander geängstigt haben, daß ihnen die Haare zu Berge stehen, so kehren sie gewöhnlich in ihre Wohnungen

zurück und halten eine Art Seelenmesse für die verstorbenen Angehörigen, oder holen einen Priester, der dies Seelenamt verwaltet und Pässe ausstellt für die Seelen der Abgeschiedenen [1]).

In einem der ersten Tempel Kantons finden sich bildliche Darstellungen der buddhistischen Hölle, die schaudererregend sind. Da sieht man abgeschiedene Geister, die zur Strafe für ihre Sünden durchsägt, andere, die geröstet, und wieder andere, denen der Kopf gespaltet wird. Wälder von Schwertern sind abgebildet, worein diejenigen gestürzt werden, welche sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, andere mit ihren giftigen Reden zu verletzen, oder Verleumdungen ausgesprochen und verbreitet haben. Mit dem Ausstechen der Augen und mit dem Abschneiden der Zungen werden diejenigen gestraft, welche fluchen und schwören und Uneinigkeiten unter Freunden anstiften. Aufgeschnitten werden diejenigen, deren Herzen wie Dolche und deren Zungen wie Speere gewesen sind. Wer Männer und Frauen geschlagen hat, wird gepeitscht oder mit der Keule geschlagen. Unterdrücker ihrer Untergebenen und die, welche Vögel und andere Tiere mit Steinen und Pfeilen verletzt haben, werden von Tigern und Schlangen gemartert. Geizhälse müssen als hungrige Teufel umherirren, und diejenigen, welche ihre Nebenmenschen verführt und zur Sünde verleitet haben, werden in einen Wald von Speeren geworfen. So hält der Buddhismus in China die Menschen bei Furcht des Todes ihr ganzes Leben lang in Knechtschaft durch Betonung der Seelenwanderung und durch ab-

---

[1]) Ein solcher Paß, mit welchem der Priester einer Seele aus dem Hades hilft, lautet wie folgt:

„Ich, N. N. bevollmächtigter Beamter, Beförderer und Leiter der Angelegenheiten der Toten der Provinz Kwangtung ꝛc. ꝛc.

Wir beklagen aufs tiefste den Tod der Frau Tschan, welche im 12. Jahre Taukwongs, am 10. Tage des 1. Monats, in der Stunde Tsz geboren und im 6. Jahre Hienfongs, am 3. Tage des 4. Monats, in der Stunde Mau, im 25. Jahre ihres Alters gestorben ist. Wir sind sehr bekümmert wegen ihrer Seele, welche diese Welt plötzlich verlassen hat und in die dunkeln Regionen des Hades gegangen ist. Wenn dieselbe nicht bald befreit wird, so wird es ihr schwer werden, den Weg nach der besseren Welt zu finden. Wir bitten darum, daß sie aus dem Hades befreit und es ihr gestattet werde, in die Gefilde der Seligen einzugehen. Dieses alles hängt aber von Deiner zärtlichen Barmherzigkeit, o ehrwürdiger König der Unterwelt, ab.

Wir haben darum heute einige Kollegen eingeladen, einen Altar errichtet und bringen jetzt dem Könige des Hades unsere Opfer dar, damit er die Seele aus der Unterwelt erlöse. Wir haben die ganze Nacht Räucherwerk vor den 10 Königen des Hades verbrannt. Wir sind tief bekümmert um die Hingeschiedene, und indem wir uns vor Dir niederwerfen, bitten wir Dich, o ehrenwürdiger König des Hades, um einen Erlaß zur Befreiung der Frau Tschan, weil sie ohne denselben den Hades nicht verlassen und sich nach dem Himmel begeben kann. Wenn sie durch das Thor des Hades und durch die dunklen Regionen der Toten geht, so möge es niemandem erlaubt sein, sie wegen der Sünden ihres vergangenen Lebens zu beunruhigen. Sollte es jemand wagen, ihr in den Weg zu treten, so komme Du, o König der Unterwelt, ihr zu Hilfe, damit sie den Ort der Seligen sicher erreiche. Der Paß muß aber der Frau Tschan selbst überreicht werden, weil sie desselben auf dem Wege nach dem Himmel bedarf.

Wir werfen uns vor Dir, ehrwürdiger König, nieder in den Staub und danken Dir für den Paß für die Frau Tschan, mit dem sie sich nach den Wohnungen der Seligen begeben kann."

Instruktion für die Frau Tschan.

„Sobald Du den Paß erhältst, mußt Du Dich aufmachen nach dem Orte der Seligen, wo Du große Glückseligkeit und Frieden zu erwarten hast.

Gegeben im 6. Jahre Hienfongs, am 8. Tage des 4. Monats."

ſchreckende Darſtellungen der Höllenſtrafen. Ein Gutes hat er aber doch, er hat die Gedanken an ein künftiges Leben und Vergeltung in demſelben wach gehalten, ſo daß ihn der Vorwurf Martenſens in ſeiner chriſtlichen Ethik (Bd. I. 211) nur teilweiſe trifft, daß nämlich „alle Vorſtellungen der heidniſchen Ethik von der Glückſeligkeit ſich auf dieſes Erdenleben beſchränken, ohne daß irgend etwas Jenſeitiges, oder gar eine Spur der Verbindung mit dem perſönlichen Gotte durch dieſen hindurchſchimmerte". Auch hat er ohne Zweifel zur Milderung der Sitten beigetragen.

Es iſt wahr, der chineſiſche Buddhismus iſt gegenwärtig in einem recht jämmerlichen Zuſtande und durchaus ungeeignet, friſche Lebenskraft den Millionen Chinas einzuhauchen. Ob aber diejenigen, welche dem Buddhismus in China jede Lebenskraft abſprechen und glauben, daß es nur noch kurzer Mühen bedürfe, um, wie der Mr. Burlingame ſich ausdrückte, „das leuchtende Kreuz auf jeden Hügel zu pflanzen", ſich nicht in einer ähnlichen Täuſchung befinden, wie diejenigen, welche die Lebenskraft des japaniſchen Buddhismus zu ihrem Schaden unterſchätzt haben? Auf die Zeiten des Niedergangs und Verfalls werden ebenſo gewiß, wie in Japan, Zeiten der Erhebung und Reſtauration in China folgen. Wir werden wohl in abſehbarer Zeit eine Reaktion des Buddhismus in China erleben, bei welcher chriſtliche Gedanken und Inſtitutionen eine ähnliche Rolle ſpielen werden, wie in den Reaktionsverſuchen des Heidentums in China und Indien und früher unter Julian. Dieſes durch eine Verſchmelzung von heidniſchen und chriſtlichen Ideen künſtlich galvaniſierte Heidentum wird aber wie ſeine Vorläufer nach kurzer Blütezeit wieder zuſammenſtürzen, weiter keine Spuren ſeines Daſeins zurücklaſſend als die wichtige Lehre, daß es unmöglich iſt, gegen den Strom der Geſchichte zu ſchwimmen und den Fortgang des Chriſtentums zu hemmen.

Wir haben nun die drei Religionen der Chineſen vor unſern Augen Revue paſſieren laſſen, indem wir uns die Entſtehung und den Verlauf eines jeden der drei Syſteme zu vergegenwärtigen ſuchten. Das Geſamtbild, welches ſich uns von dem religiöſen Zuſtand des heutigen Buddhismus ergeben hat, iſt ein wenig Erfreuliches geweſen und hat uns den für unſere Zeit nicht unmüßigen Beweis geliefert, daß hier ein Prozeß ſtattgefunden hat, der das gerade Gegenteil iſt von dem, was unſere modernen Entwicklungstheoretiker als ein Fortſchreiten der religiöſen Entwicklung von der roheſten Urform des Fetiſchismus zu edleren und ausgebildeteren Formen, überhaupt vom Phyſiſchen zum Intellektuellen und Ethiſchen uns weiß machen wollen. „Zuerſt Anbetung bloßer Naturweſen oder Fetiſche; dann Geiſter- oder Dämonenkult mit ſeinem tollen Zauberſpuk und unheimlichen Beſchwörungsweſen; dann entwickelter Polytheismus nach Art des helleniſch-römiſchen Heidentums; endlich Vergeiſtigung der Gottesidee bis zum Pantheismus oder Monotheismus. So denken ſich Tauſende unſerer heutigen „Gebildeten" die Aufeinanderfolge der Religionsformen in aufſteigendem Entwicklungsgange der Menſchheit" (Allg. Miſſ. Zeitſchr. 1880, S. 439). Selbſt chriſtliche Theologen und Religionsphiloſophen meinen an der aufſteigenden Gradation: Fetiſchismus, Totemismus, Polytheismus, Monotheismus als dem allein naturgemäßen und logiſch wie hiſtoriſch möglichen Gang der Dinge feſt halten zu müſſen (ſ. ebenda). Der Entwicklungsgang, den die Religion der Chineſen genommen hat, iſt dieſer Fetiſchismustheorie nicht günſtig, wie überhaupt die Geſchichte ent-

ſchieden der modernen Anſchauung, wonach die Entwicklung der Menſchheit lediglich von unten nach oben, vom Tieriſchen zum Menſchlichen gegangen ſei, widerſpricht. Die Religion des chineſiſchen Altertums weiß nur von einem Gott (Shangti), und Götzendienſt iſt erſt etwas durch eigene Verſchuldung (Röm. 1, 21.) Hinzugekommenes. Anſtatt von einer Entwicklung in aufſteigender Linie, iſt hier vielmehr von einer Verwicklung durch fortwährendes Hinabſinken in die verſchiedenen Formen des Pantheismus und Atheismus zu reden.

Wir haben geſehen, daß die Millionen Chinas entweder „aufgeklärte" Anhänger einer atheiſtiſchen Philoſophie oder aber Sklaven eines abgeſchmackten, kindiſchen Aberglaubens geworden ſind. Obgleich kein Mangel an Religionen vorhanden iſt, ſo herrſcht doch in allen Schichten eine höchſt beklagenswerte religiöſe Gleichgiltigkeit. Und wie die Prieſter, ſo das Volk — alle ſcheinen jedes ernſten Nachdenkens und jeder ernſten Religionsübung bar und ledig. Ungeachtet ihrer hohen Bildungsſtufe und ihrer noch höheren Anſprüche iſt doch der ſittliche Verfall der Chineſen erſchreckend groß.

Dieſes Volk, welches den dritten Teil der Menſchheit ausmacht, aus ſeiner Lethargie und Sorgloſigkeit herauszureißen, in den Chineſen ein klares Bewußtſein ihrer Verſchuldung und der Gefahr, in der ſie ſich befinden, zu erwecken und ſie zum demütigen Glauben an Jeſum, den Heiland der Welt, zu führen, iſt Ziel und Aufgabe der Heidenmiſſion. Unter dieſem zahlreichen Volke den einzigen Namen, in welchem wir ſelig werden können, zu verkündigen, iſt gewiß eine der wichtigſten und dankbarſten Angelegenheiten der Chriſtenheit. Denn ſeine Bekehrung zum Herrn wird einen der wichtigſten Wendepunkte in der Entfaltung des Reiches Gottes auf Erden bilden.

Japaniſches.

Von Pfarrer Dr. O. Hering in Oberroßla.

XXXI. Die Lage auf dem Miſſionsfelde.

Die Annahme, daß die Erfolge Japans im Kriege mit China das Selbſtvertrauen der Nation ſtärken und die in den letzten Jahren vorwaltende nervöſe Abneigung gegenüber dem europäiſchen Einfluſſe, beſonders auch gegenüber der europäiſchen Religion, mildern würden, iſt auch durch das vergangene Jahr mehr und mehr beſtätigt worden. Dieſe Beſſerung iſt um ſo nachhaltiger geweſen, als die Nation ſich inzwiſchen weiterer wichtiger Erfolge und Fortſchritte zu erfreuen gehabt hat. Die neuen Handelsverträge mit den auswärtigen Mächten ſind ganz nach den Wünſchen Japans ausgefallen. Die Regierung hat den großen Erfolg gehabt, die ſo ſehnſüchtig erſtrebte und vom Volke immer dringender verlangte Ausdehnung der japaniſchen Gerichtsbarkeit auf die im Lande wohnenden Ausländer mit dem Inkrafttreten der Verträge erreicht zu haben, während ſie das von der anderen Seite anfänglich erſtrebte Zugeſtändnis des Rechtes der Ausländer, Grund und Boden im Lande zu erwerben, nicht zu machen brauchte. Wohl

wird mit dem Inkrafttreten der neuen Verträge das ganze Land den Ausländern eröffnet, doch ist ihnen nur die Möglichkeit gegeben, Grund und Boden auf längere Jahre zu mieten. Sodann ist das neue bürgerliche Gesetzbuch, das nach dem Vorbilde des neuen deutschen ausgearbeitet worden ist, und das vor zwei Jahren unter dem Drucke der fremdenfeindlichen Stimmung vom Parlamente abgelehnt wurde, mit einigen Abänderungen zur Annahme gelangt, also noch vor dem deutschen Vorbilde. Japan hat nun das Bewußtsein, einen weiteren, wichtigen Schritt auf der Bahn der Civilisation vorwärts gethan und somit wieder einen Grund zu dem Vorwurfe der Inferiorität gegenüber den christlichen Mächten beseitigt zu haben. Freilich ist das Vertrauen in die Unparteilichkeit japanischer Gerichte durch die Freisprechung des an der Ermordung der Königin von Korea zweifellos beteiligten japanischen Gesandten und seiner Kreaturen ziemlich erschüttert worden. Der Handel Japans mit dem Auslande macht erstaunliche Fortschritte. Japanische Schiffe laufen bereits europäische Häfen an, und die Einrichtung regelmäßiger japanischer Dampferlinien nach Europa, Amerika und Australien wird angestrebt. Regierung und Privatgesellschaften arbeiten an der Ausdehnung und Ergänzung des das Land überziehenden Eisenbahnnetzes. Die Bevölkerung ist in steter Zunahme begriffen, aber auch die Entwicklung der Hilfsquellen des Landes hat bedeutende Fortschritte gemacht. Innerhalb fünfzehn Jahren hat sich die Produktion von Thee verdoppelt, die der Seide verdreifacht. Die Erzeugnisse japanischer Kunstfertigkeit finden immer größeren Absatz auf den Märkten des Auslandes. Der Gesamthandel mit dem Auslande hat sich in 22 Jahren versechsfacht. Allerdings liegt die Befürchtung nahe, daß auch in Japan nach einigen Jahren, wie in Deutschland nach dem Kriege mit Frankreich, ein Rückschlag eintreten könnte. Dieser würde um so empfindlicher sein, als die japanische Nation gegenwärtig alle ihre Kräfte anspannt, um die Verteidigungsmittel des Landes zu vermehren. Die Flotte wird so gut wie erneuert und bedeutend vergrößert, um es auch mit vereinigten Geschwadern fremder Mächte aufnehmen zu können. Die Landarmee soll auf eine Stärke von $^1/_2$ Million Mann gebracht werden. Aber all dies hat, wie gesagt, nicht etwa größere Selbstüberhebung und wachsende Abneigung gegenüber dem Auslande zur Folge gehabt, sondern vielmehr zu einer Beruhigung der Gemüter geführt. Die Stimmung ist nach den verschiedensten Berichten eine zunehmend freundliche.

Dies zeigte sich auch auf dem Gebiete der Mission. Nicht bloß die Berichte unserer deutschen Missionare, sondern auch die ihrer englischen und amerikanischen Kollegen konstatieren einen bedeutenden und hocherfreulichen Fortschritt. Die tiefe Depression, unter der die Mission in den letzten Jahren zu leiden hatte, scheint überwunden zu sein. Allerdings läßt die letzte Statistik hiervon noch nichts erkennen. Denn das Jahr 1895 war das am wenigsten befriedigende bisher[1]). Die Zahl der protestantischen Missionare in Japan hat um 29, die der Stationen um 6, die der organisierten Gemeinden um 42 zugenommen, aber die Zahl der Gemeindeglieder ist um 530, die Zahl der Sonntagsschulen um 21 und die ihrer Schüler um 1765, die der Studenten der Theologie um 58 zurückgegangen. Die Beiträge einheimischer Christen sind um 10000 Yen geringer, als im Jahre

[1]) S. Z. M. N. 1896 S. 156 f.

vorher. Eine wesentliche Zunahme zeigt nur die Zahl der Schüler in den Tagschulen und die der Patienten in den Krankenhäusern. Im Gegensatz zu diesem traurigen Bilde lauten die Berichte aus dem Jahre 1896 außerordentlich hoffnungsfreudig. Wir wollen die uns vorliegenden Urteile aus verschiedenen Missionskreisen im Nachfolgenden wiedergeben:

Rev. J. P. Moore D.D. (Amerik. reform.) schreibt: „Nach den Wahrnehmungen, die man an der einheimischen religiösen Presse machen konnte, und nach den Erfahrungen fremder und einheimischer Missionsarbeiter kann behauptet werden, daß das neue Leben und das Interesse, das sich seit einem Jahre zeigte, nicht nur nicht nachgelassen hat, sondern daß ein allgemeiner Fortschritt stattgefunden hat, sowohl auf dem Wege der Gewinnung von Seelen, als auch in der Richtung der Entwicklung größeren Lebens in den Gemeinden. Dieser allgemeine Fortschritt, der sich in dem größeren Interesse auf seiten der Gläubigen und in der zunehmenden Aufmerksamkeit auf seiten der Ungläubigen äußert, zusammengenommen mit der Thatsache, daß die Opposition weniger häufig und weniger heftig ist als früher, scheint anzuzeigen und ermutigt uns zu glauben, daß die reaktionäre Periode in der Christianisierung Japans glücklich überwunden ist, und daß wir uns inmitten einer neuen und besseren Ära stetigen, gesunden und anhaltenden Fortschritts befinden“ [1]). Er sagt weiter, daß sich, trotzdem wir noch weit davon entfernt seien, von einer Popularität unserer Religion beim japanischen Volke reden zu können, doch zeige, daß die von früheren Generationen ererbten Vorurteile langsam im Aussterben begriffen seien. Er sucht auch nach den Gründen für den ungenügenden Besuch der Gottesdienste seitens der einheimischen Christen, über den von den verschiedensten Seiten in den letzten Jahren bittere Klagen geführt worden sind. „Sollen wir sagen, daß sie kalt, gleichgiltig — schwach im Glauben sind? Das ist gewiß die natürlichste Erklärung, und doch bin ich zu der Annahme geneigt, daß dies nicht das Ganze ist. Ich glaube, daß es ihnen ebenso an vollem Verständnis für den Wert und die Segnungen der Teilnahme an den Gnadenmitteln, wie an treuer Anhänglichkeit an die Kirche und Gemeinde ihrer Wahl mangelt. Sie vermögen garnicht die Notwendigkeit regelmäßigen Kirchenbesuchs einzusehen, und das Interesse, die Begeisterung, die Inspiration, die von großen Versammlungen ausgeht, ist für die betreffenden Gemeinschaften verloren. Wie hier eine Besserung zu schaffen sei, das ist für mich eine große, ernste Frage.“

Ein Zeichen der Zeit ist es auch, wenn die amerikanisch-presbyterianische Mission, die den ehrwürdigen, seit 1859 in Japan thätigen Rev. Verbeck von der Dutch Reform. Miss. zu einer Rundreise gewonnen hatte, schreibt: „Wir suchten, uns die Dienste eines guten japanischen Dolmetschers zu sichern, der Dr. Verbeck begleiten sollte, aber leider gelang uns das nicht. Da wir in arbeitsreicher Zeit leben, in einer Zeit des allgemeinen Erwachens zu neuer Thätigkeit unter den Kirchen, konnte keiner der japanischen Prediger von seinem Posten abkommen“ [2]).

An der allgemeinen günstigen Auffassung der Lage auf dem Missionsfelde nehmen auch die Missionare des American Board trotz ihrer trüben

---

[1]) Japan Evangelist, 1896 S. 265.
[2]) Church at home and abroad, Sept. 1896 S. 183.

Erfahrungen mit der Doshisha teil. Dr. Davis sagte, von einer zweiunddreißigtägigen Dienstreise nach Sendai und durch die Provinzen Aidzu und Echigo (nördlicher Teil der japanischen Hauptinsel) zurückkehrend: „Ich bin außerordentlich ermutigt durch diese Tour". Er faßt seine Wahrnehmungen dahin zusammen: „Japan ist bereiter für das Evangelium, als je zuvor. Die offiziellen Klassen sind günstiger gesinnt und die Menge ist geneigter, zu hören, als es je seit der Eröffnung Japans der Fall gewesen ist" [1]).

Nun noch einige einheimische Stimmen! Rev. Kozaki, Präsident der Doshisha (Kyoto), spricht sich folgendermaßen aus: „Das letzte Jahr ist ein solches der Wiedererneuerung und der Beginn einer neuen Ära in der Christianisierung Japans gewesen. Eine bedeutende Zahl von Gliedern ist vielen der großen Kirchen verloren gegangen, daher die merkbare Abnahme der Mitgliederzahl in der Statistik der Kumiai (kongregationalistischen)-Kirchen. Wenn im Frühlinge ein neues Leben anhebt, fallen die alten toten Blätter ab. Die Krisis ist bereits überstanden, und wir dürfen das Kommen besserer Zeiten erwarten." Rev. Tsuyumu in Imabari sagt: „Die allgemeine Tendenz unter den Christen Japans der Gegenwart ist eher zu gehen, als zu denken" (d. h. mehr praktisch, als theoretisch zu sein). Rev. Katagiri in Sendai ist der richtigen Ansicht, daß der Einfluß des Christentums im japanischen Volke weiter reicht, als die Zahl seiner Bekenner vermuten läßt: „Die Kirchen machen nicht die Fortschritte, die wir erhofft hatten. Aber Gedanken, die von Jesus kommen, erfüllen Japan, und es wird nicht lange währen, bis das Reich Gottes kommt." Rev. Abe in Okayama: „In der Arbeit des letzten Jahres sind keine glänzenden Erfolge zu sehen. Aber wir haben keinen Grund entmutigt zu sein, wenn wir bedenken, daß wir uns in einer Zeit des Übergangs befinden. Ich bin immer der Meinung, so viel wir an Quantität verloren haben, so viel haben wir an Qualität gewonnen." Und endlich Rev. Tanaka in Sapporo: „Erfolglosigkeit der Mission ist die allgemeine Klage der letzten Jahre gewesen. Aber wir konnten starke Strömungen unter der Oberfläche wahrnehmen. Während des letzten Jahres sind diese Strömungen deutlicher hervorgetreten. Hier und da ließen sich laute Rufe nach geistigem Leben und praktischer Moral vernehmen. Wir sahen, wie sich unter Christen und christlichen Arbeitern ein schöner christlicher Geist bethätigte. Auf der anderen Seite fängt die Gesellschaft in weiten Kreisen an, das Verlangen nach einer wahren Religion zu empfinden. Unbefriedigt durch die alten Religionen strebt sie nach einer neuen, kraftvollen, will sich aber noch nicht dem Christentum zuwenden. Wenn wir Christen zeigen, daß wir eine lebendige sittliche Kraft und warmen religiösen Geist in uns tragen, wird sich das Volk auf unsere Seite stellen. Wie können wir dies erreichen? Ist der gegenwärtige Stand der Christenheit in Japan genügend für diesen Zweck? Das sind die Probleme für das kommende Jahr" [2]).

Man sieht, daß alle Urteile darin übereinstimmen, daß sich die Verhältnisse in Japan im Jahre 1896 außerordentlich zu Gunsten der Mission geändert haben. Wir heben ausdrücklich hervor, daß wir nicht etwa bloß die günstigen Urteile herausgegriffen haben. Ungünstige sind uns überhaupt

[1]) Miss. Herald, Jan. 1897 S. 17 f.
[2]) Miss. Herald, Sept. 1896 S. 360 ff.

nicht zu Gesichte gekommen. Daß freilich, nachdem die vorhergehenden Jahre und namentlich das Jahr 1895 so trübe Erscheinungen zu Tage gefördert hatten, nun mit einem Male, so zu sagen im Handumdrehen, im Jahre 1896 die Verhältnisse so günstig geworden sein sollten, wie nie vorher seit der Eröffnung Japans, wie eine der Stimmen behauptet, das wird einem doch etwas schwer zu glauben, besonders, wenn man die Hochflut auf dem japanischen Missionsfelde Mitte der achtziger Jahre selbst miterlebt hat. Immerhin ist Japan von jeher das Land der Schwankungen und der Überraschungen gewesen. Möchte die gegenwärtige günstige Epoche recht lange anhalten.

XXXII. Der Amerikanische Board und die Doshisha.

Nachdem die vom Board in Kyoto begründete und bislang geleitete christliche Universität „Doshisha" sich, wie im vorigen Hefte berichtet wurde, von der amerikanischen Leitung emanzipiert hat, überschlägt die »Japan Mail«, wieviel Amerika für diese Anstalt seit ihrer Begründung aufgewendet hat. Es handelt sich um folgende Summen. Der Amerikanische Board bezahlte zur Begründung der Schule 40000 Doll.; für Bauten und Einrichtung 46500 Doll.; für die Töchterschule 14000 Doll. Freunde des Board haben außerdem noch 33000 Doll. gespendet und von den 100000 Doll. des „Harris-Fonds" sind 75000 Doll. verwendet worden, während der Rest von 25000 Doll. noch unter der Verwaltung des Board verblieb. Außerdem hat der Board einundzwanzig Jahre lang das Gehalt für die amerikanischen Professoren bezahlt und dazu kommen noch erhebliche Ausgaben für das Hospital und für die Pflegerinnenschule, ferner für die Häuser der Missionare, die nun ebenfalls der Doshisha zufallen. Alles dies zusammengerechnet haben der Board und seine Freunde nach den niedrigsten Ansätzen $^3/_4$ Millionen Dollars für die Anstalt aufgewandt. Die Mail sagt dem Board zum Troste, daß der Segen, der von der Anstalt für Japan ausgegangen ist und hoffentlich weiter ausgehen wird, mit dieser Summe nicht zu hoch bezahlt ist.

XXXIII. Statistik der christlichen Liebesthätigkeit in Japan.

Missionar J. H. Pettee in Okayama giebt eine Übersicht über die Anstalten, welche christliche Nächstenliebe in Japan begründet hat. Er kann nicht für Vollständigkeit einstehen, doch ist seine Aufstellung auch so interessant genug. Er zählt 37 Armenschulen mit 1317 Schülern. 17 von diesen Schulen unterhalten sich selbst oder werden von Mitteln des Missionsfeldes unterhalten, die übrigen sind ganz oder teilweise auf Unterstützung seitens der fremden Missionen angewiesen. Ferner bestehen 6 Heime und zwar für Alte, Hilflose, gerettete Frauen und Mädchen und für kleine Kinder der arbeitenden Klassen. Zahl der Insassen 106. In 22 Waisenhäusern haben zusammen 1189 Waisen Aufnahme gefunden. 6 von diesen Häusern unterhalten sich selbst oder werden durch Beiträge vom Missionsfelde unterhalten, die übrigen sind von den Missionen abhängig. Die Zahl der Krankenhäuser ist 16. 5 davon werden durch Beiträge vom Missionsfelde, die übrigen durch fremde Mittel unterhalten. Alle diese Anstalten

bis auf 28 stehen unter direkter Leitung von Japanern. 18 von ihnen sind begründet von den kongregationalistischen Kirchen, 15 von den Methodisten, 8 von den Presbyterianern, 18 von den Episkopalisten, 14 von der römisch-katholischen Mission, 2 von der deutschen Mission, 2 von den Baptisten und 2 von der „Gesellschaft der Freunde". Es ist ein interessantes Faktum, daß von allen Anstalten der römisch-katholischen Mission nur eine einzige finanziell selbständig ist, während eine große Anzahl von den Anstalten der evangelischen Missionen der Unterstützung durch die Missionen nicht mehr bedarf. Die ältesten dieser christlichen Anstalten sind eine Armenschule und ein Waisenhaus, welche die Soeurs de St. Enfant Jesus 1871 in Yokohama begründeten, die nächst älteste ein von denselben Schwestern 1873 in Tokyo eingerichtetes Waisenhaus [1]).

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

II.

Hat diese Welt keinen höheren Zweck, als der im Kreislauf des Werdens und Vergehens beschlossen liegt, dann spielen freilich die Götter und Menschen nur die Rolle der Schauspieler auf ihr, und es ist nicht abzusehen, wozu man sich für die geschichtlichen Ereignisse und ihren Zusammenhang interessieren soll.

Ist diese gründlich pessimistische Weltauffassung und der damit zusammenhängende Mangel geschichtlichen Sinnes eine Hauptschwäche des indischen Geistes, so müssen wir hier noch einer anderen Unart desselben gedenken, nämlich der Neigung zur Maßlosigkeit, wie sie bereits von Hegel — unter Zustimmung Lassens — als ein Grundzug der indischen Geistesart bezeichnet worden ist.

Maßlos zeigt sich Indien schon in seinen Zahlenverhältnissen, daß es mit Jahrmillionen um sich wirft, wo jede Anschauung und Vorstellung überhaupt ausgeschlossen ist, und denen gegenüber die Vergleichung mit dem Sand des Meeres und den Sternen des Himmels wie nichts erscheint.

Maßlos schweift die indische Phantasie aus in der Erfindung von Welten, die nur in der Vorstellung existieren, bevölkert von allen möglichen und unmöglichen Wesen, die doch jeder klaren plastischen Gestalt ermangeln und beständig ineinander übergehen und zerfließen.

Es gehört wohl keine geringe Einbildungskraft dazu, zwanzigtausend Höllen mit Wesen verschiedenster Qualen sich vorzustellen.

Maßlos sind die kolossalen Göttergestalten mit bald vervielfältigten, bald verstümmelten Gliedmaßen, mehreren Armen, dicken Bäuchen, heraus-

---

[1]) Church at home and abroad, Sept. 1896 S. 175.

hängenden Zungen und dergleichen widerwärtige Versinnbildlichungen, wie man sie sonst kaum bei den verwildertsten Naturvölkern wieder angetroffen hat[1]).

Von den maßlosen Selbstpeinigungen ist oben bereits die Rede gewesen.

Die ebenso maßlose Kehrseite derselben zeigt sich — nach Williams Indian thougths — noch heutzutage darin, daß bei einer vornehmen Hochzeit aus der Brahmanenkaste in Mahratta-Land das ganze in die Millionen gehende Vermögen der Familie durch Geschenke an die Brahmanen aufgewendet wird, um für künftige Weltperioden unermeßliches Verdienst sich aufzuhäufen und um deswillen einstweilen hier am Nötigsten Mangel zu leiden.

Von einem der eigenartigsten und jedenfalls tief in der Naturanlage des Hindu begründeten Zuge seines Wesens müssen wir nun aber hier noch sprechen, weil nicht nur seine religiöse Weltanschauung damit in innigster Verbindung steht, sondern diese die stärkste Wurzel seiner Kraft und vieltausendjährigen Dauer ursprünglich gewesen ist.

Wir meinen die Neigung des indischen Geistes zur Isolierung und Verkapselung des Volkslebens in lauter Teilorganismen, ein Vorgang, den man mit der Zellenbildung im Pflanzenkörper vergleichen möchte. In der That zeigt sich diese Analogie zwischen dem indischen Kastenwesen und der Zellenbildung im Pflanzenkörper auch darin, daß aus den ursprünglichen drei bezw. vier Kasten allmählich sich immer mehr abgelöst haben, so daß man vor kurzem bereits allein in Südindien 19 000 derselben zählen konnte. Diese Zellen des indischen Volkslebens führen nicht nur in einigen, sondern in allen das gesellschaftliche Leben betreffenden Äußerungen ein Sonderdasein, welches dadurch am stärksten verfestigt ist, daß es nicht bloß als eine uralte Sitte erscheint, sondern als ein vorzeitliches, übernatürliches und von der Gottheit prädestiniertes Dasein betrachtet wird. „Die Brahmanen sind Brahmas Mund, die Kschatrias seinen Armen, die Waissjas seinen Lenden, die Sutras seinen Füßen entsprungen". Durch sein früheres Leben prädestiniert, wird jeder eben in der Kaste wiedergeboren, in welche er kraft seines früheren Verdienstes oder seiner Schuld gehört. Das indische Kastenwesen wurzelt also offenbar in den tiefsten religiösen Grundanschauungen des Hindu, daher die Zähigkeit, mit der es sich bis heute durch die Jahrtausende erhalten und nicht bloß dem Mohammedanismus, sondern auch dem Christentum sich als eins der stärksten Bollwerke entgegengestellt hat. Was in China die Ahnenverehrung, das ist in Indien das Kastenwesen.

Zur Verstärkung dieser eigentümlichen religiösen Grundanschauung und der Neigung zur Kastenbildung haben offenbar eine Reihe von Umständen beigetragen, welche nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. So weist denn schon der indische Name für Kaste — denn das letztere ist bekanntlich ein portugiesisches Wort — nämlich Varna d. i. Farbe auf nationale und Stammesverschiedenheiten, auf Verschiedenheit der Herkunft und Geburt und die damit zusammenhängende verschiedene Lebensweise und Beschäftigung, die überall ähnliche Einrichtungen wie das indische Kastenwesen hervorgerufen und befördert haben und es noch immer thun.

Die eigentlichen Hindu haben sich bei ihrer Einwanderung an Körperbildung und Geistesanlagen und in Lebensweise und allen Lebensinteressen den vorgefundenen Einwohnern des Landes dergestalt überlegen und von

[1]) „Als sich Vischnu dem Ardschuna auf dessen Bitte enthüllt, als er sich in seiner wahren Gestalt zeigt, in der ihn noch niemand gesehen hat, erscheint er zum Himmel emporragend ohne Anfang, Mitte und Ende, mit vielen Köpfen, Augen und Armen, Tausende von Gestalten in sich vereinigend, alle Wesen, alle Götter, alle Tiere, alle Schlangen sind in ihm zu sehen; Brahma selbst zeigt sich im Lotuskelche des Nabels Vischnus". W. v. Humboldt, Bhagavad-gita S. 41, 57; b. Duncker, a. a. O. 379.
Auch Brahma wird mit vier Köpfen, vier Armen abgebildet. Schröder S. 357.

ihnen geschieden gefühlt, daß sie wohl auf den Gedanken kommen mochten, zwischen ihrer und jener Kaste bestehe nicht nur ein zeitlicher, sondern ein ewiger Unterschied und eine nie zu überbrückende Kluft.

Die arischen Hindu „sind Leute von schlanker Körperbildung, feinen Gesichtszügen, schönen schwarzen Augen, hoher Stirn, zierlichen Händen und Füßen, gelblicher Hautfarbe“ (Gundert, Ev. Miss. S. 200, 2. Aufl. 1886).

Und in diesem feinen Leibe wohnte auch eine mit hohen geistigen Anlagen ausgestattete Seele. Das beweist allein schon ihre Sprache, die sie mit nach Indien nahmen, die unter allen arischen Sprachen die formenreichste ist und die Hindu als den genialsten Stamm der arischen Völkerfamilie erscheinen läßt. Sie besaßen auch höchst wahrscheinlich schon ein hoch entwickeltes und nach den verschiedensten Seiten ausgebildetes Kulturleben, als sie sich zunächst im Induslande niederließen, später im Gangesgebiet sich ausbreiteten und allmählich in ganz Indien die Oberherrschaft erlangten. Sie trieben nicht nur Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften blühten unter ihnen, sie gründeten Städte, stifteten eine Menge von meist untereinander unabhängigen Königreichen, die durch dieselben religiösen und sittlichen Grundanschauungen auf die Jahrtausende hin geistig vereinigt blieben und damit allen fremden Eroberungen, obwohl oft unterjocht, dennoch Trotz boten. Dagegen „scheint es kaum noch einem Zweifel zu unterliegen, daß so ziemlich das ganze Land vom schneebedeckten Himalaja bis hinab zum Kap Kamarin zuerst von einem Jäger-, Fischer- und Hirten-Volk eingenommen wurde, dessen unvermischte Reste sich noch in zahlreichen Bergstämmen mit dunkler Hautfarbe, niedrer Stirn, hervorstehenden Backenknochen, vollen Lippen, glänzenden, aber kleinen, tiefliegenden Augen und einem gutmütigen, fröhlichen, jedoch keineswegs intelligenten Gesichtsausdruck finden“ (Missionsbilder, Asien, 2. Heft S. 30).

Aus diesem Gegensatz der hochbeanlagten Arier und der nie über den Zustand der Unkultur zu eigentlichem Kulturleben fortgeschrittenen Urbevölkerung hat ohne Zweifel die Neigung des Inders zur Kastenbildung viel Nahrung gezogen. Doch kann sie hieraus um so weniger erklärt werden, als die Kastenbildung auch unter den Ariern selbst um sich gegriffen hat, so daß z. B. die Brahmanen selbst, jetzt 14 Millionen, in mindestens 25 Genossenschaften zerfallen, die untereinander nicht heiraten, meist auch nicht miteinander essen (Gundert, ev. Miss. S. 201). Ja, selbst „die Moslim haben sich vielfach dem Kastenwesen anbequemt und essen nicht mehr mit allen ihren Glaubensbrüdern“ (ib. S. 203).

Weit mehr als durch diesen natürlich nationalen Unterschied, der in Körperbildung, Geistesbegabung und Beschäftigung sich ausdrückt, ist aber die Neigung zur Kastenbildung befördert worden durch den tiefeingewurzelten religiösen Trieb auf Reinhaltung der eigenen Person und peinlichste Gewissensscheu, auch vor der geringsten Befleckung durch irgend eine von der Religion nicht erlaubte Handlung. Die dem Arier bis in die kleinsten Details durch die Religion vorgeschriebene Lebensweise machte — um überhaupt nur leben zu können — ebensosehr den strengsten Ausschluß aller nicht derselben Kaste Angehörigen, als den engsten Zusammenschluß aller Kastenangehörigen notwendig. „So wurde das Kastengefühl durch strenges Meiden jeder Verunreinigung ausgebildet. Umgang mit Fremden, Essen von dem, was Niederstehende gekocht u. s. w., führte zum Ausschluß aus der Kaste“ (Gundert, a. a. O. S. 200).

„Der Austritt, die Ausstoßung aus der Kaste bedeutet in Indien das Aufgeben aller Lebensbedingungen, den Verlust der sozialen Existenz, den Verlust der eigenen Familie, der nächsten Angehörigen, das Herabsinken auf die unterste Stufe, die des ausgeschlossenen kastenlosen Menschen. Niemand

verkehrt mit dem Ausgestoßenen; selbst die Nächsten, die ihm einen Trunk reichen, würden sich verunreinigen. Denn mit der Reinheit wird es ebenso ernsthaft genommen. Der niedrigste Bengale unterläßt noch heute nicht, den Beamten des herrschenden Volks, der in seine Hütte tritt, zwar demütig, aber bestimmt zu ersuchen, sie zu verlassen, da er sie verunreinigen würde" (Duncker, Gesch. d. Altert. IV. S. 427).

II.

Der geographisch-klimatische Gesichtspunkt.

Der Mensch, wie alle erderschaffene Kreatur, hat die Wurzeln seines Daseins nicht nur in sich selbst, in seiner eigenen materiellen Natur, sondern vor allem auch in der äußeren Natur, in welche er verpflanzt ist, die seine dauernde Umgebung bildet, von der er fortwährend auf das mannigfaltigste beeinflußt wird, und mit der er in körperlicher und geistiger Wechselwirkung steht. Es ist das ja eine uns sich so unmittelbar und alltäglich aufdringende Erfahrung, daß man sich wundern müßte, wenn die tiefgehende Beeinflussung des Menschen durch die äußere Natur, in welche er verpflanzt ist, zum Verständnis auch des Volks- und Völkerlebens nie benutzt worden wäre. An gelegentlichen Bemerkungen hierüber hat es ja auch nie gefehlt; wird doch insbesondere den geschichtlichen Darstellungen des Völkerlebens gewöhnlich eine Schilderung des Schauplatzes ihrer Thätigkeit, der Natur ihres Landes, in dem sie ihre Heimat hatten, vorausgeschickt. Aber das alles geschieht, unseres Erachtens, noch viel zu gelegentlich und aphoristisch und die Sache, um die es sich hier handelt, mehr nur oberflächlich streifend, als daß, wie es sein müßte, diesen tiefreichenden Zusammenhängen gründlich nachgegangen und die Wechselwirkung zwischen „Land und Leuten", der „Erde und die darauf wohnen", systematisch dargestellt würde.

Und doch besteht, wie einmal jemand treffend bemerkt hat, zwischen dem Menschen und der Pflanze nicht bloß eine Analogie, sondern mehr als das. Der Ausdruck, daß ein Mensch oder ein Volk an diesen oder jenen Ort verpflanzt sei, ist kein bloß bildlicher.

Zwar hat der Mensch von allen irdischen Geschöpfen die größte, weitestreichende Anpassungsfähigkeit in Beziehung auf örtliche und klimatische Verhältnisse; aber sie hat doch auch ihre Grenzen, und wenn nicht ursprünglich schon der Mensch — ich meine nicht den einzelnen, sondern die Kreatur Mensch — an verschiedenen Punkten der Erde angesiedelt wurde, so hat sich doch unter dem Einfluß der verschiedenen geographischen (tellurischen) und klimatischen Verhältnisse allmählich eine Differenzierung der Menschennatur herausgebildet, die keineswegs jedem Volk und nicht einmal dem einzelnen Menschen an allen Orten der bewohnbaren Erde sein Dasein zu führen gestattet.

Bei einem Überblick über die Verteilung der Völker auf der Erde, insbesondere ihrer historischen Wanderungen, legt sich einem die Vermutung nahe, daß schon ursprünglich eine wechselseitige Anziehung zwischen den Völkerfamilien und den Ländern, die ihre Heimat wurden, bestanden habe; daß eine instinktive Neigung — unter der Leitung Gottes, wie wir überzeugt sind — die Völker, ein jedes an seinen Ort gezogen habe.

Sei dem, wie ihm wolle, zweifellos aber ist ein tiefgehender und weitreichender Einfluß nicht allein auf das körperliche, sondern auch auf das innerste geistige Leben der Völker von dem Teil der Erde, in dem sie fest gewurzelt sind und auf dem sie Jahrtausende ihr Dasein führen. Es muß aber noch besonders hervorgehoben und betont werden, daß diese Versenkung

und Einwurzelung der Völker in ihren Grund und Boden nicht bei allen und nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße stattgefunden hat, noch stattfinden konnte. Hierin zeigt sich eine große Verschiedenheit. Um hier gleich zwei äußerste Gegensätze zu nennen, so scheint mir, als ob jene Versenkung und Einwurzelung in den Landesboden in tief und weitreichendem Maße bei den alten Ägyptern und Indern, dagegen in sehr geringem Grade bei den Israeliten der Fall gewesen sei. Ich möchte annehmen, die letzteren hätten von vornherein oder doch sehr frühe eine weit größere Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Erdstriche zu eigen besessen.

Jedenfalls aber müssen auch die Zeiten unterschieden werden, und es ist anzunehmen, daß die Völker erst dann von ihrem Grund und Boden mehr loskommen und unabhängiger von ihm werden, wenn sie nicht mehr für sich bleiben können, sondern in den Strom der völkergeschichtlichen Bewegung hinein und mit fortgerissen werden. Hiervon scheint die indische und chinesische Völkerwelt im Gegensatz zu der im eigentlichen Sinn welthistorischen europäisch-arischen und semitischen Völkerwelt den besten Beweis zu liefern.

Es gilt nun, diesen Einfluß der geographischen und klimatischen Verhältnisse auf das Leben der Völker auch für das Verständnis ihrer Religionen systematisch zu verwerten. Es handelt sich also hier nicht bloß um gelegentliche aphoristische Bemerkungen über die Zusammenhänge des Landes Indien mit der Religion in diesem Lande, sondern um die grundsätzliche Betrachtung der Religion in Indien unter dem geographisch-klimatischen Gesichtspunkt [1]).

Ganz mit Recht hat ja Indien von jeher als das gepriesene Wunderland der Erde gegolten. Denn alle Schönheiten und alle Schrecken dieser Erde und dieses Himmels sind wohl in keinem anderen Teile der Erde so vollständig und verhältnismäßig so nahe zusammengestellt, wie in diesem großartigen Abschnitt der Erdoberfläche.

Hier sind überall riesenhafte Verhältnisse: Riesenhaft die Wetter und Stürme des Himmels, die auf die Erde und ihre Bewohner niederbrausen, die Berge der Erde, die in und über die Wolken dringen, die Wasserströme, die ihre Wogen in den Ocean wälzen, die Urgewächse, die in unaufhörlicher Fülle und Dichtigkeit aus dem geilen Schoß der sonnengluterhitzten und flutregengetränkten Erde schießen, die Tierwelt von der Maus bis zum Elephanten, vom Wurm bis zur Riesenschlange, von der Katze bis zum Königstiger, vom Spatz bis zum Steinadler; und zu dem allen ein Völkergewimmel von den mannigfaltigsten Farben, Gestalten, Lebensweisen, Sprachen und Religionen.

Und in diesen riesenhaften klimatischen, organischen und tellurischen Verhältnissen welche furchtbaren Gegensätze! Jetzt ein von wunderbarem Mond- und Sternenglanz einzig schön erleuchteter Nachthimmel; dann ein die Erde mit verzehrenden Feuergluten der Sonne überschüttender Tageshimmel; jetzt ein unter erderschütternden Orkanen in Nacht und Grauen sich plötzlich verhüllender, von feuerspeienden Blitzen und krachenden Donnerschlägen zerrissener Gewitterwolken-Himmel; dann ein in strömenden Fluten sich auf die Erde ausschüttender Regenhimmel, und zuletzt wieder Erde und Himmel aus dem Wasserbade der Regenzeit emporsteigend und in vollem Zauber ihrer jungfräulichen Schönheit erstrahlend. Das sind fürwahr Gegensätze und Wandlungen der Witterung, wie sie sonst kaum in solcher Stärke angetroffen werden.

Aber nicht nur in der Witterung, noch mehr im Wechsel des Todes und des Lebens zeigt die Natur Indiens die furchtbarsten Gegensätze! Je reicher

---

[1]) Vergl. Humboldt, Kosmos Bd. II. S. 39 ff. Lassen, I. 214 ff.

die Schönheiten des materiellen Lebens, um so ungeheurer und schauerlicher die Schrecken des Todes. Hier grenzen nicht bloß Länder von paradiesischer Pracht und Reichtum und wüste, grauenvolle Einöden nahe aneinander; hier stoßen auch unvergleichlich fruchtbare Jahre mit unerschöpflich scheinendem Überfluß an Jahre der Dürre, der Hungersnöte und Seuchen, die den Tod wie ein Hunderttausende zermalmendes und verschlingendes Ungeheuer erscheinen lassen.

Sollte ein so feingliedriges und feinnerviges, für die verschiedensten Eindrücke so empfängliches und bewegliches Volk, wie die Hinduarier, in einer Natur-Umgebung von so riesenhaften Massen und so furchtbaren Gegensätzen, nicht besonders auch in seinen religiösen Empfindungen und Neigungen tiefgehend und weitreichend beeinflußt worden sein?

Ja, in so hohem Grade ist dies der Fall, daß die Religion der Hindu vor allem atmosphärisch-klimatisch-geographisch begriffen sein will.

Unser gegenwärtiges Kapitel nimmt sich daher so aus, daß wir die Religion in der indischen Licht-, Luft-, Berg-, Fluß-, Baum-, Tier-, Menschen-Region betrachten. Nur setze man diese Regionen nicht kurzer Hand um in indische Licht-, Luft-, Berg-, Fluß-, Baum-, Tier-, Mensch-Götter. Zur Verhütung dieser irrigen Vorstellung haben wir absichtlich nicht von Göttern, sondern von der Religion gesprochen. Nichts liegt uns ferner als die Annahme, die Inder hätten ihre Götter in Licht-, Luft-, Berg- u. s. w. Götter eingeteilt. Vielmehr sollten mit jenen Namen nur die allgemeinen Sphären bezeichnet werden, in denen sich das anbetende Gemüt der Hindu auch geregt und bewegt hat, bezw. noch bewegt.

Es handelt sich daher nicht darum festzustellen, was Licht, Luft, Berge u. s. w., physikalisch betrachtet, „an sich" sind, noch was unsere Phantasie aus ihnen macht, sondern welche religiösen Motive das Gemüt des anbetenden Hindu aus jenen Erscheinungen empfangen hat, so daß sie ihm Träger anbetungswürdiger Namen geworden sind.

Es gilt, die Farben und Gestalten, welche Erscheinungen aus der Region des indischen Lichts, der Luft u. s. w. in dem religiösen Gemüt des Hindu angenommen und in eigenartigen Namen seiner Sprache Ausdruck gefunden haben, möglichst genau aufzufassen.

Was wir meinen, ist treffend ausgesprochen in einem geistvollen Worte Eugène Burnoufs (Le Bouddhisme p. 20), welches wir hier in möglichst genauer Übersetzung anschließen wollen: „Wenn es sich handelt um die genaue Würdigung der religiösen Systeme des Altertums, dieser großen und schönen Seite der Geschichte des menschlichen Geistes, kann man nicht genug Strenge auf die Erklärung der fundamentalen Begriffe verwenden, und es ist von äußerster Wichtigkeit den ursprünglichen Sinn dieser Begriffe zu kennen und sie mit ihrer wahren Farbe und unter ihrer wahren Gestalt zu sehen. Dies ist um so notwendiger, je älter und ursprünglicher sie sind. Denn es giebt Zeiten, wo man von der Theologie sagen kann: „nomina numina".

Ja, Namen sind die Götter; und was damit gemeint ist, läßt sich vielleicht am besten gerade an einem Beispiel aus der Gegenwart veranschaulichen. Papst Leo XIII. ist an sich auch nichts anderes als ein alter gebrechlicher Greis, aber er trägt den Namen des Statthalters Christi, und das macht ihn zum Gegenstand der Verehrung von ungefähr 200 Millionen.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Aus der Mission der Gegenwart.

Die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Arbeiten 1895/96.

Von Pred. H. Lehmpfuhl.

II.

Einen ganz anderen Charakter als die eben skizzierten tragen drei andere ältere Missionsgesellschaften, die jetzt genannt werden müssen, wir meinen Berlin I, die Leipziger und die Hermannsburger Missionsgesellschaft. Sie haben ein streng lutherisch-konfessionelles Gepräge. Doch auch unter ihnen wieder welche Verschiedenheit! Während die Leipziger Gesellschaft direkt im Gegensatz zu den von Basel vertretenen Prinzipien gegründet wurde und zuerst nur akademisch gebildete Theologen aussandte, ist die Hermannsburger Mission aus der Initiative des Dorfpastors Ludwig Harms entstanden, der Bauernsöhne zum Missionsdienst heranbildete und durch Aussendung von Missionskolonieen am ehesten die Heidenvölker christianisieren zu können glaubte; und wenn auch diese Ideen des originellen Stifters längst aufgegeben sind, ihren besonderen Charakter einer Bauernmission, dies Wort in seinem edelsten Sinn gemeint, hat diese Mission doch behalten. Berlin I ist bei seiner Gründung von Männern wie Neander und Tholuck gefördert worden. Seine ersten Missionare sandte es 1824 aus, herangebildet in einem besonderen Missionshaus. Südafrika ist das erste Arbeitsfeld gewesen, und noch heute konzentriert diese Gesellschaft hierauf ihre Hauptkraft und feiert hier ihre schönsten Triumphe. Das ganze Gebiet ist in 7 Konferenzkreise, Kapland, Britisch-Kaffernland, Orange-Freistaat, Natal, Süd- und Nord-Transvaal und Mashonaland (letzteres erst 1892 in Angriff genommen) eingeteilt und umfaßt einen Länderkomplex, der etwa dreimal so groß ist wie Deutschland. Nicht weniger als 49 Stationen zählen wir hier mit 66 Missionaren. Es wäre nicht möglich, mit den Missionsgaben der Heimat ein solches Arbeitsgebiet aufrecht zu erhalten, wenn nicht auch ganz bedeutende Einnahmen auf diesem Missionsfelde aus allerlei Unternehmungen, wie sie die Beschaffenheit der einzelnen Konferenzkreise an die Hand giebt, erzielt würden. Ein ganz neues Gebiet wurde unter der Leitung des bewährten Missionsinspektors Merensky 1891 in Deutsch-Ost-Afrika im Kondelande in Angriff genommen; bis jetzt sind aber noch keine Taufen gemeldet worden. Geringe Erfolge hat auch diese Gesellschaft, wie so viele andere in China zu verzeichnen. Die Leipziger Mission, deren hervorragendster Leiter Graul einst alle Missionsfreunde streng lutherischer Observanz zusammenzufassen suchte, hat bis vor kurzem nur in Ostindien unter den Tamulen in Trankebar, dem Arbeitsfeld der alten dänisch-halleschen Mission, ihr reich gesegnetes Werk getrieben, nachdem ein erster Versuch in den 40er Jahren in Südaustralien mißlungen und ein späteres Unternehmen unter den Indianern in Michigan gleichfalls gescheitert war. Seit 1893 ist sie auch in Ostafrika unter den Wakamba und Wadschagga auf 2 Missionsfeldern thätig, wo sie kürzlich zwei ihrer Missionare durch den Tod verloren hat. Dieselben wurden auf einer Reise von den Eingeborenen erschlagen. Die Hermannsburger Mission, deren Direktor Harms gegenwärtig eine mehrjährige Inspektionsreise auf das süd-afrikanische Missionsfeld unternommen hat, hat im verflossenen Jahr ihre Arbeit im Sulu- und Betschuanenland, wie im Teluguland in Indien, mit Eifer und Erfolg fortgesetzt. Doch ist auch manches minder Er-

freuliche zu melden. Im Jahresbericht heißt es: „Unsere Sulu-Mission wird in Natal durch die Katholiken, die dort ein großes Trappistenkloster haben, und im Nord-Sululand durch die Heilsarmee beunruhigt. Das pomphafte Wesen beider sagt den Kaffern zu. Für Schwärmerei sind sie auch empfänglich". Doch hat das Werk bisher keine Einbuße erlitten. In einem anderen Zusammenhange lesen wir: „Schwerer betroffen (als durch kriegerische Unruhen im Betschuanenlande) ist unsere gesamte afrikanische Mission durch die lange große Dürre, durch die Pocken und durch die Heuschreckenplage .... In Transvaal ist nun noch die Rinderpest hinzugekommen, die in verheerender Weise das Land durchzieht . . ." Zu alledem hat diese Mission auch manchen bewährten Mitarbeiter im verflossenen Jahr verloren, so den ehrwürdigen Propst Penzhorn, der 30 Jahre, und den Missionar Holst, der 25 Jahre seines Amtes gewaltet hatte. Insgesamt wurden 1895 auf 58 Stationen mit 59 Missionaren 4619 Seelen getauft, unter denen 2528 aus den Heiden waren.

Wenden wir uns nun zu den letzten beiden unter den älteren Missionsgesellschaften, der Goßner'schen und Norddeutschen (Bremen), so entbehren sie heute der charakteristischen Eigentümlichkeiten, die ihnen in der großen Zahl der deutschen Societäten einen besonderen Platz geben würden; ihre Arbeit wird darum aber kein Freund der evangelischen Mission missen wollen. Und es war auch wenigstens bei der Goßner'schen Mission nicht immer so, daß sie kein eigenartiges Gepräge hatte; dafür besaß Goßner, dieser seltene Mann, eine viel zu scharf ausgeprägte Individualität. Keine wissenschaftlich durchgebildete und auf ein bestimmtes Dogma verpflichtete Missionare, sondern Handwerker, die über eine tüchtige Kenntnis der Bibel verfügen, warme religiöse Persönlichkeiten sind und sich nach Pauli Beispiel durch ihrer Hände Arbeit den Unterhalt auf dem Missionsfelde selbst verdienen, — das waren die Gedanken, die ihn zur Gründung einer besonderen Gesellschaft 1836 veranlaßten. Heute sind diese Grundsätze im großen und ganzen aufgegeben. Es ist gegangen, wie es so oft in der Missionsgeschichte geht. Charaktervolle und von an sich wahren und richtigen Ideen beseelte Persönlichkeiten unternehmen etwas Neues, aber die rauhe Wirklichkeit, die besonderen Eigentümlichkeiten des Missionsfeldes, korrigieren dann diese Ideen. Keine Missionsgesellschaft wird sich aber diese ihre Männer, die sie ins Leben riefen, nehmen lassen, sondern nur mit um so größerer Ehrfurcht an ihnen hangen. Heute treibt die Goßner'sche Mission ihr Werk nur noch am Ganges und unter den Kols, nachdem die ersten Unternehmungen in Australien, Nordamerika und Westafrika keine weiteren Erfolge gehabt haben. 1895 konnte die Kohlsmission ihr 50jähriges Jubiläum feiern (vgl. Jahrg. 1896, S. 34). Im letzten Jahre hat die Arbeit ihren ruhigen Fortgang genommen; auf den 12 Hauptstationen arbeiten neben 21 Missionaren 22 eingeborene Pastoren, 9 Predigtamtskandidaten, 207 Katechisten, 10 Kolporteure und 35 Bibelfrauen; im ganzen sind im Laufe der 50 Jahre 85 920 Taufen zu verzeichnen gewesen. Eine eigenartige Erscheinung im letzten Jahre war das Auftreten eines falschen Messias, eines 22jährigen Christen, dessen Lehre ein Gemisch von christlichen, heidnischen und mohammedanischen Ideen war. Dem umsichtigen Vorgehen der Regierung ist es zu verdanken, daß dieser Pseudo-Messias kein größeres Unheil angerichtet hat. Er sitzt gegenwärtig hinter Schloß und Riegel. Das Gericht hat ihn wegen Anstiftung zum Aufruhr zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt, und bei der bethörten Menge ist allmählich wieder die Ernüchterung eingetreten. Mit Genugthuung kann ferner berichtet werden, daß die alten Feinde jeder protestantischen Mission, die Jesuiten, an den Kols gegenwärtig sehr wenig Freude erleben, daß sie zu den bedenklichsten Mitteln greifen müssen, um sich hier überhaupt zu halten, und es nicht selten vorkommt, daß ihre Christen evangelisch werden. Im Jubeljahr erschien auch

die Übersetzung des Neuen Testaments in Mundari, einer der beiden Kolssprachen; der Druck des Neuen Testaments im Uraudialekt wird eifrig befördert.

Die kleinste unter den 8 älteren deutschen Missionsgesellschaften ist die Norddeutsche, die auch wie keine andere schwer geprüft worden ist und es im vollsten Maße erfahren hat, daß unser Weg nur durch viel Trübsal geht. Von den drei Missionsfeldern in Neuseeland, Indien und Westafrika mußten zwei ganz aufgegeben werden, ebenso verlor die Gesellschaft bei der Verlegung des Sitzes von Hamburg nach Bremen ihr Missionshaus, dazu kamen konfessionelle Reibungen — und endlich die Thränensaat auf dem einzigen übrig gebliebenen Arbeitsfelde unter dem Evhevolke. Gegenwärtig drückt den Verein eine Schuld von 87 546 M., was bei einer jährlichen Einnahme von ca. 125 000 M. eine ganz gewaltige Last ist. Ihr gegenwärtiger Direktor D. Zahn, der Veteran der deutschen Missionsinspektoren und ein Missionsforscher ersten Ranges, hat mit bewunderungswürdigem Glaubensheroismus das oft so schwankende Schifflein durch alle Klippen hindurchgeführt und in den letzten 15 Jahren die schönsten Früchte auf dem so harten Arbeitsfelde ernten können. Hoffen wir, daß er auch bald Mittel und Wege finden wird, die beängstigende Schuldenlast zu tilgen.

Es bleiben uns nur noch die seit der Errichtung des neuen deutschen Reiches und vor allem auch durch den Eintritt desselben in die Reihe der Kolonialmächte gegründeten Missionsgesellschaften zu charakterisieren übrig.

Ehe wir aber dazu übergehen, müssen wir noch kurz einige andere kleinere Unternehmungen nennen, die früher ins Leben getreten sind und in erster Linie den Anregungen der inneren Mission ihre Entstehung verdanken. Wir meinen den schon 1842 gegründeten Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, der seit seinem Bestehen 25 Missionarinnen auf die verschiedensten Arbeitsfelder ausgesandt hat und stets auf das Bereitwilligste auch andere Gesellschaften, so z. B. Berlin I, die Goßner'sche Mission, Barmen, mehrere englische Societäten teils mit Arbeiterinnen, teils auch mit Geldmitteln unterstützt hat. Der Verein hat ein selbständiges Missionsfeld in Ostindien in Sekundra, wo er mehrere Schulanstalten mit 5 Missionarinnen, einigen eingeborenen Hilfskräften und mehreren Bibelfrauen unterhält. Er hat sich eine schöne und große Aufgabe gestellt. Wir unterschreiben voll und ganz, wenn sein Vorstand in der Jubiläumsschrift sagt: „Mehr Frauenherzen für die Frauenmission!.. Das traurige Los des Kindes (in Indien), das mit 4—6 Jahren verlobt, mit 8—12 Jahren von der Mutter getrennt wird, der Frau, die noch im Kindesalter stehend, ein Leben der Gefangenschaft und Sklaverei führt, bis sie stirbt, der Witwe, die als der Fluch der Familie betrachtet und wie eine Verbrecherin, die den Tod des Mannes stets verschuldet habe, mit grausamer Härte behandelt wird, oft von frühster Jugend an: Nur Frauenherzen können sich solch Elend vorstellen und sich dessen erbarmen". — Wir meinen hier ferner den 1850 gegründeten Berliner Frauen-Missionsverein für China, der das Findelhaus Bethesda in Hongkong unterhält, in dem gegenwärtig 140 von ihren heidnischen Eltern ausgesetzte Mädchen in Pflege und Erziehung sich befinden. Bereits 55 der in diesem Hause herangewachsenen Mädchen sind verheiratet und leisten vielfach der Mission erfreuliche Dienste, andere helfen im Findelhaus selbst. Selbst die Chinesen beginnen den Segen dieser Thätigkeit zu schätzen. Nicht weniger als 300 heidnische chinesische Kaufleute zeichneten im letzten Jahre Beiträge. Wir meinen endlich den Jerusalems-Verein in Berlin, der 1852 ins Leben trat und sich zur Aufgabe gesetzt hat, für die innere und äußere Mission im heiligen Lande unter den Eingeborenen und den daselbst ansässigen und reisenden Deutschen in den bereits gegründeten und noch zu gründenden Pfarren, Schulen, Krankenanstalten

und Hospizen thätig zu sein. Er hat jetzt drei eigene Missionsstationen in Bethlehem, Betdjala und Hebron. Es sind hier auch erfreuliche Anfänge einer Mohammedaner-Mission zu melden. Neben dieser eigentlichen Missionsarbeit versorgt der Verein auch die zahlreich in Palästina ansässigen Deutschen mit Pastoren und Lehrern, Kirchen und Schulen. — Was aber diesen drei Vereinen gemeinsam ist, das ist die Betonung der christlichen Liebesthätigkeit, das ist das Bestreben, durch Werke der Barmherzigkeit den Weg zu den Herzen der Heiden zu finden. Es ist das eine Missionsmethode, die in letzter Zeit durch die von fast allen größeren Gesellschaften unternommenen ärztlichen Missionen eine ganz besondere Bedeutung gewonnen hat und der unseres Ermessens noch eine große Zukunft bevorsteht. In China und Indien jedenfalls scheint uns der Erweis erbracht zu sein, daß dieser Weg am ehesten zum Ziele führt.

Und nun noch ein kurzer Blick auf die seit 1870 gegründeten 5 neuen Missionsvereine, die Schleswig-Holsteinische evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Breklum, den Neukirchener Verein, die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III), die Unternehmung der Anstalt Löhes in Neuendettelsau und endlich unseren Allg. evang.-prot. Missionsverein. Wir beginnen mit der Breklumer Gesellschaft, deren Arbeitsfeld auf der Ostküste von Vorder-Indien zwischen Madras und Calcutta liegt und zwei zwar räumlich aneinandergrenzende, aber sprachlich verschiedene Gebiete umfaßt. Sie hat seit dem Beginn ihrer Thätigkeit 1877 im Telugu-Gebiete 2 Hauptstationen und 6 Nebenstationen, im Jeypore-Lande 4 Hauptstationen und 5 Nebenstationen anlegen können. Neben den 10 Missionaren arbeiten 25 eingeborene Gehilfen, die aber den Missionaren manche Schwierigkeiten bereiten; so ging im vergangenen Jahre ein Gehilfe ab, weil er nicht genug Gehalt bekam, ein anderer mußte wegen sittlicher Vergehungen entlassen werden. Auch sonst ist der Weg dieser Gesellschaft durch manche Trübsal gegangen. Seit der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie 4 Missionare durch den Tod verloren; 1890 zählte sie erst 60 getaufte Christen; dafür hat sich diese Zahl aber in den letzten Jahren beinahe versechsfacht. Seinen besonderen Charakter erhält der Verein dadurch, daß er nur von Schleswig-Holsteiner Freunden unterstützt wird. Er ist lediglich dem Partikularismus der dortigen streng lutherischen Kreise entsprungen.

Gleichfalls streng konfessionell ist die von Neuendettelsau 1888 ausgegangene Mission in Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea und in Queensland. Es ist ein überaus harter Boden, den sie zu bearbeiten unternommen hat. Taufen konnten von den 3 Stationen in Simbang, auf der Tami-Insel und dem Sattelberg in Kaiser Wilhelmsland bisher nicht gemeldet werden, und auch auf den beiden Stationen in Queensland sind nur 6 getaufte Christen zu nennen; dagegen haben die Missionare die Landessprachen erforscht und den Katechismus, einige biblische Abschnitte und einige Kirchenlieder in dieselben übersetzt. Auch ist mit Erfolg der Schulunterricht unter der Jugend aufgenommen worden. Am 25. Januar d. J. hat die Gesellschaft durch den Tod ihres Inspektors Deinzer einen schweren Verlust erlitten.

Wie anders ist dagegen die Signatur der von Neukirchen seit 1882 ins Leben gerufenen Mission auf Java, wo jetzt auf 6 Hauptstationen neben 6 Missionaren 26 eingeborene Gehilfen in der Arbeit stehen, und in Ostafrika, wo im Witulande auf 2 Hauptstationen gleichfalls 6 Missionare thätig sind. Ihr Begründer, Pastor Doll sagt: „Die Anstalt soll eine Glaubensanstalt sein . . . . nicht durch Kollekten, sondern einzig und allein durch gläubiges Gebet und Vertrauen auf Gottes Verheißung unterhalten und weiter geführt werden. Diese neue Mission soll, bei wesentlich reformierter Grundlage in der Lehre, den Standpunkt der evangelischen Allianz praktisch vertreten".

Das erinnert vielfach an Goßner, der auch lieber die „Bet- als die Bettelglocke“ ziehen wollte. —

Und nun die letzte der deutschen Missionsgesellschaften, die wir hier noch erwähnen müssen, die Ostafrikanische, die im Hinterland von Dar-es-Salaam, Usaramo, und in dem nordwestlich von Tanga gelegenen Bergland von Usambara auf 7 Stationen mit 12 Predigtplätzen arbeitet und 88 Heidenchristen zählt. Sie hat ihr besonderes Gepräge dadurch, daß sie nur in den deutschen Kolonien ihr Werk treibt und fast nur akademisch gebildete Theologen in ihrem Dienste hat. Unter ihren 17 Missionaren haben 14 eine Universität besucht. Diese Mission wird wesentlich von dem bekannten Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld gefördert, in dessen Anstalten die Missionare einen Teil ihrer Vorbereitungszeit zu bringen. Nach manchen Schwierigkeiten in den ersten Jahren ihres Bestehens scheint sie jetzt die richtigen Geleise gefunden zu haben, und demgemäß sind auch in den letzten Jahren die Erfolge auf dem Missionsfelde größere geworden.

Wir sind am Ende unserer Wanderung, da wir, wie billig, darauf verzichten, über unseren Verein an dieser Stelle zu berichten. Wir sehen, daß es eine große Reihe deutscher Gesellschaften giebt, die wenn auch noch so verschieden untereinander, doch das eine große Ziel sich gesetzt haben, Jesus Christus den Heiden zu bringen. Und wenn sie auch alle, jede an ihrem Ort, mit ihren besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, unser gemeinsames Werk geht doch vorwärts. Klein ist der Anteil, den unser Verein zur gesamten Arbeit beitragen kann, aber niemand, der es aufrichtig mit der Mission meint, wird ihn missen wollen. In dem großen Chorus der deutschen Missionsgesellschaften hat auch der Verein einen Platz, der auf seine Fahne die Devise geschrieben hat: „Das Evangelium den Kulturvölkern unter den Heiden“ und der sein Ziel, wie es ihm durch die besonderen Missionsobjekte an die Hand gegeben ist, mit allen Mitteln unserer neueren wissenschaftlichen Theologie zu erreichen sucht. Wir wollen nicht negieren und zerstören, sondern aufbauen, aber in der Weise, die wir für die rechte halten und die nach unserer Überzeugung auch dem Evangelium Jesu Christi entspricht. Unser Gott aber, der es den Aufrichtigen gelingen läßt, kröne auch unser Werk mit dem Segen, der in so reichem Maße die evangelische Mission des 19. Jahrhunderts begleitet.

Litteratur.

Stosch, G. Im fernen Indien, Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen. Berlin, Martin Warneck. (1896) kl. 8°, VI und 223 S. 2,80 M., elegant gebunden 3,60 M.

Mit diesem Buche hat der junge Verlag, der bekanntlich seit Anfang des Jahres die von D. Warneck herausgegebene, „Allg. Miss. Ztsch.“ übernommen hat „seine erste größere Aufgabe gewagt“ und damit einen glücklichen Griff gethan. Der fleißige Verfasser, der — von 1888—1892 Leipziger Missionar in Indien — sich durch tüchtige, sachkundige und besonnene Artikel namentlich im „Evang.-luth. Miss. Bl.“ (von 1888 an) und in der A. M. Z. (1891, 268 ff. 339 ff.; 1892, 97 ff. 234 ff. 553 ff.; 1893, 385 ff.), sowie besondere Arbeiten (Miss. u. soz. Frage, Berlin, Buchh. der Berliner Miss.-Ges. 1895, 20 Pfg. und Aufgabe der Mission in Indien nach ihrer innern Gestalt, westpreuß. Prov.-Miss.-Konf. 1892, 20 Pfg.) schon längst einen rühmlichen Namen gemacht hatte, hat in unserer Schrift „zerstreute Blätter

einer Anregung folgend vereinigt" und bietet hier in der That eine Fülle von feinen und treffenden Beobachtungen, Kritiken, Anregungen und Vorschlägen, daß man sich zum lebhaftesten Bedauern darüber genötigt sieht, daß es dem Verfasser sein Gesundheitszustand nicht erlaubt hat, länger als Missionar in Indien zu weilen. Wir übergehen als weniger wertvoll die zwanglosen „Reisebriefe" (S. 3—17), durch die man bisweilen viele Meilen weit wieder zurückgeworfen und von London mit seiner großartigen St. Pauls-Kathedrale und Westminster-Abtei, seiner unermüdlichen britischen Bibelgesellschaft, seinem gewaltigen britischen Museum über das weite, große Meer mit seinen Freuden, Leiden und Arbeiten nach Port Said, Colombo, Madras und Trankebar geführt wird. Wir übergehen auch die Beschreibung des Reformationsfestes (18—22), der Passions- und Osterzeit (27—31), einer Konfirmation (32—43) und des ersten Eindrucks in Indien (44—69), obgleich man schon hier — um einiges hervorzuheben — manchen interessanten Einblick erhält in die weltliche Seite auch kirchlicher Feste bei den Tamulen, die z. B. ohne Feuerwerk, den Inbegriff aller Wonne für den Eingeborenen, kaum denkbar sind (22—30), die Feier des Aschermittwochs als eines hochgehaltenen Feiertags mit Bußtagsgepräge (24), in tamulische Musik (26 f.) und Liturgie (30—21), Konfirmandenunterricht (24 ff.) und Konfirmation (40 f.), Indiens Schönheit, Hitze, Reichtum, Armut (44 ff.), Beamten-Bestechlichkeit und Parteilichkeit (50 ff.), Mission und Landwirtschaft (51 ff. Der Gedanke, den der Verfasser hier anregt, ist kürzlich dadurch verwirklicht worden, daß die Leipziger Missionsgesellschaft ein ganzes Dorf mit 230 Morgen fruchtbaren Reislandes, 30 Morgen Wiesen und 50 Morgen Brachland angekauft hat, um armen christlichen Parias eine Beschäftigung zu geben), in die tamulische Sprache mit ihrer Vieldeutigkeit und Wörtermenge (56 f.), den Kural mit seinen Rätselreden, Gedankenspielen, Übertreibungen, Bearbeitungen (58 ff.), das Heidentum in seiner Schwäche und seiner Macht (63 ff.), die Ursachen des langsamen Fortschritts des Christentums (64 ff.). Auch „die Besuche in tamulischen Heidendörfern" und eine englische Schulprüfung (70—94) übergehen wir, nicht als ob hier nichts Interessantes geboten oder nicht treffende Bemerkungen gemacht würden, sondern weil das meiste in mehr oder weniger ähnlicher Form öfter schon beschrieben worden ist. Der Schwerpunkt des Buches liegt offenbar in seiner zweiten Hälfte, die ganz vortreffliche Einzelarbeiten enthält. Der Artikel „Ein heidnischer Munschi und sein christliches Lehrgedicht" (95—106) beschreibt, wie Stoschs Munschi (Sprachlehrer), der zwar Heide geblieben ist, aber von dem auch Grundemann gelegentlich seines Besuchs in Indien sagte: „In der That dieser Mann ist nicht fern vom Reiche Gottes", in einem wunderbar formvollendeten echt tamulischen, heiligen Gedichte das Leben Jesu von der Verkündigung an bis zur Himmelfahrt in 38 Gesängen dargestellt hat, einem Gedicht, das unter dem Titel „Die Herrlichkeit Christi" auf Kosten eines deutschen Missionsfreundes in Trankebar gedruckt worden ist und das bei der Vorliebe der Tamulen für Verse wohl geeignet scheint, durch Benutzung bei Heidenpredigten und im Unterrichte für das Christentum zu wirken. Der Aufsatz „Naturſymbolik bei den Tamulen" (107—124) behandelt die von der unseren meist sehr verschiedene, oft überaus phantastische, sonderbare und rätselhafte Symbolik der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Wassers, der Pflanzenwelt (besonders der Lotosblume, des Lieblings indischer Poesie) in der tamulischen Poesie, während der folgende (125—133), „Indischer Musikenthusiasmus", die oft ein Lächeln hervorrufende, überschwängliche, naive Beschreibung einer musikalischen Soiree beim Gouverneur in Madras von seiten eines eingebornen Musikfreundes aus dem Jahre 1856 enthält. Ganz vorzüglich aber sind Stoschs Arbeiten über einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache, die indische Kaste, das englische Schulwesen, die Aufgabe der Mission nach ihrer innern Gestalt. Dem Refe-

renten waren ja gerade diese Arbeiten schon bekannt, doch fesselt Stosch immer wieder durch den tiefen Blick in die tamulische Gedankenwelt, die scharfe Erfassung der springenden Punkte, die lichtvolle Darstellung, die besonnenen Vorschläge. Wer eine Ahnung bekommen will von der Schwierigkeit der christlichen Mission in Indien, der lese diese Artikel. Wie schwer ist es schon, ein geeignetes Wort für Gott zu finden in jenem polytheistischen, pantheistischen, atheistischen (alles geht durch einander) Lande, und wie verschieden sind darum schon die von den einzelnen Missionen gebrauchten Namen! Wie schwer ist's, den Tamulen die Begriffe „Seele", „Gewissen", „Glauben", verständlich zu machen! Den Höhepunkt bildet die Arbeit über „Die indische Kaste" (157—188), ihre Macht, Entstehung, Beurteilung und Überwindung. Gerade sie wird wohl auf Widerspruch stoßen[1]), namentlich von seiten englischer Missionsgesellschaften, und doch wüßten wir nicht, was sich Erhebliches einwenden ließe. Im vorletzten Artikel legt Stosch die Hand auf einen wunden Punkt im indischen Volksleben, nämlich auf die zahlreichen Mängel des englischen Schulwesens in Indien (187—207), besonders seine religiöse Neutralität, die die indische Jugend ruiniert und ein ehrgeiziges, egoistisches, sittenloses Beamtentum heranzieht, und seinen schädlichen Einfluß auf die Missionsschulen, in denen sich von Jahr zu Jahr die Lage der Dinge mehr zu Ungunsten des christlichen Einflusses verschiebt. Im Schlußartikel (208—223) behandelt Stosch den Kampf der Mission gegen „Die Gottlosigkeit Indiens im Gewande der Religion", die allein mit dem einfachen Gotteswort zu überwinden sei, ihren äußerlichen und innerlichen Erfolg und ihr letztes Ziel: Bekanntmachung ganz Indiens mit dem Evangelium von Christo und Zubereitung „Der Braut für die Hochzeit des Lammes". Zu diesen letzten, oft recht apokalyptischen Ausführungen haben wir viele Fragezeichen machen müssen. Warum der αἰὼν οὗτος so bald ein Ende nehmen und die moderne Mission wesentlich eine Johannesaufgabe haben soll vor dem nahenden jüngsten Tage, warum man nicht eine große indische Volkskirche für die Zukunft erhoffen soll (220 ff.), ist nicht ersichtlich. Gerade Indien mit seinem Familien- und Kastengeist weist doch darauf hin, daß die Mission ihr Augenmerk nicht nur auf Einzelbekehrungen, sondern auf Christianisierung ganzer Kreise zu richten hat (das ist ja wohl auch zunächst die Meinung Grundemanns, gegen den sich Stosch mit zu wenden scheint). Der Vergleich der apostolischen Gemeinden und der Christen der ersten Jahrhunderte, die ein völlig anderes Gepräge trugen, mit den indischen hinkt doch recht. Und mehrt sich nicht gerade jetzt die Zahl der Christen in Indien in erfreulicher Weise? Es will mir scheinen, als ob hier doch einmal der dogmatisch-eschatologische Standpunkt des Verfassers, der ja auch sonst bisweilen, besonders in der Dämonologie hervortritt (12, 25, 38, 62, 67, 181, 214), ihm die Feder geführt hatte. Der spezifisch ev.-luther. Standpunkt macht sich nur selten geltend (35, 39). Recht wohlthuend haben Referenten Stellen, wie S. 212 f. berührt, die eine schöne Weitherzigkeit bezeugen. — Fast möchte es klein erscheinen, hier noch auf einige Nebensächlichkeiten hinzuweisen, auf die unseres Erachtens nicht zutreffende Charakteristik des Bonifatius (180), den inkorrekten Satzbau S. 174 (unten), die verschiedene Schreibweise von Brahmine (28, 166), während sonst Brahmane geschrieben wird, von Madrás (105) während sonst Madras oder Madràs geschrieben wird (z. B. 15, 106 f. 193, 197. Auch andere Wörter werden ebenso verschieden geschrieben wie Majáveram 16 cf. 27; es dürfte überhaupt die Grundemannsche Schreibweise Mayaveram richtiger sein, wie auf der Karte auch Tirupatie statt Tripatty 107, Arkot statt Arkád 93, Pattambakam statt Patnambakam 72 zu lesen ist), die Druckfehler (Tejo für Tajo 8, ereicht für erreicht 13, während bald mit bald ohne h, z. B. 27, 190, 193, m für n 46, i statt J 91, angeignet für angeeignet 95, könne für könnte 108, das für

[1]) Ist geschehen.

daß und umgekehrt 109, 187, Individiulität 189 und zahlreiche Interpunktionsfehler). Doch das nur nebenbeil Wir empfehlen das an feinen Bemerkungen, geistvollen Parallelen, treffenden Vergleichen, gesunden Betrachtungen reiche Buch allen Missionsfreunden. A. Schillbach.

Karl Mirbt, Dr., Professor in Marburg. Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission im 19. Jahrhundert, 56 S., Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1896. 1,20 M.

Das Büchlein, ein erweiterter Vortrag, den der Verfasser auf der theologischen Konferenz zu Gießen gehalten hat, giebt einen vortrefflichen Überblick über die Leistungen des deutschen Protestantismus auf dem Gebiet der Heidenmission im 19. Jahrhundert. Der geschichtliche Aufriß des Ganzen ist geradezu mustergiltig. Die vielen und oft recht feinen Anmerkungen im Anhange beweisen, daß der Verfasser seinen Stoff voll und ganz beherrscht. Man darf gespannt auf das größere Werk über Missionsgeschichte sein, das Prof. Dr. Mirbt in der Reihe der bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. B. erscheinenden Grundrisse der theologischen Wissenschaft herausgeben will. Unser Verein wird an mehreren Stellen in wohlwollender Weise erwähnt; auch finden seine Bestrebungen Anerkennung. Freilich heißt es S. 54: „Ob es dem Verein möglich sein wird, gerade unter den eigentümlichen Verhältnissen Japans positive Wirkungen auszuüben und nach Seiten der religionsgeschichtlichen Forschung Verdienste zu erwerben, kann im Blick auf sein Alter erst die Zukunft lehren". Ein Irrtum aber, den wir nun schon Jahre lang fast bei jeder Gelegenheit zu berichtigen versucht haben, scheint unausrottbar zu sein. Prof. Dr. Mirbt sagt S. 54: „Daltons Vorwurf gegen die Überführung wissenschaftlich-theologischer Kritik kann bis jetzt nicht als widerlegt gelten, und es ist auch nicht einzusehen, unter welchem Gesichtspunkt dieses Verfahren gerechtfertigt werden könnte". Wir betonen hier aufs neue: 1. Es ist eine unrichtige Behauptung, daß unsere Vertreter in Japan durch die wissenschaftlich-theologische Kritik als solche die Japaner für das Christentum gewinnen wollen. Sie wissen gerade, weil sie akademisch gebildete Theologen sind, recht wohl, daß man einzig und allein dadurch, daß man Jesum Christum predigt, Seelen für sein Evangelium gewinnen kann. 2. Es beruht auf völliger Verkennung der eigentümlichen Verhältnisse in Japan, wenn man meint, ohne unsere moderne theologische Wissenschaft dort auskommen zu können. In Japan strömt die moderne Philosophie durch tausend Thüren und Thore ein. Wie will man sich aber mit Leuten, die sich diese angeeignet haben, anders auseinandersetzen, als daß man ihnen zeigt, daß alle die tausend Einwürfe, die ein modernes Denken gegen das Christentum erheben muß, doch nicht den Kern desselben zu berühren vermögen? — und das kann man nur durch Einführung der modernen Theologie. Wie hier in Deutschland, so ist auch draußen in Japan gerade die moderne Theologie eine positive, aufbauende Macht. Und daß unsere Bestrebungen von unbefangenen Kennern der japanischen Mission gebilligt und anerkannt werden, das beweist das Urteil Dr. Greenes, eines der ältesten Missionare in Japan, vgl. Z. M. R. 1895, S. 88 u. f. Die Japaner selbst wissen recht wohl den Wert unserer „wissenschaftlichen" Theologie zu schätzen. Auch der Amerikanische Board legt Wert auf gründliche theologische Ausbildung seiner japanischen Sendboten.

H. Lehmpfuhl.

J. Volljahn, Lehrer an der kaiserlich-japanischen Kriegsschule in Tokyo. Japanisches Schulwesen, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Mit 3 Abbildungen. 78 S. Berlin, A. Haack. 1896. Broschiert 1,50 M., 25 Exemplare 25 M.

Es ist das erste deutsche Werk, das uns eine eingehende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und des gegenwärtigen Standes des Schul-

wesens in Japan giebt, und wer weiß, welche Mühe gerade eine solche grundlegende erste Arbeit macht, wird dem Verfasser nur um so größeren Dank für seine Gabe zollen. Es ist ein gewaltiger geschichtlicher Stoff, der in den 78 S. bewältigt ist, und nur ein Mann, der wie der Verfasser lange Jahre als Schulmann in Japan thätig und dem der Einblick in die Quellen möglich ist, konnte ihn bewältigen. Vom mythologischen Zeitalter bis zur Neuzeit durchwandern wir alle die Unterrichtsformen und -Methoden, die es in Japan gegeben hat, lernen wir dies Volk in allen Phasen seiner geistigen Entwicklung aufs genaueste kennen. Hier und da hat die Fülle des geschichtlichen Materials den Verfasser verleitet, von seinem eigentlichen Thema abzuschweifen. Sonst wäre seine Darstellung an manchen Stellen noch konziser geworden, und das Ganze hätte noch eine größere Einheitlichkeit gewonnen; aber dies beeinträchtigt den Gesamtwert dieses Werkes nicht. Jeder, der sich über japanisches Schulwesen unterrichten will, wird es benutzen müssen. Und nicht nur Pädagogen, sondern alle, die sich über den gewaltigen Aufschwung dieses interessanten Volkes in den letzten 30 Jahren auf einem seiner wichtigsten Gebiete unterrichten wollen, werden es mit Dank lesen. Der Reinertrag ist für die Armenschule unseres Vereins in Tokyo bestimmt.

H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Haccius, Die Hermannsburger Mission (A. M. Z. 97, 1). Der Morgenländische Frauenverein (ebenda). Berlin, Die modernen Allianz-Missionen (ebenda, 1—3). Richter, Bischof French (ebenda, 2). J. Haller, Augustin, De catechizandis rudibus (ebenda, 3). Ein Missionsjubiläum (B. M. M. 97, 1 u. 2). J. Richter, Auf apostolischen Missionswegen (D. evgl. Miss. 97, 1 u. 3). L. Schneller, Vater Schneller und das syrische Waisenhaus in Jerusalem (ebenda, 2). Schwarzkopf, Aus der Arbeit des Morgenländischen Frauenvereins in Berlin (Calw. Miss.-Bl. 97, 2). Zum hundertsten Geburtstage F. W. Beckers (ebenda, 4). Die Kultur eine Gehülfin der Mission (Beibl. d. Hermbg. Miss.-Bl. 97, 2). Pastor Dr. theol. Vietor (Nordd. Miss.-Bl. 97, 2). Die Förderung der Schulen in den Kolonien (D. Kol. Ztg. 97, 7). Zeller, Der Islam in seinem Verhältnis zum Christentum (Chrstl. Orient 97, 2). Drews, Die Anschauungen reformatorischer Theologen über die Heidenmission (Z. f. prakt. Theol. 97, 1). Ramseyer, Esclavage et mission (Le Missionaire 97, 3), D. Fraser, European extension of the volunteer movement (Miss. Rev. 97, 2). D. Wilkinson, Preparation classes for intending missionary candidates (Church Miss. Int. 97, 1). W. Pratt, The late Rev. B. Davis — in memoriam (ebenda, 3). Frederic E. Wigram — in memoriam (ebenda, 4). H. McNeile, The evangelisation of the world in this generation (ebenda). P. Shirreff, Sell's „Faith of Islam" (ebenda). N. Hitchcock, Congregationalism in foreign missions (Miss. Her. 97, 1). The administration of the American Board (ebenda, 3). P. Beach, A successful experiment in the study of missions (ebenda). J. Vahl, Om nogle ev. Missionsselskaber og deres Virksomhed (Nordisk M. T. 97, 1).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

G. Kurze, Missionsrundschau über Amerika (A. M. Z. 97, 1). Missionsleben unter den Rothäuten Amerikas (B. M. M. 97, 3). Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 1). Labrador (ebenda, 1 u. 2). Alaska (ebenda). R. Young,

The Gospel among the Red Men (Miss. Rev. 97, 1). G. S. Fisher, The entrance of Ecuador (ebenda). Sunshine and shadow in the Far West (Church Miss. Int. 97, 2). J. Peck, Daily life on the Arctic Circle (ebenda, 3) C. Collins, Hospital work among the Indians (Americ. Miss. 97, 3). H. C. Minton, Presbyterianism in California (Church at home and abr. 97, 3)

B. Afrika.

Kornrumpf, Nacht und Licht im Hererolande (B. M. M. 97, 1). Schattenbilder aus der Vergangenheit Ugandas (ebenda, 2). J. Heſſe, Die Jeſuiten in Madagaskar (Evgl. Kirch.-Bl. f. Wttbg. 97. 8). Kleine Züge aus Oſtafrika und Uganda (Monatsbl. f. öff. Miſſ.-Stb. 97, 2). Madagaskar (ebenda, 3). Miſſionserfahrungen in Natal (Calw. Miſſ.-Bl. 97, 1). R. Zihmann, Schreckenszeiten im Sudan (Miſſ.-Freund 96, 12). A. Merensky, Mogoera oa Basutho, oder: Der Baßuto-Freund (ebenda, 97, 1). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (Berl. M. B. 96, 12; 97 1, 3). Ephoralkreis Nord-Transvaal (ebenda, 1 u. 2). Nachrichten von der Station Tſibi (Maſchonaland) (ebenda, 3). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Natal (ebenda). Deutſch-Oſtafrika (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 97, 1—3). Urambo (ebenda, 2. Beiblatt). Ovambolomo (Rhein. Miſſ. 97, 2). Die neue Bergdamraſtation Glaub (ebenda). Sulumiſſion. Betſchuanenmiſſion (Hermbg. Miſſ.-Bl. 97, 1—3). Die Indier in Natal (ebenda, Beibl. 1). Die lutheriſche Miſſion auf Madagaskar (ebenda, Beibl. 3). Die Entwicklung von Deutſch-Oſtafrika 1895/96 (Oſtafr. M. N. 97, 2 u. 3). Herold, Rechtſprechung der Ewhe-Neger (D. Kol.-Ztg. 97, 8). Pour les fétiches ou pour Jésus (Le Missionnaire 97, 2). W. E. Cousins, Trying times in Madagaskar (Miss. Rev. 97, 1). J. Johnson, An African clergyman's visit to Bonny (Church Miss. Int. 97, 1). Tucker, A visit to Toro (ebenda). Slavery in British East Africa (ebenda, 2). Tucker, Statistics of the work in Uganda (ebenda, 3). M. Dahle, Summenslutning til luthersk Kirkearbeide i Syd-Ost-Afrika (Nordisk M. T. 97, 1). Aas, En Hilsen fra Syden (ebenda). J. Vahl, Congo Uddannelsesanstalten for afrikanske Studenter (ebenda).

C. Aſien.

Strümpfel, Dr. Mackay's Arbeit auf Formoſa (A. M. Z. 97, 1 u. 2). J. Frohnmeyer, Die Basler Miſſion in Indien (B. M. M. 97, 1—3). Die Tibetiſche Pionier-Miſſion (ebenda, 2). A. Flex, Erzählungen aus der indiſchen Miſſion (D. evgl. Miſſ. 97, 1). Die Hungersnot in Indien (Calw. Miſſ.-Bl. 97, 3). Knak, Unſere Miſſionare in China (Berl. M. B. 96, 12; 97, 1—3). Britiſch-Indien (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 97, 3). Die offenen Thüren in China (Rhein. Miſſ. 97, 1). Nias (ebenda, 1 u. 2). Sumatra (ebenda, 3). Die Teuerung und Hungersnot in Indien (Biene a. d. Miſſionsf. 97, 1). Indien (Hermbg. Miſſ.-Bl. 97, 1—3). Brown, Die Syrer in Perſien und der Oſttürkei (Chriſtl. Orient 97, 1). Pfeiffer, Die Anfänge der proteſtantiſchen Kirche in Armenien (ebenda, 1—3). H. Jessups, The Mecca certificate (Miss. Rev. 97, 1). B. Shaw, The siege of Tibet (ebenda, 2). W. Ashmore, China, past, present and future (ebenda). G. S. Hays, The woman of China, heathen and christian (ebenda). L. Gifford, Polygamous applicants I (ebenda). A. H. Smith, Barriers of progress in China (ebenda). Hutchinson, The Indian government and christian missions (Church Miss. Int. 97, 1 u. 2), Special missions in India, I. Telugu country, II. Travancore and Cochin (ebenda, 4). Missionary Work in Fuh-kien (ebenda). J. Smith, The Indian famine (Miss. Her. 97, 1). Farnsworth, The Armenians (ebenda, 2). Some results of relief work in Turkey (ebenda, 3). Dwight, Fourth annual convention of the Fuhkien societies of Christian Endeavour (ebenda). G. Graafland, Bericht nopens den voortgang der

Evangelisatie in de Minahassa over 1895 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 3 u. 4). Statistieke opgaven in de Minahassa over het jaar 1895 (ebenda). A. C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (ebenda). Ons Jubeljaar (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 97, 1). Sovoe (ebenda, 2). Môdjôwarnô (ebenda, 3). B. M. Alkema, Uit Bandoeng en Tjiandjoer (Org. d. Nederl. Zendelingsver. 97, 1). De inval der Roomschen (ebenda). L. Tiemersma, Eene Huwelijksvoltrekking en Doopscandidaten (ebenda, 2).

D. Südsee.

G. Kurze, Missionsrundschau über Australien und Ozeanien (A. M. Z. 97, 2 u. 3). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 2).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Über die Einweihung der neuen deutschen evangelischen Kirche in Tokyo schreibt Pf. Dr. Christlieb:

„Die Einweihung der neuen Kirche ist am 27. Januar, vormittags 10 Uhr, festlich begangen worden. Die Deutschen Tokyos hatten sich ohne Unterschied der Konfession fast vollzählig eingefunden; eingeladen und erschienen waren außer den Gesandten Österreich-Ungarns, der Niederlande, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, eine Anzahl Deutscher aus Yokohama, sowie englische, amerikanische und japanische Gäste. Aus Anlaß der japanischen Landestrauer mußte auf die bereits zugesagte Mitwirkung der kaiserlichen Kapelle verzichtet werden; dafür übernahm Herr Keil aus Yokohama den musikalischen Teil des Gottesdienstes auf unserem prächtigen neuen Harmonium. Missionar Pf. Schiller las die Eingangsliturgie, unser japanischer Gehilfe Pred. Minami verlas eine Adresse, in der der Freude der Japaner über die Vollendung des Gotteshauses Ausdruck gegeben war; die Festpredigt und das Weihegebet hielt Pf. Dr. Christlieb. Die Kirche selbst war festlich geschmückt mit Blumen und mit all den schönen Gaben, die uns von unseren deutschen Glaubensbrüdern in der Heimat geschenkt worden sind".

Aus China.

Nach Pfarrer Kranz' Bericht über das IV. Quartal 1896.

Unser Missionar Kranz ist im letzten Vierteljahr leider an einem leichten Anfall von Typhus krank gewesen, von dem er jedoch mit Gottes Hilfe wieder völlig hergestellt ist. Er konnte deshalb nur in geringem Umfange seine Studien und Arbeiten fortsetzen. Er schreibt: „Am 10. Dezember hatte die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge Jahresversammlung, und als deren Sekretär hatte ich Anfang Dezember mit den Vorbereitungen zu der Versammlung viel zu thun. Den Jahresbericht, welcher schon Ende November bei dem Executive Committee cirkulieren mußte, hat nach von mir gegebenen Grundgedanken Rev. Williams abgefaßt. Die Versammlung verlief recht günstig. Wir haben 600 Berichte gedruckt, von denen ich etwa 200 hier in China verteilt und 230 nach England an Rev. Richard und die Christian Literature Society for China gesandt habe. Anfang Dezember habe ich auch meinen Aufsatz „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus", welcher in Abschnitten in der Wan Kwoh Kung Pao erscheint, separat als Buch drucken lassen in 2000 Exemplaren und bereits 500 Exemplare davon verbreitet.

Der Grundgedanke des Schriftchens ist, daß das Christentum nicht auflösen, sondern erfüllen will; es will 1. das Gute am Konfuzianismus bewahren, 2. das Fehlerhafte verändern, 3. das Mangelnde ergänzen. Das Geld, welches ich vom Verein zur Verbreitung Faberscher Werke empfing (im Ganzen 189,54 M.), habe ich dazu benutzt, weitere Gesuche um Dr. Fabers Markuskommentar zu befriedigen; wir konnten dafür 210 Exemplare verbreiten. Von einem deutschen Missionar, der in Verbindung mit der China Inland Mission steht und auch 2 Exemplare bekommen hat, hörte ich kürzlich, daß das Werk in seiner Station einem heidnischen Gelehrten zum großen Segen gereicht und bei einem anderen heftige Zweifel an der kindlichen Pietät Jesu überwunden habe. Außerdem sind zahlreiche Anerkennungsschreiben von anderen Missionaren im Namen der eingeborenen Gehilfen eingetroffen. — Seit Mitte Dezember habe ich wieder einen chinesischen Lehrer, der in Shanghai geboren ist, also nicht Mandarin (Kuanhoa) versteht. Ich will von ihm den hiesigen Lokaldialekt, eine Art Plattchinesisch zu erlernen versuchen. Augenblicklich lese mit ihm eine Übersetzung von Bunyans Pilgerreise im Shanghai-Dialekt". Weiter schreibt Pf. Kranz, daß er jetzt beabsichtigt als Pendant zu seinem Katechismus: „Der heiligen Schrift wichtigste Lehren" eine gut illustrierte biblische Geschichte: „Der heiligen Schrift wichtigste Thatsachen" herauszugeben. Auch will er einzelne schöne große biblische Bilder, auf deren Rand er eine Erklärung dessen, was sie vorstellen, oder den biblischen Text der betreffenden Geschichte in Chinesisch drucken lassen will, verbreiten, da die Chinesen gern mit solchen Bildern die Wände ihrer Wohnungen schmücken. Endlich berichtet er: „Am 25. Oktober hatte ich noch krank im Bett die große Freude, meine Mutter wiederzusehen, die durch ihren Mut, beinahe 60 Jahre alt noch die weite Reise zu unternehmen, anderen jüngeren Leuten ein anspornendes Beispiel gegeben hat, daß sie sich nicht fürchten sollen, auch nach China herüberzukommen und an der Evangelisation dieses Millionenvolkes mitzuhelfen . . ."

„Über die allgemeine Lage in China läßt sich wenig Bestimmtes aussagen. Es scheint ja, als ob in den höheren Kreisen der Chinesen ein ernstliches Verlangen nach Reformen sich regte. In den Tageszeitungen wird viel von Einführung der Eisenbahnen geredet. Wenn nur nicht eine große, alles ins Chaos auflösende Revolution einen Strich durch die Rechnung macht. Ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß eine solche Revolution bevorsteht. Gewiß würde es dabei nicht ohne viel Blutvergießen abgehen. Besser wäre es, wenn sich die Reformen auf friedlichem Wege stiller, ernster Arbeit einführen ließen, doch wer weiß, was Gott der Herr für dieses große Volk beschlossen hat?"

Aus den Zweigvereinen.

Der Berliner Hauptverein

feierte am Sonntag, den 21. Februar, abends 6 Uhr in der Lutherkirche sein Jahresfest. Der große Raum der herrlichen und im Glanze der vielen Lichter doppelt schönen Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt; weit über 2000 Personen waren erschienen, um der Feier beizuwohnen. Die Festpredigt hatte Prof. D. Harnack übernommen. Unser berühmter Kirchenhistoriker sprach nicht nur wie stets lebendig, packend, geistreich und mit persönlicher Wärme, — es waren auch missionstheoretisch hochbedeutsame Gedanken, die er unter Anknüpfung an Matth. 5, 2—10 über den rechten Inhalt der Predigt unter den Heidenvölkern vor seinen Hörern entwickelte: Die rechte Missionspredigt hat Jesus Christus selbst in den Seligpreisungen gehalten, die nicht bloß zufällig vom Evangelisten an den Anfang seiner Wirksamkeit gerückt sind. Matthäus wollte gleich an den Anfang die ganze Herrlichkeit des Evangeliums stellen. Aber was hat uns nun das Evangelium gebracht, und was sollen wir den fernen Völkern bringen? Was ist die rechte Seligkeit, und wem wird sie zu teil? Alle Religionen verheißen sie zu geben; aber sehr verschieden ist die Seligkeit, die die verschiedenen Religionen verheißen. Ganz abgesehen von jenen, die sie in irgend

welchen unsittlichen Befriedigungen der Genußsucht zu finden wähnen, — welche Verschiedenheiten giebt es auch unter den ernsten Religionen! Die griechische glaubte durch Kunst und Wissenschaft die Dissonanzen des Lebens wegthun zu können. In der Empfindung für das Schöne sollte das Herz Seligkeit haben; aber das hat sich als ein falscher Wahn überall da herausgestellt, wo dem Herzen der Begriff des Heiligen, wo ihm ethische Güter zum Bewußtsein kamen. — Die römische Religion sagte: Wenn du für das große Ganze lebst, wenn du dich ganz in den Dienst der Menschheit stellst und selbst verschwindest, dann hast du Seligkeit. Aber auch diese Seligkeit zerrinnt, wo dem Herzen ein Strahl des Heiligen aufgeht. — In Japan und China hat man aber einen noch tieferen Begriff der Seligkeit. Da lehrt man, Schmerz und das, was uns das Leben so schwer macht und uns keine Ruhe finden läßt, Krankheit und Tod sind unüberwindlich. Ihnen gegenüber gebührt dem Menschen nur Schweigen und Verzicht. Wenn er selbst nichts mehr sein will, dann wird über ihn eine stille Ruhe kommen, dann wird er Seligkeit haben. Welche Lähmung und welche Täuschung! Denn welche Handlung ist noch da möglich, wo als das selige Ende der Tod umfaßt werden soll! Das ist eine tiefe Religion, aber eine Religion der Verzweiflung! So lange das Menschenherz schlägt, wird es wollen! — Da kommt nun Jesus und sagt: Selig seid ihr; denn ihr sollt getröstet werden. Er nennt Krankheit Krankheit und Tod Tod, aber er verheißt eine Kraft, die imstande ist, diesen Tod zu überwinden. Er bindet den Missionaren aufs Herz: Tröstet, tröstet mein Volk. Das Evangelium die Botschaft des Trostes. So soll es verkündigt werden in China, wo man keine Barmherzigkeit kennt, wo Tausende jährlich Hungers sterben, ohne daß sich jemand um sie kümmert, wo viele Hunderte Mädchen jährlich erbarmungslos ausgesetzt werden. Trost, Barmherzigkeit! Worte, sagt man, nichts als Worte! Entweder der Schmerz heilt selber, dann ist er nicht groß, oder er ist groß, dann giebt es keinen Trost für ihn. Und doch giebt es einen Trost! Selig seid ihr; denn das Himmelreich ist euer, denn ihr werdet Gottes Kinder heißen, denn ihr werdet Gott schauen! So sollen auch die Missionare zu den Heiden sprechen: Wer da weiß, daß er ein Bürger einer besseren Welt ist, der steht auf einem festen Grund, dem Grund, auf dem aller Heroismus erwächst. Aber nicht nur von einer ewigen Welt spricht der Herr, er sagt auch: Ihr sollt Gottes Kinder sein. Das ist eure Seligkeit. In dieser kalten Welt, da schlägt ein Vaterherz für euch. Und noch weiter geht Jesus, wenn er sagt: Ihr werdet Gott schauen! Zwar nicht mit Augen, aber so, daß er die sicherste Wirklichkeit euch im Leben wird. Und endlich verheißt er: Ihr werdet das Erdreich besitzen, und meint damit, daß dem, der fest gefügt ist im Bunde mit Gott, auch die großen Güter des Lebens zu teil werden. So ist die christliche Seligkeit Trost und Gotteskindschaft und fröhlicher Besitz aller der Güter, die zu besitzen das Leben wertvoll macht — und das muß der Inhalt jeder Missionspredigt sein. Aber am tiefsten erkennen wir erst die christliche Seligkeit, wenn wir beachten, wem sie verheißen ist. Viele Religionen wollen sie durch irgend welche zauberischen Veranstaltungen erlangen; das Evangelium weist aber einen anderen Weg, es stellt zur Gabe uns eine Aufgabe. Jesus sagt: Selig sind die Barmherzigen, die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die reines Herzens sind, die geistlich arm sind, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Etwas Neues ist damit nicht gesagt, aber die Einfalt und der Ernst dieser Worte treffen uns tief! Gott giebt uns, was wir üben, das ist sein Gericht und seine Gnade. Wer Barmherzigkeit übt, soll sie erlangen, und wer reines Herzens ist, soll Gott schauen, weil er es zukehrt der Sonne der Gnade. Es gilt der Satz: Dir geschieht, wie du willst. Aber am tiefsten weisen uns den Weg der Seligkeit die Worte: Selig sind, die da geistlich arm sind und die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit d. h., die nach Erlösung ausschauen. An einem zweifeln die Menschen nicht, daß, wenn ihnen bestimmte Lasten abgerückt werden, sie selig werden. Doch wie viele falsche Erlöser giebt es! Nur Christus kennt ein Mittel, das hilft: Wo eine Seele Sehnsucht nach einem höheren Leben hat, da will dies der Herr für voll annehmen

und ein solches Herz nicht ungestillt lassen. — Das ist die Predigt von der christlichen Seligkeit. Selige Kinder mit reinen Herzen im Hause ihres himmlischen Vaters. Das sollen wir werden, das sollen unsere Missionare verkündigen. Möchte aus der Missionspredigt abfallen, was nicht aus diesem Wort Jesu geboren ist! — Den Bericht über die Arbeiten des Vereins im verflossenen Jahr erstattete unser neuer Missionar Pred. Wendt. — Die am Schluß des Gottesdienstes gesammelte Kollekte gab den reichen Ertrag von 144 Mark.

An den Festgottesdienst schloß sich eine Nachversammlung, die durch einige musikalische Vorträge eingeleitet wurde. Die Reihe der Ansprachen eröffnete Prof. Dr. Pfleiderer, der in seiner Rede davon ausging, daß die Schwierigkeiten, mit denen die Mission zu kämpfen habe, nicht im Missionsbetrieb unseres Vereins lägen, wie man sehr oft hört, sondern in den Verhältnissen Japans, wie sie durch den letzten Krieg geschaffen worden seien, und dann auf alle die bedenklichen Zeichen hinwies, wie den Zusammenbruch der berühmten Doshisha, der christlichen Hochschule, die darthun, bis zu welchem Grade das Nationalgefühl der Japaner gesteigert worden ist. Aber Christentum und Nationalität schließen einander nicht aus. Das beweist auch unser Volk; denn die Germanen haben das Christentum germanisiert. Und darum können wir den Japanern gegenübertreten mit der Gewißheit, daß sie das Christentum nicht entbehren können weder als Menschen noch als Nation. Es bahnt sich dort ein Neues an, Japan befindet sich in einer Gährung, ähnlich der der Völker in den ersten Jahrhunderten des Christentums. Die japanischen Volksreligionen haben sich ausgelebt, alles, was sie Hohes und Schönes hervorgebracht, ist im Schwinden begriffen, die älteren Japaner klagen über den Mangel an Pietätsgefühl bei der Jugend, und zu alledem kommen die Versuche, die alten Religionen durch Aufnahme christlicher Elemente wieder lebensfähig zu machen. Woher soll man da das Heilmittel nehmen. Die Wissenschaft giebt es uns nicht, wie viele moderne Japaner glauben; das innerlich den Menschen Bindende liegt im Gewissen, nicht im Wissen. Nur in der Gebundenheit an einen höheren Willen ruhen die starken Wurzeln unserer sittlichen Kraft. Das müssen wir den Japanern vorhalten. Sie geben ihre eigene Zukunft preis, wenn sie sich von Gott losreißen. Zurück kann Japan nicht mehr zu seinem alten Götterglauben; es kann nur vorwärts und aufwärts zu einem höheren und besseren, dem christlichen Glauben. Wir stehen zwischen zwei Festen, von denen das eine uns erinnert, was uns das Christentum bietet, das andere, was wir als Deutsche unserem Vaterlande zu verdanken haben. Beides, die Reformation und die Aufrichtung des deutschen Reichs, steht mit einander im Zusammenhang. Melanchthon hat aber unter den Reformatoren das besondere Verdienst, daß er gezeigt hat, wie die Reformation ins Volk eingeführt werden soll. Er hat uns die große Wahrheit nahe gebracht, daß die göttliche Gnade eine erziehende Macht ist. Darum nennen wir ihn mit Recht den Praeceptor Germaniae. Wir haben die Probe gemacht, daß das Christentum zur Nationalität stimmt, und darum sind wir Deutsche in erster Linie berufen, auch bei den Japanern das Evangelium zur erziehenden Macht zu machen, und haben deshalb auch die heilige Pflicht, es zu thun. — Nachdem noch Pred. Riemann in warmen Worten ausgeführt hatte, welchen Segen die Mission auch für die hat, die sie in der Heimat betreiben, sprach Pred. Dr. Arndt das Schlußwort, indem er für die große Teilnahme, die der Verein in der Luthergemeinde gefunden, in warmen Worten dankte und dem Missionsehepaar Wendt die herzlichsten Segenswünsche des Berliner Hauptvereins mit auf die Reise nach Japan gab.

Der Berliner Missions-Frauen-Verein

veranstaltete am 3. März seinen diesjährigen Familienabend, der einen höchst erfreulichen Verlauf genommen hat. In den mit größter Freundlichkeit dem Verein für seine Zwecke zur Verfügung gestellten prächtigen Räumen der Ravenéschen Gemäldegallerie hatten sich an jenem Abend weit über 700 Personen eingefunden — wohl die größte Zahl von Gästen, die unser Frauen-Verein in Berlin je bewirtet hat.

Den Bericht erstattete Prediger Dr. Arndt. Dann folgten einige Sologesänge des Herrn Dr. O. Schneider und mehrere Klaviervorträge der Kammervirtuosin und Hofpianistin Fräulein Martha Remmert, die wohlverdienten Beifall fanden. Den Schluß des ersten Teils machte eine Ansprache des neuen Missionars Pred. Wendt, der dafür das Jesaiawort: „Ich will euch trösten, wie einen eine Mutter tröstet" als Grundlage gewählt hatte und davon ausging, daß Jesaia hier die Liebe Gottes zu uns mit der einer Mutter, während Jesus sie mit der des Vaters vergleicht. Aber beides finden wir in der Liebe Gottes zu uns vereinigt: Sie ist frei von jeder Härte, aber doch eine ernst erziehende, sie ist keine verzärtelnde, aber doch eine tröstende und erbarmende. Diese Liebe, die von oben stammt, dringet uns, auch die zu trösten, die keinen Trost haben, sie dringet uns, den Heiden das Evangelium zu bringen ausharrend treu bis in den Tod. Diese Liebe in seinem Hause zu pflegen, in seinem Wirken zu bethätigen und den Japanern zu bringen, — das werde seine Aufgabe als Missionar sein.

In der Pause, die nunmehr eintrat, entwickelte sich ein reges Treiben. Die Vorstandsdamen hatten wie im Vorjahr Speisen und Getränke selbst geliefert, die teils am Buffet zu haben waren, teils von jungen Damen in japanischen Kostümen im Saale angeboten wurden. In einem besonderen Raume wurde endlich auch die Laterna magica vorgeführt, die der Frauen-Verein Prediger Wendt an jenem Abend als Geschenk für unsere Missionszwecke in Japan überreicht hatte. Die vielen Bemühungen der Damen fanden reiche Anerkennung und wurden reich gelohnt; in kurzer Zeit waren, eine Tellersammlung eingerechnet, über 850 M. vereinnahmt.

Den Schlußteil des Abends leitete eine Ansprache des Japaners Munio Kubo ein, der etwa folgendes ausführte: Unser heutiges Fest weist uns auf die Aufgabe, die uns für die japanische Frauenwelt gestellt ist. Zwar hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten die geistige Bildung der japanischen Frauen gehoben, aber in ihrer Gemüts- und Charakterbildung ist noch kein Fortschritt geschehen; namentlich ist die zersetzende Wirkung des modernen Lebens, das die alten Sitten und Gewohnheiten zerstört, für das japanische Frauenleben von großer Gefahr; der erziehenden Macht der letzteren beraubt, steht es auf einem sittlich unsicheren Boden, da noch keine geistige, versittlichende Kraft an ihre Stelle getreten ist. Die Bestrebungen der Japaner durch Reformierung des Shintoismus und Buddhismus oder sonstige Heilmittel diesem Mangel abzuhelfen, werden aber zu keinem Erfolge führen. Hierzu ist einzig und allein die christliche Heilskraft fähig, die dem Menschen in dem Geist der geschichtlichen Lebens- und Wahrheitsrealität Jesu von Nazareth offenbart ist. Die christliche Mission hat dieses Heilmittel in der sittlichen Not, die in Japan trotz aller Fortschritte für das Innenleben zu entstehen droht, auszuteilen. Jene Bestrebungen, welche neuerdings mit Eifer auftreten und das sittliche Leben des Volkes zu heben und befestigen suchen, sind trotz ihrer Aussichtslosigkeit in gewissem Sinne als Bekenntnisse einer bedrängten Volksseele anzusehen, sie sind Zeichen des Suchens und Verlangens nach einem innern Heile und Trost, welches dort erwacht ist. Die Zeit liegt vielleicht nicht mehr allzu fern, wo der Boden, den wir zu bebauen begonnen haben, für unsere Säemannsarbeit noch geeigneter wird. Darum dürfen wir unsere Geduld nicht verlieren, sondern wir müssen unverzagt an unserem heiligen Werk festhalten. Möchten sich insbesondere die Missionsfreundinnen ihrer Mitschwestern im fernen Osten annehmen und sie des christlichen Glaubens teilhaftig zu machen helfen! — Da unser Freund bald in seine Heimat zurückkehren wird, so dürften es die letzte Worte gewesen sein, die er an unsere Missionsgemeinde gerichtet hat. Möchten sie in den Herzen unserer Frauenwelt einen ebenso lebhaften Widerhall finden, als ihnen Beifall gespendet wurde! Zum Schluß ergriff Pred. Lic. Dr. Kirmß das Wort, um allen denen, die dazu beigetragen hatten, das Fest so schön und würdig zu gestalten, den aufrichtigsten Dank des Vereins auch öffentlich abzustatten und dem Missionsehepaar Wendt noch ein herzliches, gläubiges Glück auf! zur Reise nach Japan zuzurufen.

Der Wiesbadener Zweigverein und Frauenverein

feierten am 7. März ihr Jahresfest, das einen allgemein befriedigenden Verlauf nahm und zeigte, daß die Bestrebungen des Vereins auch in Wiesbaden immer mehr Anklang und Unterstützung finden. Für den Festgottesdienst, der des Vormittags in der Bergkirche unter Mitwirkung des Kirchengesangvereins stattfand, hatte Pfr. Veesenmeyer an Stelle des durch Krankheit verhinderten Oberkirchenrats Oehler aus Karlsruhe freundlichst die Predigt übernommen und sprach auf Grund von Phil. 2, 5—11 in eindringlicher Weise über unsere Hoffnung auf den Sieg des Kreuzes. Die für den Bau einer deutsch-evangelischen Kirche in Shanghai bestimmte Festkollekte ergab 93,71 Mk. Der „Familienabend" in der Turnhalle hatte sich einer ungewöhnlich starken Beteiligung aus den verschiedensten Kreisen zu erfreuen. Nach dem stimmungsvollen altniederländischen „Gebet", das der Kirchenchor vortrug, begrüßte der Vorsitzende, Pfr. Bickel die Versammlung und wies darauf hin, daß unser Missionsverein die Aufgabe der Mission in evangelisch weitherzigem Geiste auffasse und es daher auch den freier Gerichteten in der protestantischen Kirche ermögliche, sich mit voller Freudigkeit an der Mission als einer allgemeinen Christenpflicht zu beteiligen, da das Christentum, das von Anfang an die Verheißung und Bestimmung zur Weltreligion in sich getragen, sich selber das Todesurteil sprechen würde, wenn es zu missionieren aufhören wollte. Sodann gab der Vorsitzende einen kurzen Bericht über die Vereinsthätigkeit im letzten Jahre, forderte zum Beitritt auf und lud die Frauen und Jungfrauen zu den alle 14 Tage im Pfarrhause stattfindenden Versammlungen ein, in denen Handarbeiten für einen Bazar in Tokyo angefertigt werden sollen. Pfr. Munzinger sprach in einstündigem höchst interessanten Vortrag über „das japanische Geistesleben und die christliche Mission" und wußte sein Thema in so anschaulicher Weise zu behandeln, daß man einen klaren Einblick in den eigentümlichen Charakter des japanischen Volkes, aber auch in die großen, daraus sich ergebenden Schwierigkeiten der Missionierung desselben gewinnen konnte. Die Japaner, so führte der Redner aus, sind ein ungemein intelligentes, vorwärts strebendes, in Bezug auf rasche Auffassung und mechanisches Gedächtnis uns überlegenes Volk, das sich mit seiner staatlichen Organisation, Industrie und Technik ꝛc. ganz auf europäische Grundlage stellen will. Der Japaner ist durchaus Sanguiniker mit allen Vorzügen und Fehlern desselben, gleich dem Meere mit seiner Flut und Ebbe auf- und niederwogend, sich rasch begeisternd, aber auch rasch wieder ermattend, von entschieden organisatorischem Talent, aber philosophisch und religiös nicht sehr tief beanlagt, hervorragend national, daher die Notwendigkeit für die Mission, japanische Prediger heranzubilden. Dieser Eigenart des japanischen Volkscharakters entsprechend, ist bei der Mission mehr das praktische, sittliche Element des Christentums zu betonen als das mystische und dogmatische. Pfr. Lieber dankte zum Schlusse allen, die zum Gelingen des schönen Festes beigetragen.

Der Züricher Frauen-Verein,

der im Sommer des vergangenen Jahres nach dem Muster der in Deutschland bestehenden Zweigvereine gegründet wurde, veranstaltete seine erste öffentliche Versammlung am Sonntag, den 21. Februar 1897 bei großer Beteiligung auch der Männerwelt. Nach einem Begrüßungsworte des Pfr. Schönholzer erhob sich Frau Pfarrer Bickel aus Wiesbaden, die in freundlicher Weise den Hauptvortrag übernommen hatte, und sprach in freier Rede über ihre Erfahrungen als Missionarin in Japan. Ein Gang durch die Arbeit während einer Woche belehrte über die mannigfachen Anforderungen, denen nachgekommen werden muß, über das strenge Tagewerk von Morgens bis Abends, über die vielfach trüben, aber viel häufiger guten und erfreulichen Erfahrungen, die man in solcher Stellung macht. In sehr geschickter Weise fügte die Vortragende an passendem Orte Angaben ein über die Schwierigkeit der Erlernung des Japanischen, über das Ceremoniell bei Besuchen, über die Geschicklichkeit der Japanerinnen für Handarbeiten, über ihren Charakter und ihre Familienverhältnisse und über die

Empfänglichkeit für das Evangelium. Sie erwähnte auch, daß sie in Fräulein Inasawa, die unsern Lesern bekannt sein wird, eine treue Freundin und Hilfe gefunden habe, die nun zusammen mit Frau Pfr. Dr. Christlieb im Dienste der Mission weiter wirke. Die anschaulichen und von herzlichem Eifer und großer Treue für die Sache zeugenden Schilderungen verfehlten nicht, bei den Zuhörern lebhaftes Interesse zu erwecken. Gewiß war es allen aus dem Herzen gesprochen, wenn darauf Pfr. Dr. Buß aus Glarus dem werten Gaste seinen warmen Dank aussprach. Er knüpfte an das Wort an: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über", und sprach die Hoffnung aus, er möchte heute der Mission neue Freunde und Freundinnen gewinnen. Im weitern Verlauf seiner Rede gab er Aufschlüsse über Gründung, Zuwachs, Mitgliederzahl und Leistungen unseres Vereins. Endlich richtete Pfr. Dr. Furrer einige Worte speziell an die Frauen und wies darauf hin, daß, wie den Frauen überhaupt bei der Pflege des religiösen Lebens eine wichtige Aufgabe zukomme, sie insbesondere bei der Mission an vielen Orten und in vielen Herzen Zugang finden, wo es den Missionaren unmöglich sei. Schlußwort und Gebet des Vorsitzenden beendigten die Feier, die durch Vorträge eines städtischen Kirchengesangvereins aufs Schönste eingerahmt wurde. Der Ertrag der Kollekte zur Bestreitung der Ausgaben belief sich auf 126 Frc. 50 Ct., zudem traten viele neue Mitglieder ein.

Aus dem Centralvorstande.

Großherzogin Sophie von Sachsen †.

Aus Anlaß des am 23. März d. J. erfolgten Ablebens Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen hat der Centralvorstand folgendes Beileidschreiben an den Protektor unseres Missionsvereins, Seine Königliche Hoheit Großherzog Karl Alexander von Sachsen gerichtet:

„Durchlauchtigster Großherzog! Gnädigster Fürst und Herr! Die Trauerkunde von dem unerwarteten Hinscheiden Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin hat uns alle mit tiefem Schmerz erfüllt. Wir bitten Ew. Königliche Hoheit unterthänigst, den aufrichtigsten Ausdruck unserer herzlichsten und innigsten Teilnahme bei diesem so großen und schweren Verluste gnädigst entgegennehmen zu wollen.

Nachdem Ew. Königliche Hoheit 55 Jahre lang mit der treuen Lebensgefährtin in Freud und Leid verbunden gewesen sind, wird die Lücke, die durch den Heimgang Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin gerissen worden ist, um so schmerzlicher sein, als gleiche Aufgaben und gleiche geistige Interessen es waren, denen auch die hochsinnige verklärte Fürstin alle Ihre Kräfte widmete.

Auch unser Missionsverein hat viele Beweise huldvoller Teilnahme der von uns so hoch verehrten Heimgegangenen erfahren. Erst vor wenigen Monaten wurde uns noch auf Befehl Ihrer Königlichen Hoheit höchstderen Anteil an unseren Bestrebungen zur Ausbreitung christlichen Glaubens und Lebens in der japanischen Frauenwelt versichert. Unser heißer, inniger Dank folgt der verklärten Fürstin in die Ewigkeit nach.

Wir bitten den gnädigen und barmherzigen Gott, daß er Ew. Königlichen Hoheit in diesen Tagen bitteren Leides mit seinem reichsten Troste nahe sein und die Kraft des Glaubens, der auch den Tod überwindet, schenken wolle.

In unwandelbarer Treue und tiefster Ehrfurcht verharret Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster Centralvorstand des Allgemeinen evang.-prot. Missionsvereins".

Die Abordnung unseres Missionars Predigers Adolf Wendt

und seiner Gattin fand am 28. Februar, abends 6 Uhr, in der Heiligen-Geist-Kirche zu Potsdam statt. Das geräumige Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt; sind doch sowohl Pred. Wendt wie seine Gattin in Potsdam auf-

gewachsen, und so wollte es sich die Gemeinde nicht nehmen lassen, beiden ihre ganz besondere Teilnahme zu zeigen. Nach dem Gesang des Missionsliedes: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen!" bestieg Pred. Wendt die Kanzel, um ein Wort des Abschieds an die Gemeinde zu richten. Er hatte sich 2. Kor. 6, 1—12 als Text gewählt. Mit einer Bitte hebt der Apostel in diesem gewaltigen Kapitel an, und diese Bitte gilt zuerst der in der Heimat zurückbleibenden Gemeinde. Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Es ist Gnade und Ehre für den Missionsverein wie auch für den Missionar, der hier ausgeht, etwas thun zu dürfen für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Die Heiden wissen, daß eine große Missionsgemeinde ihn hinaussendet, sie bilden sich aber ein Urteil über das Christentum nach dem Wandel seiner Glieder in der Heimat. Darum ist es für den Missionar so wichtig zu wissen, daß eine lebendige Christengemeinde hinter ihm steht. Nicht materielle Hilfen aus der Heimat allein thun es, sondern vor allem auch der Rückhalt einer Missionsgemeinde, die ihr Werk auf betendem Herzen trägt. Und schauen wir nun auf V. 3—12 unseres Textes, wie gewaltig packt uns da der Apostel! „Niemand, der ein Herz in der Brust hat, kann diese wunderbaren Worte lesen oder hören ohne tiefste Bewegung, ohne emporgehoben zu werden über die Stimmung des alltäglichen Lebens, ohne mitzufühlen die Freuden und Leiden des größesten aller Apostel, ohne zu erkennen, daß eine Kraft Gottes in ihm war, in ihm, der einen so schwachen Körper besaß, wie er selbst uns im 12. Kap. dieses 2. Kor.-Briefes beschreibt. Wir fühlen es unmittelbar, daß die Worte, die Paulus vom Herrn empfing, Wahrheit sind, die Worte: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig", und daß Wahrheit sind des Apostels Worte: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark". Und wir fühlen es als eine unentrinnbare religiöse Pflicht und Notwendigkeit, denselben Geist der Kraft und Geduld und Ausdauer und Freudigkeit, denselben Glauben, dasselbe Vertrauen, das uns hier entgegentritt, auch uns anzueignen, wenn wir wert sein wollen der göttlichen Gnade, wert, Glieder der christlichen Kirche, Kinder des ewigen Gottes genannt zu werden.

Was meinen diese herrlichen Worte in Bezug auf diesen besonderen Tag, auf das besondere Werk, das euch und uns vereint?

Die Zeit, in welcher der große Apostel seine heilige Aufgabe erfüllte, ist von unserer Zeit sehr verschieden, soweit äußere Dinge in Betracht kommen, aber ganz und gar nicht verschieden von unserer Zeit, soweit es sich handelt um all die wesentlichen Kernfragen, von denen die Menschenseelen bewegt und ergriffen werden. Als Paulus das Evangelium in Kleinasien und Europa predigte, hatte er Trübsale, Nöte und Ängste zu erdulden, die anders aussahen, als die, welche Christen in unserem Vaterlande und in Japan heutzutage tragen müssen. Selbst in Japan ist ja die Zeit vorüber, in der die Botschafter des Evangeliums Schläge, Gefängnis und Aufruhr befürchten mußten, und demzufolge ein vorzeitiges Lebensende. Da ist wenig Gefahr für Gesundheit und Leben heutzutage im japanischen Lande. Aber dennoch nehme ich diese Worte Pauli in dieser Stunde für uns in Anspruch, als ganz vortrefflich geeignet, um mit ihnen in mein neues Amt einzutreten.

Giebt es nicht überall in der Welt Schläge, die schmerzlicher, unerträglicher sind als wirkliche Schläge, die ausgeteilt werden mit einer Rute von unwissenden Menschen? Enttäuschungen aller Art können und werden sich ereignen im Leben eines Missionars in Japan, und wie groß auch immer die äußeren Schwierigkeiten der Mission in anderen Ländern sein mögen — wir haben dafür — so hörte und las ich allerwärts — um so größere innere Schwierigkeiten in Japan, wegen des eigenartigen Charakters des japanischen Volkes, wegen des übergroßen Mißtrauens, das Japaner gegen uns Europäer hegen, ungeachtet ihres erstaunlichen Eifers, mit dem sie seit etwa 25 Jahren die Kultur des Westens sich anzueignen suchen, und nicht zum wenigsten wegen ihres Strebens, so früh als möglich

unabhängig zu werden von ihrem europäischen oder amerikanischen Lehrer, sodaß diese alle Mühe haben, eine verfrühte Unabhängigkeit in religiösen Fragen zu verhüten.

Aus allen diesen und anderen Japans Volke eigentümlichen Eigenschaften erwachsen Schwierigkeiten, und eine Enttäuschung folgt der anderen, und gar zu oft findet man keine sichtbare Frucht von all der aufgewandten Mühe und Arbeit. Und Entmutigung droht zu fallen auf das Gemüt der Arbeiter, wenn die Zukunft ganz in dunkle Wolken gehüllt zu sein scheint, Entmutigung, die vielleicht länger anhält, als wenn sie durch wirkliche Rutenstreiche verursacht worden wäre. Paulus hatte in seiner Zeit beides zu ertragen, körperliche und geistige Schläge, diese verursacht durch den streitsüchtigen, parteiischen, unreinen Sinn von ihm selbst gegründeter Gemeinden, jene veranlaßt von seinen jüdischen Feinden, aber es kann kein Zweifel obwalten, daß er die geistigen Schläge viel schmerzlicher und tiefer empfand, als die leiblichen, seine Briefe bezeugen uns das klar genug. Und weiter! Finden sich nicht überall in der Welt Gefängnisse, die des Arbeiters Hände mehr hindern und fesseln können, als ein wirkliches Gefängnis mit Steinwänden und Eisenthüren? Kann nicht der gesundeste Mann im gesundesten Klima von Krankheit befallen und am Werke behindert werden für eine lange Zeit? Für eine längere Zeit als Paulus im Kerker zu Philippi zuzubringen hatte? und das vielleicht ohne die tröstliche Gesellschaft eines Silas!

O wie sehr, wie sehr bedürfen wir doch alle der göttlichen Geduld und Ausdauer Jesu und seines größten Apostels, wir draußen und ihr daheim, es müßte denn sein, daß uns nichts daran liegt, das herrliche Ideal christlichen Lebens in Thaten umzusetzen, es müßte denn sein, daß es uns gleichgültig ist, ob der sittlich-religiöse Zustand unserer Mitmenschen sich bessert oder verschlechtert, es müßte denn sein, daß wir herzlos genug sind, zu denken oder zu sprechen, wie Kain, der Brudermörder: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Aber wenn wir wirklich, wie jeder aufrichtige Christ soll, teilnehmen an der Vertiefung des christlichen Lebens in uns selbst und in anderen, dann können wir schwerlich geistigen Schlägen, entmutigenden Enttäuschungen entgehen, auch nicht in unserem christianisierten Vaterlande. Geduld und Ausdauer bedürft ihr ebenso gut daheim, wie wir da draußen, wenn wir geistig und materiell uns gegenseitig helfen wollen in dem Hauptwerk unseres Lebens, in dem Aufbau des Reiches Gottes in jedem einzelnen Menschenherzen und in der Verwirklichung des christlichen Lebensideals in den verschiedenen Ländern und Völkern der Erde. Und wie das geschieht, zeigt uns der Apostel ausführlich. Geduld und Ausdauer ist nötig in Arbeit — wir sollen sie haben, wenn wir stets uns erinnern, daß, „wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen" — Geduld und Ausdauer ist nötig in Wachen — wir sollen sie haben, wenn wir nie vergessen, daß „der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht" — Geduld und Ausdauer in Fasten, d. h. in Einfachheit und Mäßigkeit des Lebens — wir sollen sie haben, wenn wir stets gedenken des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, der den Menschen „giebt ihre Speise zu seiner Zeit" — Geduld und Ausdauer in Keuschheit — lasset uns nie vergessen, daß nur die, welche reines Herzens sind, Gott schauen werden. Geduld und Ausdauer in Erkenntnis — lasset uns immer gedenken, daß, obgleich all unser Wissen nur Stückwerk ist, wir dennoch forschen müssen nach den mannigfachen Spuren der Weisheit und Erkenntnis und Liebe Gottes, sowohl in den geschriebenen wie in den ungeschriebenen Offenbarungsurkunden, in der Schrift und in der Natur, in Theologie und Naturwissenschaft — dann werden wir nicht bloß nachbeten, sondern selbst mit überströmendem Herzen erfahren des Psalmisten Worte: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter" und die Worte dessen, der den Brief an die Römer schrieb: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!" Geduld und Ausdauer brauchen wir in Langmut und in Freundlichkeit — wir sollen sie haben, wenn wir täglich uns demütigen vor dem, der durch den

Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmut uns zur Buße leitet, und wenn wir stündlich im Sinne tragen das heilige Vorbild des Gekreuzigten, welcher am Holze hängend seinen Mördern vergab. Geduld und Ausdauer in heiligem Geist — lasset uns stets im Gedächtnis behalten, daß nur die, welche der Geist Gottes treibt, Gottes Kinder sind. Geduld und Ausdauer in ungefärbter, ungeheuchelter Liebe — lasset uns mit Schauder Tag für Tag gedenken des unglückseligen Mannes, der das heilige Zeichen der Liebe im Garten von Gethsemane mißbrauchte und des Menschen Sohn durch einen Kuß verriet, und lasset uns mit Freudigkeit Tag für Tag dessen gedenken, der wie er hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so sie liebte bis ans Ende. Geduld und Ausdauer in dem Wort der Wahrheit, d. h. im Äußern dessen, was uns als die Wahrheit offenbar geworden — wir wollen uns täglich erinnern der Tage der Apostel, die kühnlich ihren Feinden sagten: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten was wir gesehen und gehört haben", denn „man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen". Geduld und Ausdauer in der Kraft Gottes — lassen wir täglich an unser Ohr und in unser Herz klingen des Apostels Wort: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft", weil das Evangelium Christi die „Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben".

Nennen wir Geduld und Ausdauer in allen diesen göttlichen Dingen unser eigen, dann haben wir nichts zu befürchten; denn wir sind geschützt „durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und Linken". Wir werden dann treue Kinder Gottes sein in allen Lagen des Lebens, wir werden imstande sein, das zu beweisen hindurch durch Ehre, die wir möglicherweise erlangen, wie durch Schande, die vielleicht uns treffen mag, hindurch durch gute Gerüchte über unser Werk, wie durch böse Gerüchte — wenn wir nur Gott lieben, so müssen uns ja alle Dinge, angenehme und unangenehme, zum besten dienen, zum Heile mitwirken. Dann mögen sie kommen, die da behaupten, daß wir ein falsches Evangelium verkünden, mögen sie überall ihr oberflächliches, einseitiges und parteiisches Urteil über unser Werk verbreiten, mögen sie überall alle verkünden, daß wir die, welche unsere Predigt hören, betrügen und verführen — wir werden stehen auf einem Felsen „als die Verführer und doch wahrhaftig" — würden wir nicht Betrüger, Verführer sein, wenn wir ein einziges Wort äußern wollten, das unserer Überzeugung widerspricht? Wir sind nicht unfehlbar, kein Mensch ist es, aber wir können wahr, wahrhaftig sein, wenn wir uns vielleicht auch irren. Mögen dann andere kommen und verächtlich uns und unser Werk behandeln, als wenn wir nicht vorhanden wären — wir jagen nicht nach Beifall und Ruhm von seiten der Menschen; als die Unbekannten sind wir doch wohl bekannt dem, der die Herzen und Nieren prüft, der nicht urteilt nach dem, was vor Augen ist. Lasset dann selbst die erklärten Feinde Christi frohlocken, wenn unser Werk fruchtlos zu sein scheint, laßt sie lachend prophezeien: „Sie sind im Aussterben begriffen und bald wird keiner mehr auf Erden sein, der das Märchen von einem Schöpfer und einem Heiland glaubt". Nun, wir sind vielleicht „als die Sterbenden, aber siehe, wir leben"; denn wir sind nur „gezüchtigt, aber nicht ertötet". Und so kommt es, daß im Grunde wir es sind, die frohlocken, trotz unserer Trauer, denn unerschütterlich wird sein unser Glaube an den, der versprochen hat, uns zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet — „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich". Laßt sie dann kommen, die Spötter, die über uns ihre Stimme erheben: „Wo ist ihr Gott? Wir können nicht sehen, daß er sie gesegnet, sie haben nicht kostbare Kleider, sie haben nicht volle Geldschränke, sie haben nicht großen Grundbesitz, noch stattliche, prunkende Häuser, sie haben nicht hohe, einflußreiche Stellungen, sie sind arm in jeder Hinsicht" — allerdings wir sind arm an den Gütern dieser Welt, aber reich in Gott! Wir haben einen Schatz gesammelt im Himmel, und je mehr wir anderen von diesem Schatze mitteilen, um so mehr nimmt unser Schatz zu, gerade das Gegenteil von dem, was mit irdischen Schätzen geschieht. wir stehen da als die Armen, aber die doch viele reich machen. Und wenn selbst unsere Armut an irdischem Gut die denkbar tiefste Stufe erreichen

sollte, sodaß wir dastehen, „als die nichts inne haben", selbst dann können wir doch alles haben, gemäß den Worten des 73. Psalms: „Wenn ich, Gott, nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil".

„O ihr Korinther! unser Mund hat sich zu euch aufgethan, unser Herz ist weitgeworden" schreibt der Apostel nach der begeisterten Schilderung der Geduld und Ausdauer, Freude und Kraft der Diener Gottes, der Botschafter Christi. Dasselbe sage ich zu euch, meine Lieben in dieser Weihestunde: „Mein Mund hat sich zu euch aufgethan, mein Herz ist weit geworden" ja, und es will immer weiter werden von Tag zu Tag, je mehr ich werde gewürdigt werden zu schmecken und zu sehen, wie freundlich der Herr ist.

Und was ist der Grundton aller Worte, die ich in dieser Abschiedsstunde zu euch gesprochen? Trauer oder Freude? Furcht oder Hoffnung? Zweifel oder Vertrauen? Ihr werdet ohne Zaudern sagen: Es war Freude und Hoffnung und Vertrauen? Sehet hier! Das ist die rechte Weise, die christliche Weise, Abschied zu nehmen; freudvoll zu sein und hoffnungsvoll, vertrauend auf den himmlischen Vater. Und in diesem Lichte christlicher Freudigkeit, Hoffnung und Zuversicht lasset uns nun blicken auf den letzten Vers unseres Textes: „Unserthalben dürft ihr euch nicht ängsten. Daß ihr euch aber ängstet, das thut ihr aus herzlicher Meinung". So hat Martin Luther übersetzt, und obgleich der Sinn des Verses nach dem griechischen Grundtext ein anderer ist, so laßt uns doch der Lutherschen Übersetzung folgen, die sich so trefflich eignet für diese Stunde.

„Unserthalben dürft ihr euch nicht ängsten." Ihr dürft nicht! In eurer Mitte sind teure Verwandte und liebe Freunde, die es wohl lieber sähen, wenn wir nicht das Heimatland verlassen und unser neues Heim in einem fernen Lande begründen wollten, deren Herz um uns bangt wegen der langen Trennung, die in wenigen Tagen ihren Anfang nehmen wird. „Unserthalben dürft ihr euch nicht ängsten." Aber wir wissen es recht wohl, was euch veranlaßt, ängstlich besorgt um uns zu sein, „ihr thut es aus herzlicher Meinung". Meint ihr, daß wir nicht auch bewegt werden von denselben Gefühlen und Gedanken wie ihr? Auch unser Herz ist zum Überströmen voll! Wir stehen im Begriff, das Land zu verlassen, wo „die starken Wurzeln unserer Kraft" sind, das „Land, wo unsere Wiege stand", wo wir erzogen wurden, das Land, mit dessen Sitten und Bräuchen wir zusammengewachsen sind, das Land, dessen brennende religiöse und soziale Fragen unsere lebhafteste Teilnahme erweckt und unsere religiöse und gesellschaftliche Entwicklung beeinflußt haben. Wir wollen vom lieben Heimatland scheiden und nach einem anderen Lande ziehen, von dem wir leider nur gehört und gelesen. Und dort wollen wir arbeiten an einem Werke, das die Hingabe und Kraft unseres ganzen Lebens erfordert. Und alle 8 Jahre nur werden wir unser deutsches Vaterland wiedersehen und die, welche uns lieb und wert sind, auf einige Monate.

Im Blick auf die noch neue und schwere Aufgabe, die unser harrt, steigt auch in unseren Herzen die folgende Frage auf: Wie werden wir schwachen, unerfahrenen, jungen Leute unser Werk in befriedigender Weise ausführen? O wahrlich, wir sind ja nur schwache Menschenkinder — — — aber: als Christen, d. h. als Kinder des allmächtigen Gottes sind wir erzogen worden, und von echten Christen gilt immer, was von den Deutschen gelten soll, „sie fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt".

So ward ich gelehrt hier in dieser Stadt. Als ich ein kleiner Knabe war und die hiesige Privatschule besuchte, als ich größer wurde und im Gymnasium eingeführt wurde in die Elemente der Wissenschaft, und nicht zum wenigsten, als mein Vater mich zu dem vor nun fast 2 Jahren verstorbenen Prediger Ritter brachte, der nächst Gott und meinen lieben Eltern den Grund des Gottvertrauens in mir legte, das mir Kraft und Freudigkeit giebt, das Leben eines Missionars fern von der Heimat zu wählen, und, wie ich hoffe, auch in Zukunft uns Kraft

und Freudigkeit geben wird — immer und überall in der Zeit meiner Erziehung und Entwicklung sah ich mich dem Ideal christlicher Gottesfurcht gegenübergestellt. Und ob gleich viele Leute meinen Lebenspfad kreuzten, die sich nicht Mühe gaben, dies Ideal, von dem sie zu reden pflegten, in Wirklichkeit umzusetzen, obgleich ich selbst oft genug es versäumte, mit Aufwendung aller Kräfte dem Ideal nahe zu kommen — Gott selbst brachte mich ihm näher, er erweckte mich wieder und wieder, wenn ich Gefahr lief, in geistigen Schlaf zu verfallen. „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark" dieser Spruch, der einst am Tage meiner Konfirmation vor diesem Altar in mein Ohr klang, gewann eine mehr und mehr zwingende, verpflichtende Macht über mich, mein Gemüt, mein Gewissen, besonders durch den persönlichen Einfluß des teuren Mannes, der mich einsegnend diesen Spruch mir zurief, und der in späteren Jahren mir Gelegenheit gab, einige meiner ersten Predigtversuche auf dieser Kanzel zu machen.

Und weiter, im Blick auf all die Lieben, die wir hier zurücklassen wollen, gewiß wäre es uns eine große Freude, könnte die Entfernung zwischen ihnen und uns geringer sein, und wahrlich, wir sind uns wohl bewußt, was für einschneidende Wechsel im Laufe von 8 Jahren eintreten können, daß wir vielleicht diesen oder jenen unserer Lieben bei unserer ersten Rückkehr nicht wiederfinden werden, wir wissen, daß vielleicht weder sie uns, noch wir ihnen in der Stunde des Todes Worte der Liebe und des Trostes ins Ohr flüstern können. Das wissen wir, und die Ungewißheit, wen von unseren Lieben wir wiedersehen werden, und wen nicht, macht es begreiflicherweise unmöglich, mit Lachen und heiterem Scherz zu scheiden. Aber eurethalben dürfen wir uns nicht ängsten, noch auch ihr unserthalben. „Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich", in der Hoffnung auf ein ewiges, vollkommeneres Leben, das uns mitgeteilt wird durchs Evangelium und uns für ewig mit einander vereint — so laßt uns von einander scheiden!

Und so sagen wir Lebewohl dem lieben deutschen Vaterlande, dieser lieben Stadt, dieser lieben Gemeinde, allen denen, die im Lauf vergangener Jahre mit uns in nähere oder fernere Beziehungen getreten sind. Wir scheiden mit herzlichem Dank gegen Gott und alle diejenigen, durch welche er unser inneres Leben beeinflußt hat, die Lebenden und die Toten, und unsere Dankbarkeit — so geloben wir in dieser feierlichen Stunde — soll darin bestehen, daß wir immer völliger Gott suchen, immer hingebender für sein Reich arbeiten und immer mehr lernen wollen, daß ein ganzes Leben harter, doch freudiger Arbeit in Seinem Dienste nicht genug ist, um Ihm Dank zu erstatten für all Seine Gnade; denn wahrlich es ist schon überschwängliche Gnade, für Ihn arbeiten zu dürfen, als Sein Knecht, als ein Botschafter Christi. Amen."

Auf die Predigt des Missionars Wendt folgte seine feierliche Abordnung durch den Präsidenten unseres Vereins Prediger Dr. Arndt. Beide, Prediger Wendt und seine junge Gattin traten an den Altar, — an denselben Altar, an dem sie vor wenigen Tagen ihren Ehebund geschlossen hatten, und an dem einst Wendt von unserem heimgegangenen Freunde Prediger H. Ritter konfirmiert war. Pred. Dr. Arndt legte seiner Ansprache das Wort 1. Korinther 13, 13 zu Grunde und richtete folgende Worte an die Missionsgemeinde und das scheidende Missionarsehepaar:

„Die Stunde hat nun geschlagen, da wir diesem unserem lieben Freund und Bruder, der sich anschickt als ein Sendbote des Evangeliums zu den Heiden hinauszugehen, und seiner Gattin, die mit ihm ziehen will, unsere letzten Wünsche und Bitten zurufen sollen. Unsere Herzen sind tiefbewegt. Jetzt sind Sie, meine lieben Freunde, noch mitten unter uns, wie bald wird das Weltmeer uns von einander trennen, und wie manches Jahr wird vergehen, ehe Sie wieder den heimatlichen Boden betreten! Sie sind uns beide in kurzer Zeit lieb und wert geworden. Ihre freudige Bereitwilligkeit, mein lieber Bruder, in unsere Missionsarbeit einzutreten, hat unsere Herzen gewonnen. Und gerade jetzt in dieser Feierstunde, da Sie soeben mit so frischer Begeisterung von Ihrem künftigen Berufe gesprochen haben, erkennen wir es deutlich, daß unser Gott es selbst gewesen ist, der Ihnen den mutigen Ent-

ſchluß ins Herz gelegt hat, den ſchwierigen und verantwortungsvollen Poſten eines Miſſionars zu übernehmen.

So iſt es denn Freude und Schmerz zugleich, die uns in dieſer Stunde erfüllen. Aber der Abſchiedsſchmerz wird durch hellen Freudenſchein verklärt und muß ſich auflöſen zur ſeligen Gewißheit, daß auch in der Scheideſtunde der gnadenreiche Gott mit der Fülle ſeines Segens unter uns iſt. Wir nehmen dankbar an, was uns die Epiſtel des heutigen Sonntags darbietet. Wahrlich, eine beſſere Gabe konnte weder uns, der Miſſionsgemeinde, noch Ihnen, dem ſcheidenden Miſſionar, und Ihrer Gefährtin beſchert werden als das Hohelied von der Liebe, das da ausklingt in den herrlichen Siegesruf: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei, die Liebe aber iſt die größte unter ihnen". Wir ſchöpfen aus dieſem Schlußgeſange unſerer Sonntagsepiſtel beides, das, was wir Ihnen, meine lieben Freunde, für Ihre Wanderung in die weite Ferne mitgeben, und auch das, was wir Ihnen für Ihre künftige Arbeit auftragen.

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe! Warum ſollen wir trauern und zagen, wenn wir uns von einander trennen? Wir bleiben eins im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe; ſie ſind die Mächte, die uns heben und tragen in allem Wechſel des Geſchicks. Sie, mein teurer Bruder, haben die Kraft des Glaubens in Ihrem Herzen oft erfahren, in jener heiligen Stunde, da Sie von Ihrem treuen Lehrer und Seelſorger, dem unermüdlichen Vertreter unſeres Miſſionswerks, an dieſer Stätte eingeſegnet wurden, und vor allem in jener ernſten Stunde, als Sie ſich für den Miſſionsberuf entſchieden. Dem Abrahamsbefehle: „Gehe aus deinem Vaterlande, aus deiner Freundſchaft und aus deines Vaters Hauſe in ein Land, das ich dir zeigen werde", — haben Sie den Abrahamsgehorſam entgegengebracht. Das aber haben Sie nur vermocht durch den Glauben, der alle Berge der Sorge und Angſt, des Zweifels und der Furcht verſetzt, durch den Glauben, der in fröhlicher Zuverſicht die Hand Gottes ergreift und getroſt ſeinem Rufe folgt! Wie würden Sie es ſonſt vermögen, ſich von den treuen, lieben Eltern zu trennen, die über den Tagen Ihrer Jugend gewacht haben, und in deren Hauſe Sie mit wenigen Unterbrechungen die Jahre des Lernens und Ausreifens zugebracht haben. Aber im Glauben an Gottes ewige Vatertreue, deſſen Eigentum die ganze Erde iſt, ſetzen Sie getroſt den Wanderſtab vorwärts. Und in dieſem Glauben wiſſen Sie ſich eins mit Ihrer lieben Gattin, die vor wenigen Tagen den Bund fürs Leben mit Ihnen geſchloſſen hat und Ihnen auf Ihr Arbeitsfeld als eine getreue Lebensgefährtin folgen will. Als Jeſus Chriſtus ſeine Jünger ausſandte, ſchickte er ſie zu zweien, damit einer den anderen fördern und ſtützen ſollte! So ſendet unſer Gott auch Sie, mein teurer Bruder, zu zweien aus, Sie und Ihre liebe Gattin! Wahrlich, wenn etwas Ihren Abſchied von der Heimat erleichtern kann, ſo iſt es dieſe gnädige Fügung unſeres Gottes! Nun wird einer den anderen ſtärken im tapferen Mute, im fröhlichen Vertrauen auf Gott, in dem felſenfeſten Glauben, der uns alle mit einander verbindet, ob auch die Länder und Meere uns von einander ſcheiden.

Und dieſer Glaube darf nicht durch bange Ungewißheit getrübt werden! Ihm geſellt ſich die Hoffnung zu! Man ſpricht viel von den Enttäuſchungen, die eines Miſſionars warten, man ſchildert die Erfolgloſigkeit ſeiner Arbeit oft in den dunkelſten Farben. Ja, es fehlt nicht an Stimmen einer trüben Weltanſchauung, die alle Liebesarbeit an der Heidenwelt als verlorene Mühe betrachtet! Wie unſäglich ſchwer müßte uns doch dieſe Trennungsſtunde werden, wenn wir ſolchen Stimmen Gehör leihen wollten! Nein, uns bleibt die Hoffnung, — die Hoffnung, die feſt und unerſchütterlich auf die Verheißung ſich gründet: Es ſoll die ganze Welt der Herrlichkeit des Herrn voll werden, es ſoll eine Herde und ein Hirt werden! In dieſer Hoffnung ſind ſie hinausgegangen zu den Heiden in den Ländern des ewigen Eiſes und in den Fieberländern der heißen Zone, die Sendboten des Evangeliums! Es muß das Evangelium aller Kreatur gepredigt werden, es muß und wird auch allen Menſchen der Weg zum Vaterherzen Gottes gezeigt werden! Dieſe Hoffnung ſtärkt die Thatkraft und überwindet alle Hinderniſſe, ſie achtet der Enttäuſchung nicht

und führt endlich zum Siege. In solcher Hoffnung haben wir unser Missionswerk begonnen. Ein Funke dieser Hoffnung ist auch in Ihrem Herzen, mein teurer Bruder, angefacht, — wir haben nur einen Wunsch, daß das Feuer dieser Hoffnung nie in Ihnen erlösche — möchten Sie und Ihre Gattin aus dieser Scheidestunde mit sich nehmen einen vollen Eindruck von der Hoffnung, in der wir, die Missionsgemeinde, uns mit Ihnen eins wissen.

Aber das Lebensmark würde der Missionsarbeit ausgebrochen werden, wenn nicht die Triebkraft der Liebe in ihr waltete. Der Glaube weckt den Mut, das Evangelium hinauszutragen, die Hoffnung beflügelt den Schritt, aber erst die Liebe giebt die Kraft, auszuharren auf dem schwierigen Posten, wohin Gott den Sendboten des Evangeliums stellt. Aus der Liebe ist unser Missionsverein geboren; die Liebe zu unsern Brüdern und Schwestern, die noch nichts wissen von dem Trost des Evangeliums, von dem Lebensquell des göttlichen Wortes, dringet uns also, — wir können nicht anders, wir müssen ihnen unseren höchsten und wertvollsten Besitz mitteilen. Solange solche Liebe in unserem Vereine lebendig ist, solange wird er auch blühen und gedeihen unter Gottes Schutz. Darum können wir Ihnen, mein teurer Freund, nichts besseres mitgeben als unsere Liebe. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle! Erst die Liebe macht den Missionar, nicht die Kunst der Rede, noch die Kraft des Glaubens, noch die Feuersglut der Hoffnung, erst die Liebe, die da nimmer aufhört, die da alles hofft, trägt und duldet, ermöglicht dem Missionar die Ausdauer auf seinem Posten, erst die Liebe giebt ihm die Fähigkeit zu den größten Opfern. Solche aufopfernde, hingebende Liebe hat Sie, meine lieben Freunde, stark gemacht zum Abschied von der Heimat. Aber es ist ein und dieselbe Liebe, die Gott in die Herzen gepflanzt hat, die Liebe zu den Eltern und Geschwistern und der Heimat, und die Liebe zu den Brüdern und Schwestern, an deren Herzen Sie künftig arbeiten sollen, auch die Liebe, die Sie mit einander vereint, auch die Liebe, die Sie beide mit uns, der Missionsgemeinde, verbindet, darum ziehen Sie getrost hinaus. Wir bleiben ungetrennt und ungeschieden, uns verbinden Glaube, Hoffnung, Liebe, und die Liebe ist die größte unter ihnen.

Wir senden Sie hinaus als unseren Vertreter. Sie sollen das Werk ausrichten, das der ganzen Missionsgemeinde befohlen ist; denn so ist es Gottes Ordnung, daß der Missionar im Namen und im Auftrage der Christengemeinde an der Bekehrung der Heidenwelt arbeiten soll. Mir, als dem Leiter unseres Missionsvereins, liegt es ob, Sie zu ihrem Werke abzuordnen. Und wie ich Ihnen, lieber Freund, das Köstlichste mitgegeben habe, was eine Missionsgemeinde besitzt, Glauben, Hoffnung und Liebe, so trage ich Ihnen auch das Höchste und Heiligste auf, was eine Missionsgemeinde ihrem Missionar gebieten kann. Fragen Sie nicht zweifelnd: Was soll ich predigen? Diese Frage hat längst ihre vollgültige Antwort gefunden, eine Antwort, die auch in Ihrem Herzen widerhallte, als Sie den Missionarsberuf erwählten. Sie sollen nicht die Fündlein menschlichen Wissens predigen, noch die Lehrsätze, in denen der Verstand die Geheimnisse des christlichen Glaubens ausgeprägt hat, weder Philosophie noch Theologie ist der Auftrag, den Ihnen die Missionsgemeinde giebt, — sie gebietet Ihnen nur eins: Sie sollen den Glauben, die Hoffnung und die Liebe predigen.

Sie werden es bald erfahren, daß auch das Herz des Japaners sich sehnt nach dem Trost in der Gemeinschaft mit Gott, seine Seele ist auch von Natur eine Christin, sie schreit und ruft nach dem lebendigen Gott. Ein Wort, das mir vor wenigen Wochen ein junger Japaner, der noch kein Christ ist, sagte, kann ich nimmer vergessen, das Wort: „Ich bitte Gott täglich, daß er mich zum wahren Glauben führe". Fürchten Sie nicht, mein lieber Freund, daß Weltsinn und Zweifelsucht das Gemüt des Japaners völlig in den Staub hinabgedrückt haben, es verlangt nach der Erkenntnis des lebendigen Gottes, es möchte glauben wie wir, glauben an die Vaterliebe Gottes, glauben mit der verwegenen Zuversicht des Herzens, wie sie unsere Reformatoren, auch unseren Melanchthon erfüllte,

dessen Gedächtnis wir vor wenigen Tagen feierten, — solchen Glauben allein, der da gipfelt in der freudigen Hingabe des Herzens an Gott, solchen Glauben sollen Sie predigen, mein lieber Bruder, dieser Glaube bleibt, ob auch die alte Kulturwelt Japans in Stücke geht, ob auch in buntem Wechsel die Ströme der neuen Kultur über das geöffnete Japan sich ergießen.

Den Bekennern der Religion des Weltschmerzes sollen Sie die Hoffnung predigen. Wie trübe und dunkel ist doch das Leben des Japaners, der aus Buddhas Lehre nur den Trost einer endlichen Auflösung in das Nichts geschöpft hat! Wir haben die Hoffnung auf eine ewige, selige Gemeinschaft mit Gott, wir sind durch der Hoffnung Band mit unserem Herrn und Meister verbunden. Die Christen schreckt nicht das Dunkel des Todes, noch die Nacht des Grabes. Christen werfen den Anker der Hoffnung hinein in Gottes ewiges Erbarmen. Bringen Sie diese Hoffnung unseren Brüdern und Schwestern in der Ferne, sorgen Sie dafür, daß sie teilnehmen an der Seligkeit, deren Fülle uns das Evangelium erschließt.

Endlich unser letzter und höchster Auftrag: Predigen Sie draußen im japanischen Volke die Liebe, die da nicht das Ihre sucht, sondern das, was des anderen ist, die Liebe, an der jedermann erkennen soll, daß wir Christi Jünger sind. Predigen Sie die Liebe durch Wort und Beispiel. Im fremden Lande werden Sie, mein lieber Freund, Ihr junges Haus errichten! O, möchte Ihr Haus und Ehebund eine lebendige Predigt der Liebe für alle Japaner werden, die bei Ihnen das Wort des Lebens suchen; von Ihrem Hause müßten Ströme des Segens ausgehen für alle Herzen, die Sie einst sammeln werden um Gottes Wort! Den Helden des Glaubens bewundert der Heide, der Träger der Hoffnung erweckt sein Staunen, aber den Boten der Liebe nimmt er auf, von dem läßt er sich gern zu gleicher Liebe leiten, und was möchten wir lieber, als daß in der ganzen Heidenwelt das Feuer der Liebe Christi entbrennte, daß die Heiden mit uns eins würden in der Liebe zu Gott, zu unserem Heiland und zu allen Menschen. Sie sollen mitarbeiten, mein lieber Bruder, an der Erfüllung dieses Wunsches! Möchte Gott Ihnen Kraft geben, Liebe zu predigen mit dem Glaubensmute eines Paulus und mit der Hoffnungsglut eines Johannes.

Gott behüte Sie beide, meine lieben Freunde, auf Ihrer Wanderung, er segne Ihren Eintritt in die Missionsarbeit, er gebe Ihnen, mein lieber Bruder, Kraft, ein treuer Genosse und Mitarbeiter unserer Vertreter zu werden, die draußen sehnsüchtig Ihre Ankunft erwarten! Wir bleiben zurück, nicht müßig, nicht traurig, sondern als die Mitkämpfer und Mitstreiter, denn wir beten für Sie und geben Ihnen unser Bestes mit, unseren Glauben, unsere Hoffnung, unsere Liebe! Unsere Mitgabe ist unser Auftrag. So bleiben wir eins; denn die Lebensmächte, die Sie zu Ihrer Arbeit geleiten, verbinden uns miteinander in Zeit und Ewigkeit: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen! Amen."

Auf diese Ansprache folgte die feierliche Verpflichtung des Predigers Wendt und seiner Gattin durch den Vereinspräsidenten Pred. Dr. Arndt und die Überreichung einer Bibel, die ein Freund unseres Vereins für diesen Tag gestiftet hatte, zwei Vota der Prediger Persius und Falk, ein Chorgesang und der Segen des Präsidenten beschlossen den feierlichen Akt.

Zur Feier des Tages hatte der Potsdamer Frauenverein 350 Mk. gesammelt, die Pred. Persius dem Vorsitzenden überreichte. An den Gottesdienst schloß sich im Bahnhofs-Restaurant ein Festmahl, bei dem dem scheidenden Missions-Ehepaare noch viele Wünsche mit auf den Weg gegeben wurden. Im Namen des Centralvorstandes sprach Pred. Dr. Arndt, im Auftrage der Potsdamer Gemeinde Pred. Falk. Auch die Studiengenossen riefen ihrem Freunde noch ein herzliches Lebewohl zu. Landgerichtsrat Haeckel toastete auf die Familien des Pred. Wendt und seiner Gattin, Pred. Lic. Dr. Kirmß auf die Frauen unserer Missionare, Pred. Lic. Kind auf den Potsdamer Zweig- und Frauenverein. Den Schluß machte ein kurzes Dankeswort des Pred. Wendt, der dem Volke der Japaner, vertreten

durch ein anwesendes Mitglied unserer Hongogemeinde in Tokyo, seine Wünsche aussprach.

Prediger Wendt hat mit seiner Gattin am 9. März in Genua mit dem Dampfer „Bayern" die Reise nach Japan angetreten. Am 9. April hat er dieselbe von Hongkong mit dem Dampfer „Nürnberg" fortgesetzt, der voraussichtlich am 15. April in Yokohama eintreffen wird.

Kirchenrat Professor Dr. Karl Holsten,

der Senior der theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, ist am 26. Januar d. J. im fast vollendeten 72. Lebensjahre sanft entschlafen. Unser Verein hat durch seinen Tod einen treuen, aufrichtigen Freund verloren. So mancher unserer Missionare, die nach Japan gezogen sind, hat zu Holstens Füßen gesessen und ist durch seinen zündenden Vortrag mit warmer Begeisterung und heiliger Liebe für unsere protestantische Wissenschaft erfüllt worden und hat in seiner Schule die Grundlagen gelegt zu den Studien, die unerläßlich sind zur erfolgreichen Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden. Unser Werk war ihm allüberall eine Herzenssache, und stets hat er uns bereitwilligst mit Wort und That unterstützt. Unvergessen werden die Worte sein, mit denen er zuletzt beim Centraljahresfest in Pforzheim am 2. Oktober 1895 unseren Verein und seine Arbeit begrüßte, unvergessen auch die hohen Ziele, auf die er uns hinwies, mit aller Kraft zu arbeiten, daß die ganze Welt voll werde des Geistes Jesu Christi. Sein Andenken wird unter uns stets in Ehren bleiben. Unser Dank und unsere Verehrung folgen ihm in die Ewigkeit nach.

Unser Missionar Pfarrer Emil Schiller

hat sich mit Fräulein Lina Suhre aus Averfehrden bei Iburg in Hannover verlobt.

13. Centraljahresfest und Generalversammlung.

Für die Generalversammlung unseres Vereins, die diesmal, wie schon mitgeteilt, in Glarus vom 17.—19. August d. J. stattfinden soll, ist folgendes Programm vorläufig festgesetzt:

Dienstag, den 17. August, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes im Regierungsgebäude. — Nachmittags 12½ und 5½ Uhr: Empfang am Bahnhof und Abgabe von Quartierkarten im Gemeindehause. — Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Stadtkirche unter Mitwirkung des „Cäcilien-Vereins Glarus". Predigt: Professor Dr. Furrer aus Zürich. — Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im Gasthof „Zu den 3 Eidgenossen."

Mittwoch, den 18. August, Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung, öffentlicher Teil, im Landratssaal des Regierungsgebäudes. 1. Eröffnung. 2. Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag von Professor Dr. Pfleiderer in Berlin. — Vormittags 11 Uhr: Geschäftlicher, nicht öffentlicher Teil, ebenda. 1. Ersatzwahl für die 5 statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes. 2. Wahl des Präsidenten. 3. Rechnungslegung. 4. Etat für 1897/98. 5. Anträge des Centralvorstandes. 6. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine und Vertrauensmänner. — Nachmittags 2 Uhr: Festessen im „Glarnerhof". — Nachmittags 4 Uhr: Spaziergang aufs „Bergli". — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung im großen Schützenhaussaal unter Mitwirkung des Männerchors „Frohsinn Glarus". Ansprachen.

Donnerstag, den 19. August, Vormittags 8½ Uhr: Fahrt nach Linthal (Bad Stachelberg) und Spaziergang auf die Klausenstraße.

Dr. Martins Charakteristik der chinesischen Zustände.

Von Dr. Ernst Faber in Shanghai.

Herr Pung, Sekretär der chinesischen Gesandtschaft zu Washington, ein Hanlin d. h. Gelehrter ersten Ranges, sagte im Religionsparlament zu Chicago: „Dr. Wilhelm A. P. Martin ist der einzige lebende Missionar in China, der gegenseitigen Verkehr pflegt mit Herzogen, Grafen und hervorragenden Staatsmännern und als völlig ebenbürtig unter Gelehrten und Beamten gilt. Seit Schaal ist er der einzige Missionar, welcher diese besondere Auszeichnung genießt. Alle Konfuzianer halten ihn deshalb in großen Ehren". (The Worlds Parliament of Religions, p. 437.) Dieser Dr. Martin, ein Amerikaner, der 1850 als Missionar der amerikanischen Presbyterianer in China landete, nahm kürzlich seinen Abschied aus chinesischem Staatsdienst als Präsident der Hochschule zu Peking (Tung wen kuân), welcher Anstalt er über 25 Jahre vorstand. Gegen Ende 1896 veröffentlichte derselbe ein Buch [1]), dessen Inhalt nach manchen Seiten von hohem Interesse ist. Nächst dem Generalzollinspektor Sir Rob. Hart hat kein anderer Ausländer je so gute Gelegenheit gehabt, die hohen und höchsten Würdenträger Chinas kennen zu lernen, wie Dr. Martin; sein Urteil ist daher von höchstem Wert für jeden, der über chinesische Zustände eine klare Anschauung gewinnen möchte. Ich werde dem Buche folgen, mich aber auf wenige Züge aus der früheren Zeit beschränken, um dann Dr. Martins Charakteristik der Verhältnisse in Peking eingehender darzulegen.

Die Taiping Rebellion.

Nanking fiel 1852 in die Hände Hungs, des Hauptes der Rebellen, 25 000 Mann Mandschu-Besatzung wurden niedergemetzelt. Die Städte im Umkreis wurden dann mit Leichtigkeit eingenommen. Dr. Martin machte einen Versuch, zu den Rebellen zu gelangen, was aber mißglückte. Er sagt aber selbst, daß zu der Zeit kein Ausländer hätte Einfluß erlangen können, da die Rebellen zu aufgeregt von ihren Siegen waren und wild durch Fanatismus, ihre Moral wie Flachs im Feuer, für theologische Belehrung unzugänglich, da sie Offenbarungen direkt vom Himmel empfingen. Zwei Jahre später gelangte ein amerikanischer Baptist, Missionar Roberts nach Nanking, der aber bald sich mit dem Rebellenkaiser überwarf und sein Leben nur durch die Flucht rettete. Der Rebellenkaiser nannte Gott seinen Vater, Christus seinen älteren Bruder. Die zehn Gebote wurden eingeschärft, der Sabbath gefeiert, aber Sonnabend statt Sonntag; die höchsten Offiziere bestiegen die Kanzel und eiferten gegen Götzendienst und gegen die Tartaren. Jede Kompagnie sang eine Hymne, ehe sie sich zur Mahlzeit niedersetzte. Traktate mit christlichem und auch phantastischem Inhalt, vom Kaiser selber verfaßt, wurden unter den Truppen verbreitet. Eine Bibel wurde in

[1]) A Cycle of Cathay or China, South and North with personal reminiscences. Fleming H. Revell Company, New-York etc.

Nanking gedruckt, und Texte wurden aus dem Alten und Neuen Teſtament für die Examina, anſtatt der konfuzianiſchen, ausgegeben. Leider war Raub und Gewaltthat erlaubt, und Hung, der Kaiſer, gab ein böſes Beiſpiel in Vielweiberei. Er fröhnte der Wolluſt in Nanking, anſtatt ſein Werk zu Ende zu führen. Hätten damals die Weſtmächte ſich freundlich geſtellt zu dieſer Bewegung, ſo hätten wohl die Übel in Schranken gehalten werden können, und China wäre in neue Bahnen gelenkt worden. Durch die Unterdrückung der Rebellion von ſeiten der auswärtigen Mächte wurde der Lauf der Geſchichte zurückgewendet und die Annahme des Chriſtentums von ſeiten der Chineſen wohl um etliche Jahrhunderte hinausgeſchoben, S. 133ff. Die Franzoſen eroberten Schanghaiſtadt, die Engländer Ningpo, ein Amerikaner Ward organiſierte eine Fremdenlegion, welche ſpäter Gordon befehligte und Suchow eroberte, alles für die Mandſchuren und das alte Chineſentum. 1864 fiel Nanking, der Rebellenkaiſer hatte ſich ſelbſt entleibt und viele ſeiner Genoſſen ebenfalls; die übrigen wurden hingeſchlachtet. Der Gouverneur von Kanton erhielt Befehl, die Familiengräber der Rebellenhäupter zu zerſtören, ein Terrapin (Schildkröte) mit grünem Haar, daſelbſt gefunden, wurde mit Kupfernägeln feſtgenagelt, da man glaubte, das Tier habe etwas zu thun mit der Macht der Rebellen, S. 140. Noch übrige Reſte der Rebellen ließ dieſer Mandarin köpfen, zu 1000 pro Tag, drei Monate lang.

Als die verbündeten Engländer und Franzoſen 1860 Peking genommen hatten, der Kaiſer aber in die Tartarei geflohen war, wollte Lord Elgin mit den Rebellen verhandeln, dem widerſetzte ſich aber der franzöſiſche Bevollmächtigte Baron Gros, als Vertreter der römiſch-katholiſchen Miſſion, welche die Rebellen als Proteſtanten anſah, welche als Bilderſtürmer keinen Unterſchied zwiſchen römiſchen Heiligenbildern und heidniſchen Götzen machten. Auch der (römiſche) Biſchof Mouly reinigte ſeine Glaubensgenoſſen in einer „Eingabe an den Thron" von jeder Beziehung zu den Rebellen, da dieſe „Proteſtanten" ſeien. Aber ſie wurden von keinem proteſtantiſchen Miſſionar anerkannt und von Gordon, einem frommen Proteſtanten, niedergeſchlagen.

Blickt man jetzt im Lichte der ſpäteren Geſchichte zurück, ſo ſind wir noch immer geneigt zu glauben, daß eine andere Politik beſſer für China geweſen wäre. Hätten die Weſtmächte beim Ausbruch des zweiten Krieges ſofort den Rebellenkaiſer anerkannt, würden dann nicht die Greuel, welche noch 15 Jahre währten, die erſt mit der mohammedaniſchen Rebellion endeten und 50 Millionen Menſchen hinrafften, abgekürzt worden ſein? würde nicht die neue Regierung ſich fähiger gezeigt haben, neue Ideen aufzunehmen, als die alte? S. 141. Es ereignet ſich oft in internationaler Politik, daß augenblickliche Intereſſen den Ausſchlag geben gegen künftige Vorteile. So geſchah es mehr als einmal, daß, wenn die Rebellen auf dem Punkte des Erfolges waren, die Vorurteile kurzſichtiger Diplomaten gegen ſie entſchieden, und eine Gelegenheit verloren ging, wie ſie kaum einmal in tauſend Jahren wiederkehrt, S. 142.

Vertragsverhandlungen.

Zu Ningpo, ſeiner Station, erlernte Dr. Martin neben dem Lokaldialekt auch die Mandarinenſprache und diente dem amerikaniſchen Konſul

daselbst als Dolmetscher. Später bewarb er sich um die Dolmetscherstelle in Verbindung mit der amerikanischen Gesandtschaft, welche er auch erhielt. Schon 1854 hatten der britische und amerikanische Gesandte versucht, nach Peking zu gehen, um dort direkt mit der chinesischen Regierung zu verhandeln, wurden aber in Taku angehalten und zurückgeschickt. Ein späterer Brief des Präsidenten Pierce, der direkt gesandt wurde, kam mit erbrochenem Siegel und der Weisung nach Fuchau zurück, daß er über Kanton gesendet werden müsse, um Beachtung zu finden. Nach der Einnahme von Kanton machten die Gesandten von England, Frankreich, Rußland und Amerika im Frühjahr 1858 einen neuen Versuch. Dr. Martin war dem amerikanischen Gesandten Reed als Dolmetscher beigegeben. Vom Vicekönig von Chili erhielten die vier Gesandten gleichlautende Antwort auf ihre eingesandten Briefe, worin der Name des fremden Staats um ein Wort niedriger gestellt war, als der von China. Nur der Russe nahm das hin, die anderen drei schickten die Antwort zurück, weil solche Dinge keine Kleinigkeiten sind bei einer arroganten Regierung, wie die von China, S. 149. Ehe Herr Reed die Zusammenkunft mit dem Vicekönig hatte, gingen Dr. Martin, Dr. Williams und ein amerikanischer Konsul ans Land, um die Details vorzubereiten, da die Chinesen die Fremden in mannigfaltiger Weise unziemlich und verächtlich behandelten, S. 150. Bei der Zusammenkunft bezeichnete der Vicekönig den Präsidenten der Vereinigten Staaten erst als Vasallenfürsten, als dagegen protestiert wurde, versuchte er das englische Wort wiederzugeben, sagte aber schließlich in höhnischem Ton „Euer großer Kaiser". Während der Verhandlung wurde Herr Reed ärgerlich über eine Lüge des Vicekönigs, was den aber nicht rührte, „denn Wahrhaftigkeit ist keine Ehrensache bei den Chinesen", es wird zugegeben, „daß gewandtes Lügen eine der Hauptqualifikationen eines Mandarinen ist", S. 155. Die Verhandlungen kamen zum Schluß, ohne daß ein bedeutendes oder bleibendes Resultat erzielt worden wäre, S. 156. Erst nach vierzehntägigen Verhandlungen erhielt Herr Reed das kaiserliche Versprechen, „des Präsidenten Brief werde freundschaftlich beantwortet werden". Herr Reed sandte darauf den Brief durch einen Schiffskapitän an den Vicekönig. Als die kaiserliche Antwort eintraf, gab es wieder lange Verhandlungen über die Ceremonie, denselben zu empfangen. Natürlich auf den Knieen, sagte der chinesische Abgesandte, ich kniee nur vor Gott, gab Herr Reed zur Antwort. „Aber der Kaiser ist ebenfalls Gott", sagte darauf der Chinese. Herr Reed erklärte dann kurz und bündig, er werde das kaiserliche Schreiben mit keiner anderen Ceremonie empfangen, als der Vicekönig des Präsidenten Brief empfing. Das war stehend geschehen. Im kaiserlichen Brief wurde das Verhalten des Amerikaners gelobt, aber die Zulassung des Ministers in Peking abgelehnt.

Im amerikanischen Vertrag, der dann vereinbart wurde, machte am meisten Schwierigkeit die Toleranz-Klausel. Die chinesischen Abgeordneten hatten Verstand genug einzusehen, daß ein Element, so feindlich den heidnischen Institutionen wie das Christentum, sich nicht vertragen konnte mit der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes in China. Sie würden gerne das umgestaltende und neugebärende Prinzip ausgeschlossen haben, was nun, Gott sei Dank, nicht mehr in ihrer Macht steht, S. 181. Die Erklärung ihrer Einwilligung ist jedoch nicht weit zu suchen. Sie fürchteten, daß ihre

Weigerung die Westmächte zu den Rebellen treiben würde, welche damals noch mächtig waren. Die Annahme dieses Paragraphen kann darum nicht verglichen werden mit der freiwilligen Klausel in der japanischen Konstitution, welche völlige Gewissensfreiheit zusichert. Es war bei den Chinesen nicht das Resultat zunehmender Erleuchtung, sondern der Furcht, S. 183.

Ein Paragraph gegen den Opiumhandel wurde aus dem amerikanischen Vertrag zurückgezogen, da Lord Elgin drohte, er würde sonst einen aufnehmen zu gunsten desselben. Herrn Reeds Charakter wird im Zusammenhang damit nicht eben schmeichelhaft geschildert, S. 184, 185. Daß man Tientsin damals nicht zum offenen Hafen erklärte, war ein Fehler, welcher Erneuerung der Feindseligkeiten veranlaßte, S. 184. Vier Verträge wurden unterzeichnet, die aber eigentlich nichts ausrichteten, da noch ein zweijähriger Krieg hinter dem Schleier der Zukunft lauerte.

Auch 1859 wurde Dr. Martin der Begleiter als Dolmetscher des neuen amerikanischen Ministers John E. Ward. Der englische und der französische Gesandte bestanden darauf, nach Peking zu gehen, und verweigerten den beiden chinesischen Würdenträgern, welche nach Shanghai gekommen waren, mit den Westmächten deshalb zu verhandeln, eine Zusammenkunft. Mit 13 Kriegsschiffen erschienen die Gesandten vor Taku. Der Fluß war gesperrt und von neuerrichteten Forts beherrscht. In den Verträgen war kein Recht stipuliert, daß fremde Schiffe denselben befahren dürften. Die Engländer versuchten die Passage zu forcieren, was ihnen jedoch bei einem Verlust an Toten und Verwundeten von 460 Mann und sechs Schiffen nicht gelang. Sie mußten sich zurückziehen. Der amerikanische Gesandte Herr Ward blieb und erlangte die Erlaubnis, nach Peking zu gehen. Dort ließ sich Herr Ward mit seinem Gefolge in Karren durch die Straßen fahren, anstatt in Tragsesseln nach Art der höheren Beamten. So wurden sie vom Volk angesehen als Kriegsgefangene oder als Besiegte, welche sich nun unterwerfen wollen. Dann kamen wieder lange Verhandlungen wegen der Ceremonie des Niederwerfens (Koto) mit neunmaliger Berührung der Erde mit der Stirn. Herr Ward blieb fest in seiner Weigerung. Endlich wurde ihm gewährt, nicht zu knieen. Der Empfang sollte im Sommerpalast stattfinden. Als Herr Ward mit seiner Begleitung eben dahin abgehen wollte, kam ein Bote, d. h. ein ehemaliger Taotai von Shanghai, der sich überhaupt als Gegner bemerklich machte, und teilte mit, der Kaiser bestehe auf der vollen Etikette. Derselbe habe gehört, die Amerikaner hätten den Engländern mit einem Schiffe geholfen, auch während der Aktion 200 Mann gelandet, der Koto werde verlangt als Beweis aufrichtiger Reue. Herr Ward ging darum nicht und erhielt am anderen Tag einen kaiserlichen Befehl, die Hauptstadt zu verlassen und die Kopien des Vertrages an der Seeküste mit dem Vizekönig auszuwechseln. So zog diese amerikanische Gesandtschaft ab. Der Eindruck, den Peking gemacht hatte, war der von Verfall und Schmutz, S. 201.

Die unwürdige Behandlung der amerikanischen Gesandtschaft zeigte den Ministern von England und Frankreich, was sie in Peking zu erwarten gehabt hätten, und daß der Bruch beabsichtigt war, S. 217.

Die Alliierten rückten siegreich vor Peking, nahmen den Sommerpalast, wo man die unglücklichen Opfer des Verrats und der Grausamkeit als Leichen fand, etwa 20 Mann, welche Herrn Parkes begleitet hatten, der als

Parlamentär eine Sendung hatte, aber mit seiner Begleitung gefangen genommen wurde. Herr Parkes und Herr Loch wurden in Käfigen nach Peking gebracht und dort später befreit. Wegen dieser Greuelthat wurde der Sommerpalast zerstört, man wollte dem kaiserlichen Hof einen Schlag versetzen und doch das Volk schonen, S. 219.

Im Besitze von Peking zeigte Lord Elgin seine besondere Unfähigkeit, die Lage zu beherrschen. Wie es ein grobes Versehen war, Tientsin nicht den Fremden zu öffnen, da es in seinen Händen war, so war es kein geringerer Fehler, mit Peking in seiner Gewalt, es zu unterlassen, eine Reorganisation des Reiches nach europäischen Prinzipien vorzunehmen. Die Mandarinen würden sich ebenso der englischen Autorität gefügt haben, wie früher die in Kanton während der britischen Besetzung, S. 221.

In Peking.

Dr. Martin war zu dieser Zeit in Amerika, kehrte 1862 samt Familie zurück und zwar nun nach Peking. Dort fand er ein Haus, dessen früherer Bewohner ein Mandarin mit vier Weibern war. Eine davon erhängte sich; das war der Grund weshalb das Haus billig einem Fremden vermietet wurde. Ein anderer Mandarin hatte sechs Weiber, die sich öfter einander in die Haare gerieten, in welchen Fällen der Herr Mandarin den Wasserstrahl einer Kraftspritze wirksam fand, S. 230. Ein neuer Krieg mit England wurde durch Vermittlung des amerikanischen Ministers Herrn Burlingame verhindert. Die Chinesen hatten nämlich sieben Kanonenboote von England kommen lassen unter dem Kommando des Engländers Osborne. Dieser weigerte sich nun, Befehle direkt von Chinesen anzunehmen, da nach seinem Kontrakt diese alle von Herrn Lay, dem Oberzöllner, gegengezeichnet sein sollten. Das erklärten die chinesischen Minister nun für Anmaßung. Auch war ihnen die Ausgabe von monatlich 70 000 Taels zu viel. Die Flotte wurde schließlich nach Indien geschickt und verkauft. Das war ein Rückschritt, S. 232, der wie mehrere andere Fälle die Stimmung der Chinesen gegenüber den Hilfsmitteln westlicher Civilisation kundgiebt. Die Chinesen nehmen keine neue Kraft an, die sie nicht kontrollieren können, und auch dann noch nicht außer genötigt durch die Logik der Thatsachen, S. 233.

Dr. Martin hatte angefangen, Wheatons Völkerrecht zu übersetzen, Herr Burlingame und Herr Hart begünstigten diese Arbeit und ermöglichten eine Unterredung mit den chinesischen Staatsministern, welche auch die Vollendung des Werkes wünschten, ihm vier der besten Gelehrten zur Verfügung stellten und es dann auch auf Staatskosten drucken ließen, S. 234.

Herr Hart stellte ihm auch 1500 Taels Regierungsgelder per Jahr zur Verfügung für Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt. Aber da zeigte sich die Schwierigkeit, Schüler aus guten Familien zu erlangen. Dr. Martin brauchte von der Geldsumme im ersten Jahre 900, im zweiten 600 und im dritten 500 Taels und nennt es ein halbverunglücktes Unternehmen, S. 235.

Die Regierungs-Hochschule.

Nach seiner Rückkehr von einer dritten Erholungsreise in die Heimat 1869 wurde Dr. Martin zum Präsidenten der Regierungsschule ernannt,

deren Ziel war, junge Leute für den Staatsdienst zu erziehen, besonders für den internationalen Verkehr. Im englischen Vertrage war vorgesehen, daß englische Depeschen drei Jahre lang mit chinesischer Übersetzung begleitet würden, in welcher Zeit sich China mit einem Stab kompetenter Übersetzer versehen könne. Es wurde deshalb eine Klasse für Englisch 1862 eröffnet und im folgenden Jahre für Französisch und Russisch. Russisch wurde nominell seit Mitte des 18. Jahrhunderts getrieben, aber seit Jahren gab es nur chinesische Professoren des Russischen ohne Schüler. Einer von diesen sollte für die neue Schule Verwendung finden, aber es stellte sich heraus, daß er kein Russisch verstand, S. 295. Im ersten Kontrakt hatten die Mandarine die Summe von 1000 Taels für Nebenausgaben angesetzt und Gehalt für Dr. Martin nicht erwähnt, später erhielt dieser dann 5000 Taels per Jahr. Er hatte sich auch ausbedungen, täglich nicht mehr als zwei Stunden seinen neuen Pflichten zu widmen. Nach etlichen Monaten schon bat Dr. Martin um seine Entlassung, da er nur 10 Knaben im Englischen zu unterrichten hatte, was ihm Zeitverschwendung schien, S. 298. Er ließ sich jedoch überreden zu bleiben. Dr. Martin unterrichtete seine Schüler auch im Gebrauch des Telegraphen und lud die Minister ein, den Experimenten beizuwohnen. Diese sandten die vier Herren, welche bei der Übersetzung des Völkerrechts von Wheaton geholfen hatten. Diese gafften die Instrumente an, und einer bemerkte, China sei seit 4000 Jahren ein großes Reich, auch ohne Telegraphen. Er brachte die Apparate zu den hohen Ministern selber, welche sich fast ebenso kindisch zeigten wie ihre Schreiber. Die Apparate standen dort ein ganzes Jahr lang und wanderten dann unter das alte Gerümpel im Schulmuseum, S. 300. Schon im Jahre 1865 war eine Eingabe des Prinzen Kung und der Minister an den Thron genehmigt worden, die Schule durch Unterricht in westlicher Wissenschaft zu erweitern. In dieser Eingabe verwahren sich die Antragsteller, daß nicht Liebe zu Neuerungen, noch der Zauber der Künste des Westens sie bewege, sondern die Erwägung, daß Einführung der Künste ohne Wissenschaft erfolglos und Geldverschwendung sein werde. Auch die Einwendungen wurden erledigt, wie „die Sache sei nicht dringlich", „es sei Unrecht die eigne Methode zu verwerfen, um die des Westens anzunehmen" und schließlich sei es „eine tiefe Schande für China, der Schüler des Westens zu werden". Herr Hart reiste 1866 nach Europa und berief fünf Professoren, davon starb einer bald nach seiner Ankunft in Peking, der zweite mußte wegen tödlicher Krankheit zurück, ehe er angefangen hatte, zwei andere dankten ab und starben auch frühe, nur einer blieb übrig, der kürzlich starb.

Es gelang Dr. Martin, bald eine Druckerei mit Metalltypen in Gang zu bringen. Mehr Schwierigkeiten machte ein Observatorium, weil man fürchtete, dasselbe werde in Kollision kommen mit dem uralten astronomischen Kollegium. Dieses war längst veraltet, beobachtete nur Eklipsen durch Verbrennen von Weihrauch und Trommellärm, um die hungrigen Ungeheuer zu verscheuchen. Alte Instrumente standen da von guter Bronzearbeit, aber völlig nutzlos für praktische Bedürfnisse. Ein Teleskop war nicht vorhanden, es war auch wohl noch nie eins benutzt worden, auch nicht von den Jesuiten. Es dauerte zwanzig Jahre, bis endlich die Erlaubnis 1888 erteilt wurde, ein Observatorium zu bauen, aber nicht höher als drei Stockwerk dürfe es werden aus Furcht, die Glücksgeister zu stören (Geomantie), S. 310.

Astrologie hat im alten Observatorium noch die Herrschaft, und ganz China ist ihr unterthänig, S. 311. Jetzt sind neun ausländische Professoren an der Anstalt (darunter kein Amerikaner seit Dr. Martins Abgang), Herr Oliver, ein Irländer, Professor der Physik, ist nun Präsident. Die Zahl der Schüler ist auf 120 beschränkt, alle erhalten Monatsgeld. Die Hälfte beginnt mit dem Studium fremder Sprachen ohne viel chinesische Vorbildung. Von diesen lernt jeder nur eine der vier Sprachen, Englisch, Französisch, Russisch, Deutsch und bringt es selten zur Fertigkeit. Die andere Hälfte besteht aus chinesischen Graduierten verschiedener Grade, welche Wissenschaft studieren. Gelehrte aus den besten Familien bestreben sich nun, Zutritt zu der Hochschule zu erlangen. Das war nicht so im Anfang, da der Präsident der kaiserlichen Akademie Wojin es als eine Entehrung für Mitglieder der Akademie bezeichnete. Als eine Dürre das Land plagte, beschuldigte er diese Schule in einer Eingabe an den Thron als die Ursache. Die Wolken würden nicht eher Regen niedersenden, als bis dieser Greuel entfernt wäre. Die Ausländer bezeichnete er nie anders als „fremde Teufel", S. 313. Schließlich, als die Dürre trotz der Gebete des Kaisers fortdauerte, riet ein weiser Rat dem Kaiser an, es möge ein Tiger in den heiligen Wasserpfuhl geworfen werden. Prinz Kung und der Premier Wensiang, beide fortschrittlich gerichtet, mußten das ausführen, nahmen aber ein Tigerskelett anstatt einer lebenden Bestie, S. 313. Der Kaiser hat außer Chinesisch auch Mandschu und Mongolisch zu lernen. Der jetzige studiert auch Englisch und hatte dazu gleichzeitig zwei chinesische Professoren. Der eine zupfte einmal den andern beim Ärmel und korrigierte die Aussprache eines Wortes in Gegenwart des Kaisers, S. 317.

Dr. Martin organisierte gleich bei Übernahme der Anstalt ein Korps Übersetzer, bestehend aus Professoren und fortgeschrittenen Schülern. Es wurden Werke übersetzt über Völkerrecht, Nationalökonomie, Chemie, Naturkunde, Physik, Geographie, Geschichte, über den französischen und englischen Gesetzkodex, Anatomie, Physiologie, Materia Medica, Leitfäden für Diplomaten und Konsule ꝛc. ꝛc. Die Mehrzahl dieser Werke wurde von der Anstaltspresse gedruckt und gratis unter den Mandarinen des Reiches verteilt. Eine medizinische Klasse wurde gebildet und der Leitung des Dr. Dudgeon von der Londoner Mission unterstellt. Daß die Zöglinge im Hospital klinischen Unterricht empfingen, wurde von den Ministern nicht genehmigt. Nach zehn Jahren gab ein neues Ministerium die Erlaubnis, verweigerte es aber, die Klasse zu einer medizinischen Schule zu erweitern, um nicht in Konflikt zu geraten mit dem uralten medizinischen Kollegium, welches als Monopol medizinischer Wissenschaft galt. „Die Sache ist", sagte der leitende Staatsminister, „ich glaube selber nicht an die fremde Medizin". Der Vicekönig Li glaubte daran und eröffnete eine Schule für Militär-Chirurgie, leider zu spät, um für den Krieg mit Japan von Nutzen sein zu können, S. 321.

Die Studenten halten es für unwürdig, Gymnastik zu treiben, da es gegen die Vorschriften des alten Ceremoniells ist; ihre Bewegung besteht einzig in einem langsamen feierlichen Gang, S. 324.

Von den Studenten waren manche dem Christentum geneigt, aber keiner wagte den Übertritt, durch Familienverhältnisse abgehalten und auch durch die Rücksicht auf ihre Laufbahn als Beamte. Die Mehrzahl gaben schriftlich oder sonst ihrer Überzeugung Ausdruck, daß eine Zeit kommen werde, wo

das Christentum den Buddhismus und Taoismus verdrängen werde. Niemals gaben sie eine Andeutung, daß dasselbe mit dem Konfuzianismus der Fall sein würde, denn alle sind Konfuzianer. Während sie gewohnt sind, den Aberglauben des Volks zu verlachen, bewahren sie eine tiefe Verehrung vor ihrem großen Weisen, als einem Propheten vom Himmel gesandt. Der Stern des Konfuzius wird erbleichen, aber nicht verschwinden, wenn China das Christentum annimmt, S. 326. Der Erfolg der Hochschule war ein langes Ringen mit zähem Konservatismus. Verschieden von den Japanern waren die Chinesen völlig befriedigt von ihrem alten Erziehungssystem, daß sie nie davon träumten, es im größern zu reformieren oder zu ergänzen. Die Hochschule wurde gegründet als Zugeständnis gegen die Forderungen der neuen Sachlage, um eine beschränkte Anzahl vorbereiteter Beamten zu erlangen, aber nicht um das Mandarinat neu zu gestalten, S. 327. Unter den Mandarinen ist die Neigung, ihre Gelegenheit (zum Gelderwerb) aufs äußerste auszunutzen so allgemein, daß chinesische Schriftsteller behaupten, Korruption sei die Regel und Ehrlichkeit die Ausnahme, S. 333.

Die höchsten Würdenträger.

Die weisesten Pläne des Auswärtigen Amtes werden oft durch die direkte Eingabe an den Kaiser von seiten eines gewandten Censors oder mächtigen Vizekönigs zu Schanden gemacht. Dem Auslande gegenüber haben jedoch alle Mandarine nur eine Politik, welche ein Minister kurz so ausspricht, „die Fremden zu gebrauchen, aber sich nicht von ihnen gebrauchen zu lassen", S. 342.

Von Li Hungchang wird gesagt, daß er reich geworden sei durch Methoden, welche nicht von anständiger Moralität anerkannt sind, obschon sanktioniert durch die Gewohnheiten seines Vaterlandes, S. 347. Die That, welche ihn am besten bekannt machte, ist der schändliche Mord der Rebellenhäupter, während er sie bewirtete nach ihrer Kapitulation, wobei er sein Ehrenwort brach, S. 350. Sein Vater war wohlhabender Landbesitzer, der mehrere Weiber hatte, der Vizekönig ist der Sohn einer untergeordneten Frau, sogar illegal, da seine Mutter ebenfalls den Familiennamen Li hatte, den der Vizekönig später in Ki umänderte. Er gilt als Freund des Fortschritts, ist aber durchaus kein Freund der Fremden. Seine Bemühung ging nur dahin, China für den Krieg zu rüsten. Er gründete auch eine Kauffahrteiflotte, um die fremden Dampfer aus dem Feld zu schlagen. Li und seine Gemahlin wurden Patrone, nicht der medizinischen Mission, sondern etlicher Ärzte, welche ihr Vertrauen gewannen. Er sprach sich bitter über Amerika aus wegen des Ausschlusses der Chinesen, S. 352, die Missionare seien gute Leute, aber „eure Moral ist einseitig, legt zu viel Gewicht auf Liebe und zu wenig auf Gerechtigkeit". Herr Tung, ein alter Staatsminister und großer Gelehrter, bat Dr. Martin, keinen hohen Schornstein neben seiner Wohnung zu bauen, aus geomantischen Gründen. Sir Th. Wade nannte diesen Minister „den ausgezeichnetsten Lügner, den er je kennen gelernt habe", S. 358. Ein anderer Minister, ein Mandschu, der gerne Verse schrieb, verlachte vor den Studenten der Hochschule die tägliche Umdrehung der Erde, S. 360. Ein dritter ärgerte sich darüber, daß die englischen Studenten der Gesandtschaft (student-interpreters) den Drachenteich entweihten durch Baden und Schwimmen, S. 363.

Als der Marquis Tseng von England zurückkam, wurde er mit großen Ehren empfangen und zum Mitglied, also Minister, des Auswärtigen Amtes ernannt. Daselbst fand er sich sofort von Argwohn umgeben, ein anderer Minister, ein begabter Konservativer, wurde sein bitterer Gegner und that, was er konnte, seinen Einfluß lahm zu legen. Auch der Vizekönig Li war gegen ihn aus Furcht, die Oberleitung möge auf Tseng übergehen. Auch bestanden Privatdifferenzen. Eine Tochter des Marquis war an einen Neffen des Vizekönigs verheiratet, verließ aber mit Genehmigung ihres Vaters ihren Mann, der ein Taugenichts war, S. 367.

Von einem chinesischen Professor der Mathematik wird anerkannt, daß er außerordentlich begabt war, aber nichts Neues produzierte und schon im sechzigsten Jahre altersschwach wurde. Er war auch einmal nahe daran, Christ zu werden, aber die Rücksicht auf Vorrücken in amtlicher Stellung hielt ihn ab. Er flickte seinen Konfuzianismus mit Lappen aus Indien und dem Westen und äußerte sich einmal: „Warum sollten wir nicht Missionare in euer Land ebenso senden wie ihr zu uns?" — „Warum thut ihr's nicht!" war die Antwort, S. 370.

Diplomatische Missionen.

In früheren Jahrhunderten schickte China Gesandtschaften nicht aus gegenseitiger Höflichkeit, sondern als Oberherr, der Ehren verlieh oder Streit schlichtete, wenn darum angegangen worden war. Erst 1866 gelang es Herrn Hart, die Chinesen zu bewegen, einen Versuch zu wagen mit einer Beobachtungsmission. Pinchun, ein ehemaliger Präfekt, später Privatsekretär bei Herrn Hart, wurde dazu ausersehen. Er reiste mit zwei jungen Zollbeamten, einem Engländer und einem Franzosen, sowie drei Studenten der Dolmetscher-Schule. Diese fanden überall die beste Aufnahme. Nach seiner Rückkehr war Pinchun sehr vorsichtig in seinen Äußerungen, weil es damals ein Verbrechen war, Vorliebe für den Westen an den Tag zu legen. Für ein Wort des Lobes hatte er jedenfalls zehn des Tadels, S. 374. Dann kam der Amerikaner, Herr Burlingame, dessen Mission viel Lärm machte. Der Zweck wurde vielfach mißverstanden: Nicht Chinas Entwicklung zu beschleunigen, sondern Aufschub zu erlangen, war die Absicht. Burlingame sollte die Nachsicht der Westmächte erflehen und sie veranlassen, China das Recht zuzugestehen, seine eigene Zeit zu nehmen und seine eigenen Wege zu gehen. Die enthusiastische Aufnahme Burlingames alarmierte die Chinesen. Warum seid ihr Westlichen so ungeduldig, daß wir voran sollen? rief ein Staatsminister aus. Kein einziger Vertrag wurde abgeschlossen; diplomatisch war diese Gesandtschaft ein Mißerfolg, S. 377. Herr Burlingame starb auf dieser Gesandschaftsreise in Petersburg. In Peking hatte er guten Einfluß ausgeübt, welchem die kooperative Politik zu danken ist, die leider nicht lange anhielt, sonst hätte die moralische Kraftwirkung aus dieser Union der Legationen der Westmächte die wohlthätigsten Folgen für China gehabt. Die chinesische Regierung lernte nichts aus den Erfahrungen der Gesandtschaft. Die beiden chinesischen Begleiter des Herrn Burlingame wurden nach ihrer Rückkunft in ehrenhafte Verbannung geschickt, S. 379. Dann kam das Blutbad von Tientsin und die Sendung des Chunghan nach Frankreich. Er nannte Frankreich einen verwundeten Tiger, mit dem nicht zu

ſcherzen ſei. Ihm und ſeinem Volk gab das aber eine um ſo höhere Idee von Deutſchland, vor dem ſie ſeither geneigt ſind, ſich zu beugen und anzubeten, S. 380.

Dann kam eine Geſandtſchaft 1876 nach England wegen Ermordung des Engländers Margary. China gab dem Geſandten einen Vizegeſandten bei und wollte dies als Regel beibehalten. Die fremden Höfe nahmen aber keine Notiz vom Vizegeſandten, ſondern behandelten ihn nur als Sekretär.

Yung Wing, der in Amerika ſtudiert und in Yale graduiert hatte, gelang es, die chineſiſchen Miniſter zu überreden, 120 junge Chineſen nach Amerika zum Zwecke des Studiums zu ſenden. Herr Chan, ein Akademiker (Hanlin), konſervativ wie dieſe alle ſind, wurde ihm beigeordnet als Hemmſchuh gegen fortſchrittliche Neigungen. Dieſe beiden wurden dann diplomatiſch verwendet, und der Akademiker Wu erhielt die Aufſicht über die Studenten. Dieſer gab ſich mit Photographie und weſtlicher Wiſſenſchaft ab, hatte auch über fünfzig Jahre alt noch Engliſch gelernt, ſeine alten Vorurteile ſaßen jedoch zu tief, um entwurzelt zu werden. Er machte eine Eingabe an die Regierung in Peking, daß die Studenten von republikaniſchen und chriſtlichen Ideen angeſteckt ſeien, etliche auch Amerikanerinnen geheiratet hätten. Der Erfolg war, daß alle zurückgeholt wurden, S. 383.

Chunghan wurde 1878 nach Rußland als Geſandter geſchickt, die Rückgabe von Jli zu bewirken. Er durfte mit dem Zaren direkt verhandeln, ließ ſich aber bethören, die beſten ſtrategiſchen Punkte an Rußland abzutreten, und reiſte nach China zurück, ohne auf Erlaubnis zur Abreiſe zu warten. Sein Vertrag wurde in China verworfen, er ſelber eingekerkert und zum Tode verurteilt. Nur auf beſondere Verwendung der Königin von England wurde er freigegeben, aber mit dem Verluſt aller ſeiner Würden beſtraft, ſelbſt ſeine Ahnen ins dritte Glied wurden degradiert. Chunghan blieb ſeither politiſch tot, S. 395.

Chinas Nachbarſtaaten.

1. Rußland. Ein Zuſammenſtoß fand im Jahre 1685 ſtatt. Die Chineſen zerſtörten damals die ruſſiſche Grenzfeſtung Albazin und führten die Beſatzung gefangen nach Peking. Rußland wetzte dieſe Scharte niemals aus, ſetzte aber den Hebel ſeiner unvergleichbaren Diplomatie ein. Religiöſe und politiſche Miſſion wurde in Peking unterhalten, hundert Jahre im Vorſprung vor anderen Mächten. Als Engländer und Franzoſen ſiegreich in Peking einzogen, fanden ſie die Ruſſen daſelbſt als Freunde der Chineſen. Für ſeine Freundſchaft und vielleicht indirekte Unterſtützung erhielt Rußland die Abtretung eines Teils der Mandſchurei mit nahezu tauſend Meilen Seeküſte und völliger Beherrſchung des unteren Amur. Wegen Jli wäre es beinahe zum Krieg gekommen, aber General Gordon, der gerade zum Beſuch nach Peking kam, riet den Chineſen an, einen Konflikt zu vermeiden, da ſonſt die Ruſſen in ſechzig Tagen in Peking ſeien. Die Ruſſen ließen ſich auch mit Geld abfinden. Die ſibiriſche Eiſenbahn brachte die Chineſen wieder in Aufregung. Man baute deshalb eine chineſiſche Bahn in die Mandſchurei, dirigierte auch chineſiſche Anſiedler in die dünn bevölkerte Gegend. Obgleich die ſibiriſche Bahn dreitauſend Meilen dicht an der chineſiſchen Grenze hinläuft und leicht an vielen Stellen durch tartariſche

Reiterei zerstört werden kann, hoffen doch die Russen eines Tages Peking zu besitzen. Wie früher aus den englischen Kriegen, so hat jetzt Rußland aus dem japanischen noch bedeutendere Vorteile erlangt. Rußland ist nun der Verteidiger der Mandschurei und der Finanzherr Chinas, S. 390.

2. Großbritannien. Die Mäßigung der Engländer, sich nach dem ersten Krieg mit einem Felsen (Hongkong) zu begnügen, als sie eine Provinz hätten nehmen können, und vom zweiten nichts zu behalten, als sie alles hätten haben können, beweist deren aufrichtigen Wunsch, China unabhängig und blühend zu sehen. Aber der Masse der Chinesen und der Mehrzahl ihrer Regierenden ist das nur ein Beweis von Schwachheit oder Thorheit, da niemand einen Besitz verschmäht, der sich stark genug fühlt, ihn zu halten. Argwohn und Feindschaft sind die Vermächtnisse dieser Kriege. England suchte einige Zeit China als Bundesgenossen gegen Rußland, aber es möchte leichter sein, die Chinesen zu gewinnen, die Engländer aus Indien zu vertreiben, als diese daselbst zu schützen. Die Illusion der Bundesgenossenschaft ist durch den japanischen Krieg zerstört. Seine Politik hat England schon seit einem Jahrzehnt geändert. Wie England gegen das Vorgehen der Franzosen im Süden Birma nahm und gegen Rußland Hamilton besetzte, so sucht es auch jetzt wieder nach dem Löwenanteil. Kommt es zur Zerteilung, so wird es jedenfalls ein Glück für China sein, wenn der größte Teil unter die Herrschaft von Großbritannien kommt. Da allein können die Chinesen lernen, sich selbst zu regieren, S. 392. Daß England nicht wie die andern Mächte Einsprache gegen die Friedensbedingungen Japans erhob, auch die Besitzergreifung Formosas zuließ, hat seinen Grund darin, daß England seinen künftigen Bundesgenossen nicht beleidigen wollte. Japan und nicht China ist der natürliche Bundesgenosse Großbritanniens. Von Japan ist das Bündnis heiß ersehnt, es wäre mehr als thöricht von England, die ausgestreckte Hand zurückzuweisen, S. 397.

3. Frankreich. Frankreich wird von China mit noch mehr Argwohn betrachtet als England. Da Frankreich seine indischen Besitzungen an England verlor, sah man es als Macht zweiten Ranges an. Frankreich schloß einen Vertrag mit China erst nach dem ersten englischen Krieg, und im zweiten kam es als der Bundesgenosse Englands. Daß Frankreich in seinem (Tongking-) Kriege gegen China nichts erreichte, das schreiben die Chinesen ihrer eignen Tapferkeit zu und dem Umstand, daß England nicht half. Aber man gab auch den Gedanken chinesischerseits auf, Frankreich aus Tongking zu vertreiben. In seiner Eigenschaft als Beschützer der römisch-katholischen Mission, wie als Nachbar in Tongking, ist Frankreich eine beständige Drohung für China. Wenige Seiten der Geschichte sind ehrenvoller für China als die, welche den zweiten Krieg mit Frankreich berichten. Beide Teile wurden durch Sir R. Hart bewegt, den Status anzunehmen, der vor dem Kriege bestand. Dieses negative Resultat war für China ebensoviel wie Sieg.

Sehr bedeutsam ist die Handlung Frankreichs, nach dem japanischen Krieg Rußland zu unterstützen. Bedeutende Vorteile in der Ausdehnung Tongkings und Eisenbahnkonzessionen wurden dadurch erreicht, S. 397.

4. Deutschlands Zusammengehen mit Rußland hat viele überrascht. Aber Deutschland beklagt den Mangel an Kolonien und macht verzweifelte Anstrengungen, solche zu erlangen. Die in Afrika ꝛc. sind soweit von keinem

Nutzen. Formosa wäre unschätzbar, aber die Zeit wurde versäumt. Warum nicht Chusan nehmen? England würde nichts Vernünftiges einzuwenden haben. Die Bewilligung der Konzessionen in etlichen Häfen, obgleich das Land unter chinesischer Oberhoheit bleibt, ist für Deutschland die Nase des Kameels, S. 398. Alle West-Mächte könnten sich einigen als Christen zum Schutz der Christen. Damit wäre immer ein Grund der Einmischung gegeben. Geldentschädigung mehrt das Übel; offiziellen Versprechungen kann man nicht trauen; die Regierung will ihre Mandarine nicht bestrafen; da bleibt nur ein Mittel, daß jede der Mächte ein kleines Stück Land nimmt. Kommt es schließlich zur völligen Teilung, die nicht so kompliziert ist wie die des türkischen Reiches, so würden die nördlichen Provinzen an Rußland fallen, die südlichen, Teile von Yunnan und Kanton ausgenommen, an Frankreich, das Yangtse-Thal an England, Chekiang und Fukien an Deutschland, S. 399. (Den andern Mächten gönne ich gerne ihren Anteil, für Deutschland würde ich einen solchen Besitz in China als Unglück ansehen. Die Unkosten wären enorm, die Konkurrenz Englands, besonders von Indien her, Rußlands, Frankreichs, Japans und der Vereinigten Staaten Nordamerikas würde größere Erfolge unmöglich machen. Im Falle eines europäischen Krieges würde Deutschland abgeschnitten werden. Öftere Rebellionen der chinesischen Bevölkerung wären schwer vermeidlich und Reibereien unter den Teilungsmächten würden nicht lange auf sich warten lassen. Deutschland würde jährlich Millionen aufwenden müssen und etliche Hunderttausende würden den Kassen weniger Kaufmannshäuser zufließen. E. F.).

5. Japan. China hat in früheren Jahren mehrere erfolglose Versuche gemacht, Japan zu erobern, und japanische Seeräuber haben dafür die chinesischen Küsten heimgesucht, bis sich Japan überhaupt gegen das Ausland abschloß. Die auswärtige Politik Chinas und Japans blieben identisch bis 1854. Seither nahmen sie entgegengesetzte Richtung. Der ungeheure Vorteil, den ein lebendiges Streben zum Besseren über eine träge Anhänglichkeit an die Tradition hat, ist nirgends so auffällig zu Tage getreten, als im Ergebnis des letzten Krieges, eines Krieges, der den Sieger unter die Großmächte versetzte und die Zersetzung des Besiegten einleitete. Jeder Schritt in Japans Fortschritt verschärfte die alte Animosität. China haßt Japan als den Verräter der asiatischen Traditionen, und Japan verachtet China als einen Nachzügler im Wettlauf.

Li-Hungchang ist Schuld am Krieg mit Japan durch zwei diplomatische Versehen, daß er Korea erlaubte, in direkte Beziehungen zu auswärtigen Höfen zu treten, und daß er Japan eine Mitkontrolle bewilligte, S. 402. Für den ersten kühnen Schlag gebührt Japan der strategische Preis. Die versteckte Feindschaft Chinas hätte doch den Krieg früher oder später unvermeidlich gemacht; es war weise von seiten der Japaner loszuschlagen, als sie dazu gerüstet waren. Die Kriegsgefangenen wurden von den Japanern ausgezeichnet behandelt. In Japan kommen keine Pöbelexcesse vor gegen Christen und Massenmorde, trotzdem die Verträge keine Zeile dagegen enthalten, China dagegen zeigt sich immer mehr als heidnischer Verfolger trotz Verpflichtung und wiederholten Versicherungen, S. 405.

Die Zukunft Japans erscheint günstig, wenn ein Konflikt mit Rußland vermieden wird. Formosa ist eine gute Beute, ausreichend zur Kolonisierung

für die nächsten 25 Jahre. Borneo ist eine größere Beute der Zukunft und kann ohne Gewalt durch Diplomatie erlangt werden, S. 406. (Dieser Gedanke eines Amerikaners sollte den Holländern zu Herzen gehen. Die Sundainseln werden bald in den Strom der Ereignisse resp. Geschichte Ostasiens gezogen werden. Eine zeitige Allianz mit Deutschland erscheint mir die einfachste Sicherung. E. F.).

6. Amerika ist Chinas Nachbar wie der barmherzige Samariter, der weder verwundet noch beraubt. Da ist kein Verdacht einer Absicht auf chinesisches Territorium, auch ist Amerika frei von Rücksichten auf andere Mächte, kann deshalb leicht als Vermittler wirken. Peking ist an Bedeutung gestiegen, so daß es Konstantinopel den Rang streitig machen kann als Herd der Intrigue. Zwei populäre Irrtümer sind zu berichtigen, daß der amerikanische Einfluß sich verringert, während das Gegenteil der Fall ist, seit die Einwanderungsfrage von Chinesen nach Amerika erledigt ist. Zweitens, daß der amerikanische Handel abnimmt. Allerdings geht viel in englischen und japanischen Schiffen, die Ausfuhr z. B. von Tientsin nach den Vereinigten Staaten hat sich von 1893 bis 1895 fast verdoppelt.

Der Zolldienst.

Sir R. Hart ist trotz aller seiner großartigen Erfolge nicht eben sanguinisch für die Zukunft. „Ich fürchte, wir flicken einen zersprungenen Kessel", sagte er etliche Monate vor dem Krieg mit Japan. Herr Hart hat 800 Europäer und an 4000 Chinesen unter sich im Zolldienst. Er wurde außerdem häufig von der chinesischen Regierung als Vertrauensmann benutzt. Im vergangenen Sommer wollte er die gesamten Staatseinnahmen reformieren, das wurde abgeschlagen aus Furcht vor den vielen Mandarinen, deren Einnahmen verkürzt würden. Die Zollverwaltung durch Ausländer gilt auch nur als temporäre Einrichtung, die Rollen der Ausländer und der chinesischen Hilfsarbeiter werden sich austauschen müssen, S. 418. Den meisten Taotais (Mandarineninspektoren) ist die Ehrlichkeit der ausländischen Zollkommissarien unangenehm, sie hassen deshalb das System, S. 420.

Die Audienz-Frage.

Sir Thomas Wade, seit 1843 in China, war der einzige Minister in Peking, der chinesisch sprach. Er war heftigen Temperaments, raufte sein Haar und ballte die Fäuste in Disputen mit Chinesen, so daß er auf die ruhigen Orientalen mehr den Eindruck ohnmächtiger Wut als der Gefahr machte. Im allgemeinen war er gerecht. „Er werde nicht die Interessen von 400 Millionen denen von 25 Millionen opfern", sagte er einmal zu Dr. Martin. Der Engländer Margary wurde in Yunnan ermordet. Es war seine Aufgabe, eine neue Route nach Indien zu eröffnen, und die der chinesischen Beamten, jeden von diesem Wege abzuschrecken. Herr Wade drohte dem Prinzen Kung mit dem Verlust seiner persönlichen Freundschaft, worauf dieser kühl erwiderte, „er habe dabei nichts zu verlieren, da ihre Beziehungen öffentliche, nicht private seien". Dasselbe gilt von allen chinesischen Ministern. Der Verkehr ist beschränkt auf formale Zusammenkünfte im Auswärtigen Amt oder den Legationen. Herr Wade, unterstützt vom deutschen Minister, machte einen Versuch, in sozialen Verkehr mit

den Chineſen zu kommen. Prinz Kung ſchien einzuwilligen und beſtimmte einen Tag. Beim Empfang war er umgeben von einer großen Anzahl der chineſiſchen Nobilität. Jede Geſandtſchaft wurde beſonders empfangen und hatte nur eine halbe Stunde Zeit, jedermann vorgeſtellt zu werden. Dieſe Mandarine machten dann einzeln einen Beſuch in den 10 Legationen, was ſie in einem Tag abmachten. Die Herren Geſandten hatten dann jedem den Beſuch zu erwidern, wozu ſie in Peking allerorts herum mußten, um circa 40 Häuſer zu finden, trafen aber nur zwei oder drei Herren zu Hauſe. Damit hatte die Sache ein Ende. Solcher Verkehr iſt wie eine erzwungene Miſchung von Oel und Waſſer. Unter den vielen Mißgriffen der Geſandten war nicht der geringſte der, daß ſie einwilligten, die Audienz beim Kaiſer zu verſchieben, ſolange er minderjährig regierte. Als die Zeit der Selbſtherrſchaft gekommen war, fand auch die Audienz ſtatt, nur mit drei tiefen Verbeugungen, aber nicht im Palaſte, ſondern in der Halle, wo Vaſallen empfangen werden. Frankreich und Rußland weigerten ſich entſchieden, ihre Geſandten noch einmal dort empfangen zu laſſen. Im November 1894 fand denn auch die erſte Audienz der Miniſter der Weſtmächte im Kaiſerpalaſte ſtatt nach mehr als vierzigjährigem diplomatiſchen Kampf um dieſen Punkt. Aber es fehlt noch viel, daß wie in Japan den Geſandten dieſelben Höflichkeiten erwieſen würden, womit die chineſiſchen an den Höfen Europas beehrt werden, S. 438.

Die Miſſionsfrage.

Frankreich gebührt die Ehre, zu der neuen Ära religiöſer Freiheit in China den Anſtoß gegeben zu haben. Es wäre nicht gut für die katholiſche Miſſion, wenn ein päpſtlicher Nuntius ſie vertreten würde anſtatt des franzöſiſchen Miniſters, bis die chineſiſche Regierung aufhört, die Ausbreitung des Chriſtentums zu hindern. Seit 1870 fanden zwanzig und mehr Pöbelausbrüche ſtatt. Unter den Urſachen iſt ſicherlich auch die, daß der Handel immer mehr aus den einheimiſchen Segelbooten in Dampfer übergeht. Dann die Verleumdungen von Kinderſtehlen und Morden, um Medizin mit magiſcher Wirkung zu bereiten. (Die Urheber davon ſind hauptſächlich chineſiſche Ärzte und Apotheker, weil durch jedes Miſſionshoſpital Hunderte dieſer überzahlreichen Klaſſe ihre Kundſchaft verringert und ihre Exiſtenz gefährdet ſehen. E. F.). Die kaiſerliche Proklamation von 1891 verbietet antichriſtliche Agitationen, wird aber von den Mandarinen nicht beachtet, weil ſie wiſſen, daß es nicht der freiwillige Ausdruck des kaiſerlichen Willens iſt. Der Präfekt von Nanking, der perſönlich mit dem Magiſtrat der Provinzialhauptſtadt alle Miſſionsanſtalten daſelbſt beſucht hatte, befiehlt in einer Proklamation vom 4. Juli 1895 ſämtlichen Magiſtraten der Diſtrikte außerhalb, dasſelbe zu thun. „Obgleich es Chineſen giebt, denen es Vergnügen macht, Gutes zu thun, ſo giebt es doch keinen, welcher die Miſſionare übertreffe", S. 452. Schon früher hatte ein chineſiſcher Gelehrter von hoher Stellung ſeine Meinung veröffentlicht, „daß China mehr Nutzen von der chriſtlichen Miſſion als vom fremden Handel habe", S. 457.

Auf Dr. Martins Anſicht in betreff des Ahnenkults kann ich hier nicht näher eingehen. Es iſt das ein Punkt, worin Dr. Martin jedenfalls ſtark beeinflußt wurde durch ſeine abhängige Stellung unter den höheren Mandarinen Chinas. Daß Dr. Martin über viele andere Dinge ſich

schroffer ausspricht, wie eben in Kürze mitgeteilt wurde, darüber können wir ihm nur dankbar sein. Anderes konnte nicht aufgenommen werden, da diese Abhandlung schon fast zu lang geworden ist. Ich hatte früher nie Gelegenheit, Dr. Martin persönlich kennen zu lernen, umsomehr war ich überrascht und erfreut, daß derselbe, während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, von Amerika zurückkommend in Shanghai landete. Eine Operation ist in New-York glücklich gelungen, so daß Dr. Martin sich frisch genug fühlt, 69 Jahre alt, noch einmal nach Peking zu gehen, um einige litterarische Arbeiten in chinesischer Sprache zum Abschluß zu bringen. Eine Verbindung mit der chinesischen Regierung scheint er nicht wieder eingehen zu wollen. Der Gesamteindruck, den man aus Dr. Martins Urteil, das auf 46jähriger Erfahrung unter den günstigsten Verhältnissen beruht, erhält, ist nichts weniger als hoffnungsvoll für China. China hat bereits seine beste Zeit und Gelegenheit versäumt, auch jetzt ist noch kein tieferes Verständnis über die Lage in den regierenden Kreisen vorhanden. Man verläßt sich, wie es scheint, zu viel auf die offenkundige Uneinigkeit der Westmächte. Diese ist allerdings kaum überbrückbar, was die Absichten auf China angeht. Rußland wird Schritt für Schritt mit ruhiger Sicherheit weiter gehen, Frankreich wird wahrscheinlich in unruhiger Eile sich weiter verwickeln. Vom Bündnis zwischen England und Japan war oben bereits die Rede. Ich halte das seit dem neuen englisch-japanischen Vertrag bereits für eine Thatsache, sonst wäre mir Englands Haltung während des Krieges und nachher ganz unverständlich. China könnte nichts besseres thun, als die Feindschaft gegen Japan überwindend ebenfalls ins Bündnis mit England-Japan einzutreten, also einen ostasiatischen Dreibund zu schließen. Deutschland wird den besten Gewinn haben, wenn es sich von den ostasiatischen Verwicklungen ferne hält. — Wie aber auch die politische Zukunft Chinas sich in den nächsten Jahren gestalten mag, jetzt gerade sind offene Thüren fürs Evangelium gegeben, dasselbe durch Wort und Schrift den Millionen verständlich zu machen und ans Herz zu legen mit der Bitte: Lasset euch versöhnen mit Gott!

Der Buddhismus in Japan[1]).

Von Professor Dr. Lange in Berlin.

I.

Wie das Christentum seinen Namen einem Beinamen des Stifters der Religion verdankt, so leitet sich auch der Name des Buddhismus von einem Beinamen des Gründers dieser Religion ab, von Buddha (jap. buts') „dem Erleuchteten, Weisen", welcher Name ihm in seiner dogmatischen Würde als Überwinder aller irdischen Leidenschaft und alles Irrtums beigelegt wurde. Sein eigentlicher Name war Siddhartha; er stammte aus dem angesehenen Fürstengeschlecht der Çâkya ab, welches ein kleines Gebiet

[1]) Bereits in der Nationalzeitung 1896, Nr. 237, 254 und 272 erschienen und vom Herrn Verfasser uns freundlichst zum Abdruck überlassen.

zwiſchen dem Ganges und den nepaleſiſchen Vorhöhen des Himalaya beherrſchte. Von dieſem Geſchlechtsnamen erhielt er den Namen Çâkyamuni, d. h. Lehrer aus dem Geſchlechte Çâkya, und unter dieſem Namen iſt er bei uns am bekannteſten geworden, während er in Japan nur Shaka oder O Shakaſama, der hehre Herr Shaka, genannt wird. Alle ſeine übrigen Beinamen ſind in Japan nur den Gelehrten, welche ſich eingehend mit dem Buddhismus beſchäftigen, bekannt geworden. Über die Zeit ſeines Erdenlebens gehen die Anſichten in den verſchiedenen Ländern weit auseinander, ſie ſchwanken zwiſchen dem zehnten und dem dritten Jahrhundert vor Chriſti Geburt. Die wahrſcheinlichſte Annahme iſt, daß Shaka im ſechſten Jahrhundert gelebt und um 480 vor Chriſti Geburt geſtorben iſt. Auch aus ſeinem Leben wiſſen wir wenig Zuverläſſiges; er verheiratete ſich früh, bekam einen Sohn, verließ aber, neunundzwanzig Jahre alt, in blühender Jugendkraft, Weib und Kind, gab Herrſchaft, Reichtum und Wohlleben auf, um als wandernder Asket in der Stille der Einſamkeit durch Kaſteiungen der verſchiedenſten Art den Frieden der Seele zu ſuchen. Endlich am Ende einer langen Nacht, die er unter Nachdenken am Fuße eines Feigenbaumes verbracht, überkam ihn das Gefühl allwiſſender Erleuchtung. Er glaubte nun das Wiſſen erlangt zu haben, wie das Leiden der Welt entſteht und welcher Weg zur Vernichtung dieſer Leiden führt. „Da ich ſolches erkannte", ſoll er von dieſer Zeit geſagt haben, „ward meine Seele erlöſt von der Sünde der Begier, erlöſt von der Sünde des irdiſchen Weſens, erlöſt von der Sünde des Irrens, erlöſt von der Sünde des Nichtwiſſens. In dem Erlöſten erwachte das Wiſſen von der Erlöſung, vernichtet iſt die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, gethan die Pflicht, nicht werde ich zu dieſer Welt zurückkehren". Von dieſer Zeit an iſt er der Erweckte, Wiſſende, der Buddha. Er kehrt nun in die Welt zurück, um der Menſchheit den Weg zu weiſen, der aus dem ewigen Kreislaufe von Geburt und Tod zum höchſten Heil, zur Befreiung von der Wiedergeburt führt. Er wandert durch das Gangesthal und gewinnt durch die Kraft ſeiner Beredſamkeit treue Jünger und Jüngerinnen, die erſten Glieder der ſich ſpäter über einen großen Teil der Erde ausbreitenden Gemeinde. Nachdem er ſo noch die allmähliche Ausbreitung ſeiner Lehre erlebt hat, ſtirbt er hochbetagt, achtzig Jahre alt, ſeine Jünger ermahnend, die Wahrheit im kleinen und großen als ihre Leuchte und Zuflucht zu betrachten.

Dies ſind die einfachen, nackten Thatſachen aus dem Leben des Buddha, die auf hiſtoriſche Wahrheit Anſpruch erheben können. In ſpäteren Jahrhunderten haben ſich zahlreiche Legenden um ſeine Perſon gebildet, und es finden ſich in den Lebensbeſchreibungen ſpäterer Jahrhunderte ſogar manche Züge, welche die größte Ähnlichkeit mit dem Leben Chriſti haben. Man will dies aus dem Einfluß neſtorianiſcher Mönche erklären, welche im fünften Jahrhundert nach Chriſto nach Tibet kamen.

Der Kernpunkt und das Grunddogma der Lehre Buddhas iſt nun die Lehre von den vier erhabenen Wahrheiten: Vom Leiden, vom Enſtehen des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und von dem Wege zur Aufhebung deſſelben. In dieſer Lehre von den vier Wahrheiten ſpricht ſich der buddhiſtiſche Peſſimismus aus, daß alles Irdiſche, alle Vorgänge des täglichen Lebens vergänglich und weſenlos ſeien. Das Leiden entſteht und beruht auf dem Geſetze der ſittlichen Vergeltung, auf Verdienſt und Schuld, welche

die Wiedergeburt in höheren oder niederen Sphären der Schöpfung bedingen. Von der fortwährenden Wiedergeburt aber zum Leiden, vom Gesetz der Kausalität wird befreit, wer von allem Irdischen abläßt, wer das Nichtwissen vom Leiden überwindet, mit einem Wort, wer in das Nirvâna, japanisch Nehan, übergeht. Kein Ausdruck der buddhistischen Terminologie ist dem Europäer geläufiger als dieser und über keinen ist mehr gestritten worden. Der Grund ist, daß dieser Begriff selbst bei den Buddhisten streitig ist und verschieden erklärt wird. Da Buddha ebensowenig wie Christus etwas Schriftliches hinterlassen hat und seine Lehren erst einige Jahrhunderte nach seinem Tode aufgezeichnet worden sind, so wissen wir nicht mit vollständiger Sicherheit, wie Buddha das Nirvâna aufgefaßt hat. Folgen wir aber den ältesten Aufzeichnungen, so hat er aller Wahrscheinlichkeit nach darunter einen auf Erden erreichbaren Zustand der Seligkeit und Heiligkeit verstanden, in welchem durch Überwindung aller irdischen Lust und Leidenschaft, durch vollständige Sündenlosigkeit Befreiung von allen Leiden erreicht ist. Die Alternative aber, ob der Heilige, Vollendete bei seinem Tode in das Nichts oder die ewige Seligkeit übergehe, ist von Buddha teils unbeantwortet, teils unentschieden gelassen, als unwesentlich für die Erkenntnis der Wahrheit und die Erlangung des höchsten Friedens. Erst in späterer Zeit, als sich die Lehre verflachte und die Erkenntnis durchdrang, daß es dem gewöhnlichen Sterblichen unmöglich sei, vollständige Sündenlosigkeit und Heiligkeit hier auf Erden zu erreichen, faßte man das Nirvâna einerseits als absolute Vernichtung des Lebens und Bewußtseins durch den Tod, andrerseits als das Jenseits im Paradiese auf, das den Menschen als Belohnung für gute Thaten nach dem Tode erwartet. Die letztere Auffassung findet sich in Japan wieder.

Welches ist nun der Weg, der zur Erlösung führt, welches sind die ethischen Gesichtspunkte des Buddhismus, die zum Nirvâna hinüberleiten? Wie Christus für uns das Ideal ist, dem wir im Wandel nachstreben sollen, so auch Buddha für die, welche seine Lehre bekennen. Der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, von der er nicht nur während seines letzten Erdenwallens, sondern auch in seinen früheren, angeblich fünfhundertfünfzig Existenzen Beispiele gegeben, sollen sie nacheifern. Als Voraussetzung aller sittlichen Vollkommenheit wird bezeichnet: Rechtschaffenheit im Wandel, Erkennen der Wahrheit und Sammlung des Geistes in stiller Einsamkeit. Rechtschaffen ist der, welcher nicht gegen die fünf Hauptverbote verstößt. Du sollst kein lebendes Wesen töten, Du sollst nicht stehlen, nicht lügen, Du sollst nicht unzüchtig leben, Du sollst keine berauschenden Getränke trinken.

Das erste, vierte und fünfte Gebot ist besonders verbindlich für die Priester, und es existiert daher für diese das Cölibat, das Verbot des Fleisch- und Fischessens und des Trinkens alkoholischer Getränke. Wohlwollen gegen alle, Vergeben und Feindesliebe, bis zur Selbstvernichtung getriebene Bereitschaft zum Wohlthun wird gefordert. Das Hauptgewicht sittlichen Thuns aber liegt in der Erkenntnis des Ich und unabläßiger Selbstzucht; „Schritt um Schritt, Stück für Stück, Stunde für Stunde soll, wer da weise ist, sein Ich läutern, wie der Goldschmied das Silber läutert". Der Zustand des Sichversenkens in stiller Einsamkeit, in Bewegungslosigkeit, um den Geist zu sammeln und sich von den bösen Regungen zu befreien, ist eine der wichtigsten Vorstufen zur Heiligkeit, und eine der

größten buddhistischen Sekten in Japan stellt die Sammlung des Geistes durch Meditation als Hauptforderung zur Erlangung der Wahrheit und Erlösung hin. Es wird somit in der ältesten Lehre eine Erlösung durch die eigene Kraft des Menschen gedacht, bei der kein Vermittler, kein Erlöser zwischen die Gottheit und den Menschen tritt. Den alten indischen Göttern der Brahmanen weist Buddha überhaupt eine untergeordnete, nebensächliche Stellung an, er mißachtet das Opferwesen, geißelt die indische Schriftgelehrsamkeit der Brahmanen als eine leere Thorheit, verurteilt den brahmanischen Kastenhochmut und verwirft kleinliche und gedankenlose Gebräuche und leere Formen. Es ist nötig, dies hier zu betonen, weil die weitere Entwicklung der Lehre des Buddhismus und die Form desselben in Japan einen Rückschritt in dieser Beziehung zeigt.

Aus der ersten Zeit der Geschichte des Buddhismus wird schon von Spaltungen und Sektenbildungen berichtet, die Gegenstand der Erörterung auf verschiedenen Konzilien wurden. Unter dem buddhistischen Konstantin, dem berühmten Asoka, einem Enkel jenes Chandragupta, welcher dem durch Alexanders des Großen Einfall in das Indusgebiet entstandenen, macedonischen Reiche ein Ende gemacht hatte, wurde der Buddhismus Staatsreligion in dem nördlichen Indien; viele Klöster wurden erbaut und Türme oder sogenannte Pagoden zur Aufnahme von Reliquien errichtet. Wir sehen also hier schon das allmähliche Entstehen eines Kultus, den der Buddhismus nicht entbehren konnte, als er anfing, in die Massen des Volkes zu dringen. Asokas Sohn brachte den Buddhismus nach Ceylon, von wo er später nach Hinterindien, Birma und Siam, ja sogar nach Java verpflanzt wurde. Bald nach Asokas Regierung, noch vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, scheint ein weiterer Schritt zur Popularisierung der Religion gemacht zu sein. Der Bilderdienst, dem wir in Japan überall begegnen, wurde zur dauernden Einrichtung der Kirche. Zur Zeit des Beginns unserer Zeitrechnung nun trat das wichtigste Ereignis für die weitere Entwicklung des Buddhismus ein. Unter Kanishka, einem Zeitgenossen des Augustus und einem der größten Förderer des Buddhismus, dem Eroberer von Kabul, Kaschmir und dem Pendjab, wurde in einem Kloster in Kaschmir das sogenannte vierte Konzil abgehalten; die Lehre und die heiligen Texte wurden von neuem geprüft und der Kanon abgeschlossen. Hierbei wurden eine Anzahl Schriften mit aufgenommen, die erst in den letzten beiden Jahrhunderten entstanden waren und von den Buddhisten in den südlichen Ländern, wie Ceylon, nicht anerkannt wurden. Diese verwarfen also die Beschlüsse des Konzils und die Autorität der in den genannten Büchern enthaltenen Religionslehren jüngeren Datums, und damit vollzog sich die für die Entwicklung und das Verständnis des Buddhismus wichtige Thatsache der Trennung in Nord- und Süd-Buddhismus. Für die beiden Systeme giebt es die beiden indischen Bezeichnungen Mahâyana und Hinâyana, japanisch daijō und shōjo d. h. große und kleine Überfahrt. Der Name erklärt sich leicht aus einem häufig gebrauchten Gleichnis, das die Leiden dieser Welt mit dem stürmischen Meere vergleicht, über welche die Lehre Buddhas an das jenseitige Ufer, den Hafen der seligen Ruhe, hinüberführt. — Kurz gesagt, enthält das Mahâyana die jüngere, durch viele Zusätze und Veränderungen entstellte Lehre, das Hinâyana dagegen die ältere, ursprüngliche Lehre, die das Hauptgewicht auf moralische Asketik legt. — Während nun

das System der kleinen Überfahrt allmählich an Boden verlor (dasselbe wurde durch den Brahmanismus im sechsten und siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt gänzlich aus Indien verdrängt, so daß es heute nur noch in Ceylon, Birma und Siam vorhanden ist), verbreitete sich das der großen Überfahrt über einen großen Teil Mittel- und Ost-Asiens. Von Kaschmir und Nepal gelangte es nach Tibet, wo sich im elften Jahrhundert bekanntlich eine Hierarchie entwickelte, die viele Analogien mit dem Papsttum aufweist, und von Tibet kam es nach der Mongolei und Mandschurei. In China wurde der Buddhismus, die Religion des Fo, wie man dort sagt, von der Regierung und auch bei Hofe um das Jahr 70 unserer Zeitrechnung angenommen. Es entstand ein lebhafter Verkehr zwischen den Priestern Chinas und Indiens, und es ist bekannt, daß wir zwei berühmten chinesischen Wallfahrern, von denen der erste um 400, der zweite um 630 die heiligen Stätten des Buddhismus in Indien besuchte, die wichtigsten Nachrichten über Blüte und Verfall der Religion in ihrem Mutterlande Indien zu verdanken haben. In China wurde auch seit dem 9. Jahrhundert der im Sanskrit geschriebene Kanon des Nord-Buddhismus, der im Laufe der Zeit große Dimensionen angenommen hatte, übersetzt, und diese Übersetzung brauchen die japanischen Priester noch heute bei religiösen Ceremonien zum Vorlesen; denn es giebt keine Übersetzung der buddhistischen Lehre in das Japanische. Ungebildeten Priestern, deren es in Japan nicht wenige giebt, und Laien bietet das Verständnis dieser Übersetzung die größten Schwierigkeiten. Für die Einführung des Buddhismus aus China nach Japan spielte das heute so heiß umstrittene Korea die Rolle des Vermittlers. Von dort kam der Buddhismus, wenn wir den Angaben der japanischen Annalen trauen dürfen, um das Jahr 550, also etwa tausend Jahre nach der Entstehung der Religion und fünfhundert Jahre nach dem Schisma, nach dem im äußersten Osten Asiens gelegenen Inselreiche.

II.

Wir haben es in Japan mit dem System des Nord-Buddhismus zu thun, und was über diesen zu sagen ist, paßt auch auf den Buddhismus in Japan. Toleranz gegen Andersgläubige ist ein hervorragender Charakterzug des Buddhismus und anstatt die abergläubischen Vorstellungen und polytheistischen Ideen der verschiedenen Völker, zu denen er kam, zu bekämpfen, suchte er sich dieselben anzupassen und in sich aufzunehmen. Der Bilderdienst war schon, wie erwähnt, vor der Trennung der beiden Systeme kirchliche Institution geworden, aber während anfänglich nur der Religionsstifter und seine gefeierten Schüler als Heilige bildlich verehrt wurden — die Zahl der Schüler, welche im Rufe der Heiligkeit stehen, wurde auf fünfhundert festgesetzt; sie werden heute in Japan als go hyaku rakan, d. h. fünfhundert Heilige, verehrt — entstand allmählich unter dem Einfluß fremder Religionen ein Pantheon mit vielen Buddhas und Millionen von Buddhakandidaten, den sogenannten Bôdhisattvas, d. h. Wesen, welche nur noch einmal in menschlicher Gestalt wiedergeboren zu werden brauchen, um zur Buddhaschaft zu gelangen. Die letztere Rangstufe wird z. B. dem erwarteten Messias des Buddhismus, dem Miroku zuerteilt, der fünftausend Jahre nach dem Eingehen des historischen Buddha erscheinen soll, um das

Rad der Lehre, wie es nach buddhistischem Ausdruck heißt, von neuem rollen zu lassen, und dessen Erscheinen der Religionsstifter selbst vorausgesagt hatte. Die scholastische und mystische Spekulation jener Zeit ging noch weiter und schuf die Lehre von den Buddhas der Beschauung, d. h. überirdischen, himmlischen Buddhas, den im Reiche der Ideen thronenden Urbildern eines in menschlicher Hülle in der Welt der Gelüste erschienenen Buddhas. So gelangt man dahin, daß man abstrakte Ideen personifizierte, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß zwei solcher Personifikationen die Hauptgottheiten des Nord-Buddhismus, somit auch des japanischen Buddhismus, geworden sind und die Person des Stifters der Religion in den Hintergrund gedrängt haben. Die erste ist Amida buts' und die zweite Kuwannon. Tausende erheben täglich ihre Hände zu den Statuen dieser beiden Gottheiten, ohne eine Ahnung von ihrer Bedeutung und Herkunft zu haben. Das Dogma von Amida buts' (Sanskr. Amitâbha Buddha) beruht, wie der Name besagt, auf einer Personifikation des unendlichen Lichts und scheint etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geb. in Kaschmir entstanden zu sein. Eine der schönsten Götterstatuen in Japan, der sogenannte Daibuts', „Große Buddha" von Kamakura, einem kleinen Orte unweit Yokohama, zeigt ihn uns in seiner erhabenen Größe. Keine andere Statue veranschaulicht so vollkommen die Ruhe und den Frieden, hervorgegangen aus der Erkenntnis und Überwindung der Leiden dieser Welt. Amida thront nach dem Volksglauben in einem Paradiese im Westen, dem sogenannten „Reinen Lande", wo man frei von Leiden ist, wo man umgeben von wundervoller Scenerie, herrlichen Bäumen, Teichen und Lotusblumen, Pavillons von Edelsteinen, fortwährend Amidas Lob und Preis singt. Den Widerspruch, welcher in der Annahme von diesem Paradiese mit der älteren Lehre des Buddhismus liegt, hat man dogmatisch durch die Annahme zu lösen versucht, daß man das Paradies als eine Vorstufe des Nirvâna bezeichnet, in der die gläubigen Verehrer des Amida Ruhe, allerdings für Äonen, finden, bevor sie von neuem wiedergeboren werden. Aber der gewöhnliche Mann weiß davon nichts und glaubt an dieses Paradies ebenso, wie der Christ an die himmlische Seligkeit. Als Gegenstück zu dem Paradies dient die Hölle, ursprünglich eine brahmanische Vorstellung, die gleich vielen anderen in dem Buddhismus wieder Aufnahme gefunden hat. Sie steht unter der Herrschaft des Königs Emma (Sanskr. Yâma) sowie vieler Teufel und zerfällt in verschiedene Abteilungen, aus denen jedoch nach Läuterung durch die Qualen Wiedergeburt möglich ist. Die Qualen, welche die Unglücklichen nach der üblichen Vorstellung erleiden müssen, nachdem sie vor den Richterstuhl des Emma getreten und der Spiegel desselben ihre Sünden zurückgeworfen hat, sind oft Gegenstand der Malerei geworden; die Missethäter werden gebrannt, gekocht, zermalmt, müssen Berge mit Nadeln gespickt erklettern, geizige Leute werden in der Hölle der hungrigen Teufel wiedergeboren, wo sie Tantalusqualen erdulden. Denn so oft sie Speisen oder Trank an den Mund setzen, verwandelt sich dies in Feuer u. s. w. Eine der populärsten Figuren des buddhistischen Pantheons, Jizō, auch als Schutzgott der Wanderer bekannt (man findet seine Statue von Stein oft an Wegen), ist stets bereit, den Gemarterten zu Hilfe zu kommen und ihnen ihre Qualen zu erleichtern. Wie populär der Fürst der Hölle und die letztgenannte Gottheit sind, geht aus folgendem

japanischen Sprichwort hervor: Wenn man Geld borgt, macht man ein freundliches Gesicht wie Jizō, wenn man es zurückgiebt, ein fürchterliches, wie der Höllenfürst Emma.

Kuwannon, die zweite wichtigste Gottheit, nimmt dogmatisch eine niedrigere Rangstufe als Amida ein, sie ist nur ein Buddha designatus, aber der gewöhnliche Mann in Japan weiß nichts davon und zollt dieser Gottheit ebensoviel, wenn nicht mehr Verehrung, als Amida. Sie gilt als das geistige Oberhaupt der buddhistischen Kirche und als Personifikation der Gnade und Barmherzigkeit erhört sie die Bitten aller, die sich in geistiger oder körperlicher Trübsal vertrauensvoll an sie wenden, besonders aber errettet sie aus Lebensgefahr zur See, weshalb sie unter den Schiffern große Verehrung genießt. Eine chinesische Legende giebt die Erklärung dafür, daß die Statuen dieser Gottheit in China und Japan weibliche Züge tragen. Ursprünglich eine männliche Gottheit mit dem Sanskritnamen Avalōkitesvara, d. h. der herabschauende Herr, deren Kultus erst im dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden, wird sie in China als Königstochter wiedergeboren und geht, als der König sie zwingen will, sich zu verheiraten, in ein Kloster. Hier soll sie auf Befehl des Vaters die niedrigsten Dienste verrichten, aber himmlische Wesen erscheinen und helfen ihr. Das Kloster wird auf Befehl des Königs angezündet, aber Regen löscht die Flammen. Auf erneute Weigerung, sich zu verheiraten, soll sie enthauptet werden, doch das Schwert des Henkers zerspringt in tausend Stücke. Als ein neuer Mordversuch geplant wird, entführt sie ein weißer Tiger in einen Wald. Ein Jüngling erscheint und befiehlt ihr, ihm in die Hölle vor den Richterstuhl des Emma zu folgen. Sie gehorcht ihm, die Hände zum Gebet aufeinanderlegend und fortwährend den Namen Amida buts' rufend. Die Hölleninstrumente zerbrechen, Blumenregen fällt herab, goldene Lotusblumen sprießen aus der Erde und Emma, aus Furcht, die Hölle würde dadurch zum Paradiese, schickt sie zurück, und nun erscheint ihr ein Buddha in der Gestalt eines Eremiten, um ihre Tugend zu prüfen. Sie besteht auch diese Prüfung und wird nun auf einer Lotusblume nach der Küste von China gebracht, wo sie viele vom Tode des Ertrinkens rettet. Dieser Gottheit mit dem Herzen voll Erbarmen sind in Japan Tausende von Tempeln geweiht, in denen ihre Statue die Hauptstatue ist; aber auch in den Tempeln, welche anderen Gottheiten geweiht sind, fehlt fast nie ihr Abbild. Einer der interessantesten Tempel dieser Gottheit befindet sich in der alten Residenzstadt Kyoto, wo Tausende von größeren vergoldeten Kuwannonstatuen in Reihen aufgestellt sind. Auf den Köpfen und Händen befinden sich wieder kleinere Statuen derselben Gottheit, so daß die Gesamtzahl der Statuen 33 333 betragen soll. Häufig zeigen die Statuen der Kuwannon mehrere Gesichter, 3 oder 11, und viele Hände, woher sie auch den Namen „tausendhändige Kuwannon" hat. Meist sind es 40, welche die verschiedensten Embleme des Buddhismus halten, so eine Lotusblume, die das buddhistische Gesetz versinnbildlicht, eine Axt, die die Leiden der Welt abschneidet, einen Strick, um die Bösen zu binden, einen Donnerkeil (ursprünglich ein Attribut des Indra als Gott des Donners und des Blitzes), um die Feinde der buddhistischen Kirche zu zerschmettern, die Almosenschale der Bettelmönche u. s. w. — Ich übergehe hier die Namen der unzähligen dei minores des nordbuddhistischen und japanischen Pantheons. Um aber zu zeigen, welches

bunte Gemiſch hier zu finden iſt, ſei noch erwähnt, daß der Buddhismus die Götter des einheimiſchen Kultus, des Shintō, einer Verbindung von Naturreligion und Ahnenkultus, für ſich reklamiert und auch brahmaniſchen Gottheiten wieder Aufnahme gewährt hat. Unter dem Namen „die beiden Könige, Niō“ ſchützen Indra und Brahma die Tempel vor böſen Geiſtern und ihre Statuen finden ſich oft in den äußeren Niſchen der Tempelthore, meiſt in Rieſengröße, mit böſem Geſichtsausdruck. Ein merkwürdiger Aberglaube knüpft ſich an dieſe Statuen und mag hier erwähnt werden. Häufig ſieht man an ihren Leibern kleine gekaute Papierkügelchen. Es herrſcht nämlich der Glaube, daß ein Wunſch in Erfüllung geht, wenn die Kügelchen, welche aus einiger Entfernung gegen die Statue geſpieen werden, ſitzen bleiben. In den inneren Niſchen der Tempelthore finden ſich häufig Abbildungen der ſogenannten vier Himmelskönige, ebenfalls brahmaniſche Gottheiten, die die vier Himmelsgegenden vor den Dämonen beſchützen und daher mit Waffen in der Hand und Dämonen unter den Füßen abgebildet werden.

Während nun in vielen Ländern der Buddhismus die Alleinherrſchaft erlangt hat und die ausſchließliche Religion geworden iſt, trifft dies für Japan nicht zu. Wohl iſt der Buddhismus eine Zeit lang die bevorzugte Religion des Landes geweſen, dies gilt beſonders für die Feudalzeit, die mit dem Jahre 1868 endete, wohl hat der Buddhismus den einheimiſchen Kultus beeinflußt und die Götter desſelben für ſich reklamiert, aber er hat dieſen Kultus nicht zu verdrängen vermocht. Ganz abgeſehen davon, daß er ſchon Anfang dieſes Jahrhunderts aus einigen Fürſtentümern durch den Einfluß der Landesherrn vertrieben war (wie z. B. in Mito), wurde er Anfang der 70er Jahre dieſes Jahrhunderts, als der angeſtammte Kaiſer wieder in ſeine Rechte eingeſetzt wurde, von der Regierung diskreditiert und der einheimiſche Shintōkultus aus politiſchen Urſachen zur Staatsreligion gemacht. Wenn aber auch äußerlich die enge Verbindung des Buddhismus mit dem Shintōkultus, wie ſie lange beſtanden hat, gelöſt worden iſt, ſo bekennt ſich doch der Japaner noch heute in ſeinem Herzen zu beiden Religionen, eine Erſcheinung, die den Europäern merkwürdig und faſt unbegreiflich erſcheint. Er beſucht die Tempel und die Tempelfeſte beider und wendet ſich in ſeiner Not an die Götter beider Religionen. Er gehört durch ſeinen Wohnſitz zu dem Sprengel des ſhintōiſtiſchen Schutzgottes des Ortes, in deſſen Obhut er nach ſeiner Geburt gegeben wird, aber durch Abſtammung, durch ſeine Familie zu einer der buddhiſtiſchen Sekten des Landes. Als reine Buddhiſten können nur die Prieſter und Nonnen bezeichnet werden. Die Zahl beider zuſammen betrug 1890: 114 720, worunter kaum 1000 Nonnen waren. Die Zahl der Tempel der verſchiedenen Sekten betrug in demſelben Jahre 72 154; in den letzten 10 Jahren hat nur eine ganz unbedeutende Vermehrung derſelben ſtattgefunden. — Es exiſtieren im ganzen 12 verſchiedene Sekten in Japan, aber nur die Hälfte derſelben iſt bedeutend. Jede Sekte hat wenigſtens einen Haupttempel in oder in der Nähe der ehemaligen Hauptſtadt Kyōto und von dieſem aus werden die kirchlichen Angelegenheiten geleitet. Die ſtaatliche Aufſichtsbehörde, früher ein beſonderes Miniſterium, jetzt nur eine Abteilung im Miniſterium des Innern, miſcht ſich nicht in die inneren Angelegenheiten der Sekten. Mit den Haupttempeln ſind in der Regel Prieſterſeminare verbunden, in denen die Prieſter ihre Ausbildung erhalten. Einige der Sekten ſind aus China nach Japan ver-

pflanzt, andere später in Japan selbst aus diesen hervorgegangen. Die Sekten unterscheiden sich hauptsächlich durch eine mehr oder weniger tiefe Auffassung der buddhistischen Metaphysik und Philosophie, durch Mystik und den Glauben an die Kraft geheimnisvoller Formeln und Zeichen, sowie durch die Lehre von den verschiedenen Wegen zur Erreichung der Buddhaschaft oder des erwähnten Paradieses im Westen. So lehrt die sogenannte Sekte der Meditation, daß nur Nachdenken, das schon früher erwähnte Sichversenken und die dadurch erlangte Wahrheit zum Ziele führe, nicht das Studium der heiligen Schriften, nicht Worte und Thaten. Jedes japanische Kind kennt die sehr populäre Figur des angeblichen Stifters dieser Sekte, des Daruma, eine Personifikation des buddhistischen Gesetzes (Sanskrit Dharma), und weiß von ihm zu erzählen, daß er 9 Jahre lang in einem chinesischen Tempel unbeweglich, das Gesicht der Wand zugekehrt, in Meditation zugebracht hat. Eine andere Sekte, deren Stifter Nichiren oder „Sonnenlotus" sich durch seine Unduldsamkeit gegen andere Sekten auszeichnete, eine sonst seltene Erscheinung in Japan, und deren Anhänger heute durch ihren Glaubenseifer und Bigotterie bekannt sind, findet das Heil in der Anrufung des Titels eines heiligen Buches, des Lotus des guten Gesetzes, und das Gebet, Namu myō ho renge kyō „Heil dem Buch vom wunderbaren Lotus", von den glaubenseifrigen Anhängern oft stundenlang zum Takte eines Lärminstrumentes wiederholt, ist ein charakteristisches Merkmal dieser Sekte. Ganz besonders aber muß eine der jüngsten Sekten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil ihre Lehre monotheistisch ist und in der Vereinfachung des Kultus und der Satzungen für die Priesterschaft u. s. w. an den Protestantismus erinnert. Es ist die Jōdoshinshu, „die wahre Sekte von der reinen Erde" d. h. dem Paradies im Westen, oder auch schlechtweg „Wahre Sekte" genannt (hervorgegangen im 13. Jahrh. v. Chr. aus der Jōdosekte). Von ganzem Herzen und von ganzer Seele an die höhere Macht des Gelübdes von Amida glauben und jede Hoffnung an die Erlösung durch eigene Kraft beiseite lassen, das ist die Lehre dieser Sekte; sie lehrt demnach gerade das Gegenteil der Lehre des Stifters der Religion und der meisten übrigen Sekten in Japan, die eine Erlösung durch eigene Kraft kennen. Das Gelübde Amidas aber lautet: „Ich werde nicht die vollständige Weisheit erlangen, wenn eins der lebenden Wesen auf der Welt, das an mich von ganzer Seele und von ganzem Gemüte glaubt und in Dankbarkeit meinen Namen oftmals wiederholt, nicht im Paradies wiedergeboren wird".

Die Menschen sind zu schwach, so heißt es in einer kleinen Schrift, welche die Grundsätze dieser Sekte darlegt, um sich durch eigene Kraft, durch religiöse und moralische Handlungen allein zur Erlösung durchzuringen; wollte man dies von ihnen verlangen, so könnte man auch von den Hühnern fordern, daß sie ins Wasser gehen. Ein Herz, das durch eigene Kraft gläubig ist, ist veränderlich wie ein Bild auf dem Wasser; ein Herz, das durch die Kraft eines andern gläubig ist, ist stark, wie ein Diamant. Wer das erstere besitzt, glaubt an viele Buddhas; wer das letztere besitzt, glaubt an einen Buddha, wie ein treuer Diener nicht zwei Herren dient. So verehren denn die Anhänger dieser Sekte nur Amida Buddha als das Haupt aller Buddhas, und es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß die ursprünglich atheistisch zu nennende Lehre durch den Polytheismus zum

Monotheismus durchgedrungen ist. Aber es ist festzuhalten, daß Amida sich wesentlich vom Gotte des Alten Testamentes unterscheidet, denn er wird im Bilde verehrt, er ist nicht der Schöpfer und Erhalter der Welt; er ist nicht ewig, denn es hat eine Zeit gegeben, wo er noch nicht Buddha war, er ist nicht allmächtig, er lenkt nicht die Geschicke der Menschen auf dieser Welt und straft nicht die Sünden; nur in der großen Liebe und dem Erbarmen zu den Menschen und dem Wunsche, daß alle gerettet werden mögen, kommt er der Gottesidee am nächsten. — Wer nun sein volles Vertrauen auf die Gnade Amidas setzt, der braucht nicht Haus und Hof zu verlassen und in klösterlicher Einsamkeit fern vom Treiben der Welt die Erlösung zu suchen, der braucht nicht das Verbot der Ehe, des Fleischessens u. s. w. zu beobachten, und so ist es daher allein den Priestern dieser Sekte von altersher gestattet, wie die Laien zu leben und sich auch äußerlich nicht, wie etwa durch Kleidung und das geschorene Haupt, von denselben zu unterscheiden. Das Amt des Priesters ist erblich und der Oberpriester Otani gehört als Nachkomme des prinzlichen Stifters der Sekte Shinran dem hohen Adel an; er ist der primus inter pares, der angesehenste unter allen Häuptern der buddhistischen Sekte. Bezeichnend für den Eklektizismus des Buddhismus ist, daß die Moral, welche die Anhänger dieser Sekte üben sollen, teilweise auf konfuzianischen Grundsätzen beruht. Das gute Verhältnis in den fünf Beziehungen der Menschen zu einander zwischen Eltern und Kindern, Mann und Weib, Geschwistern, Fürst und Unterthan, Freunden soll danach aufrecht erhalten werden. Ganz besonders wird auf die Pietät der Kinder gegen die Eltern Gewicht gelegt. Denn wie ein Patriarch der Sekte gesagt, Unkindlichkeit ist die Wurzel alles Übels; gelehrt sein und sich nicht um seine Eltern bekümmern, ist schlimmer, als nicht gelehrt sein und die Eltern lieben. Diese Sekte ist die größte und einflußreichste in ganz Japan. Von den 72 000 Tempeln im Lande gehören 19 000, also mehr als der vierte Teil dieser Sekte an.

III.

Die Tempel der „Wahren Sekte" fallen durch ihre großartigen Dimensionen auf, und die beiden Haupttempel, welche in der alten Hauptstadt Kyōto liegen und in Tōkyō und andern Orten Nachbildungen haben, sind mit die größten des Landes. Sie bestehen aus einem größeren Gebäude, zu Ehren des Stifters der Sekte errichtet und aus einem kleineren, das dem Amida geweiht ist und einen reich vergoldeten Schrein mit der Statue dieser Gottheit enthält. Die weite Ausdehnung der Haupt- und Nebenräume, die einfache, aber geschmackvolle und gediegene Dekoration der Wände und der Decken und der oft mit Gemälden von Meisterhand bedeckten verschiebbaren Tapetenwände machen einen wohlthuenden und imposanten Eindruck und stehen im grellen Gegensatz zu den Tempeln anderer Sekten, deren Inneres oft mit den Statuen vieler Götter, sowie allerhand Gerätschaften überladen ist. — Ein gutes Beispiel für einen Tempel der letzteren Art bietet der besuchteste Tempel in Tōkyō, der Tempel der Kuwannon im Stadtteile Asak'sa. Steigt man die Holzstufen, die zu der Front des Tempels führen, hinan, so gelangt man in die den Tempel umgebende, von dem mächtigen Ziegeldache des Tempels überragte, breite Veranda, deren Decke

mit zahlreichen riesigen Papierlaternen und Gemälden geschmückt ist, Geschenken von Gläubigen zum Dank für die Erhörung ihrer Bitten. Eine sitzende Holzstatue mit einem roten Lätzchen stellt einen der Jünger Shakas dar, der das Gelübde der Keuschheit übertreten und deshalb seinen Platz außerhalb des Tempels haben soll. Er gilt heute sonderbarer Weise als der Helfer der Kranken, und es herrscht der Glaube, daß man nur den entsprechenden Körperteil an ihm reiben brauche, um gesund zu werden. Infolgedessen ist die Statue schon ganz blank gerieben und der Kopf bildet eine runde Kugel, Nase, Ohren ꝛc. sind vollständig verschwunden. Hier werden auch Amulette verkauft, welche Frauen in der Stunde der Geburt Erleichterung verschaffen sollen. Der innere Raum des Tempels ist wie häufig dem gewöhnlichen Tempelbesucher verschlossen und in diesem Falle durch ein Drahtgitterwerk abgeschlossen. Aber ein kleines Trinkgeld öffnet hier wie überall den Zutritt zum Innern. In dem mysteriösen Halbdunkel des innern Hauptraumes bemerkt man auf dem Hochaltar einen von Leuchtern, vergoldeten Blumen und heiligen Geräten umgebenen Schrein mit der heiligen Bildsäule der Kuwannon. Eine Menge anderer Statuen derselben Göttin und ihrer zwölf sogenannten Diener, sowie anderer untergeordneter Gottheiten füllen auf Seitenaltären den Raum, und die Wände sind mit geweihten Votivtafeln bedeckt. In der unmittelbaren Umgebung des Tempels, zu der man durch ein hohes zweistöckiges Thor gelangt, befinden sich noch verschiedene Gebäude, die für viele Tempel charakteristisch sind, so eine fünfstöckige Pagode. Diese freistehenden Pagoden und die mächtigen schweren Ziegeldächer der Tempel sind das Wahrzeichen, an denen man von weitem den Tempel erkennen kann. Ferner eine offene Halle für Votivbilder zum Dank für Heilung von Krankheiten, ein Glockenturm mit großer Glocke, welche der Nachbarschaft die Stunden des Tages angiebt. Eigentümlich ist ein Gebäude mit einem drehbaren, schön lackierten Schrank, enthaltend den angeblich aus 6771 Bd. bestehenden buddhistischen Kanon. Wer diesen Schrank dreimal um seine Axe dreht, der erwirbt sich ein ebenso großes Verdienst, als wenn er den gesamten Kanon durchliest, und Glück und langes Leben ist seine Belohnung. Für ein kleines Trinkgeld an den Wächter kann man sich alles dies auf leichte Weise verschaffen. Heißt es doch scherzhaft im Sprüchwort: Auch Amidas Gnade und die Behandlung in der Hölle hängen vom Gelde ab. Oft finden sich auch Steinlaternen, von reichen Gläubigen geschenkt; dieselben sollen ihnen den Weg zum Paradiese erleuchten. Die Wohnungen der bei den Tempeln angestellten Priester liegen bei den größeren gewöhnlich hinter denselben, bei den kleineren sind sie mit den Tempelgebäuden verbunden. Das Einkommen der Tempel war bis Anfang der 70er Jahre sehr bedeutend, da sie große Ländereien besaßen; die jetzige Regierung zog die Tempelgüter ein, gewährt den Tempeln aber dafür Steuerfreiheit. So werden die Tempel heutzutage nur durch die Gaben und Sporteln der Gläubigen unterhalten. Diese bestehen aus dem Gelde, welches die Gläubigen, nachdem sie ein kurzes Gebet am Eingange des Tempels verrichtet haben, in den dazu bereitstehenden Kasten werfen, oder aus den Sporteln für Totenmessen und Begräbnisse. Außerdem bezahlen die Pfarrkinder eines Tempels gewöhnlich ein sogenanntes Theegeld, damit die Priester vor die im Tempel befindlichen Täfelchen mit dem Namen der verstorbenen Angehörigen Thee setzen. Auch erzielen die Tempel einigen

Gewinn aus dem Verkauf der ſchon erwähnten Amulette. Wie reichlich noch jetzt die Spenden für kirchliche Zwecke fließen, und welche Opferfreudigkeit noch heutzutage unter dem Volke herrſcht, geht aus zwei Beiſpielen der allerjüngſten Zeit hervor. Eine arme Friſeurin ſparte 45 Jahre lang, um etwa 3000 Mark zuſammenzubringen und dieſe Summe dem Haupttempel ihrer Sekte zu ſchenken, und als vor einigen Jahren durch den Neubau dieſes Tempels eine Schuld von mehreren Millionen Mark entſtanden war, wurde dieſe Summe in einem Jahre von den Gläubigen durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Der Einfluß der Prieſter iſt bei der ländlichen und gewerbtreibenden Bevölkerung weit größer, als bei den höheren Geſellſchaftskreiſen, welche im allgemeinen der Religion und demnach auch dem Buddhismus gleichgiltig gegenüberſtehen. Daß die Regierung den Einfluß der Prieſter fürchtet, ſcheint daraus hervorzugehen, daß ihnen nach der neuen Verfaſſung das aktive und paſſive Wahlrecht verſagt iſt, was ſelbſtverſtändlich große Unzufriedenheit unter denſelben erregt hat. Früher hatten die Prieſter zum großen Teil den Elementarunterricht in den unteren Volksklaſſen in den Händen, und die Kinder lernten dadurch etwas von buddhiſtiſchen Lehren kennen. Heutzutage, wo ein öffentlicher Schulunterricht für die Kinder aller Stände beſteht (früher beſtand derſelbe nur für den Krieger- und Beamtenſtand), iſt der Religionsunterricht aus den Schulen verbannt und an Stelle desſelben Unterricht in der Morallehre getreten; es iſt daher nicht zu verwundern, wenn die junge Generation wenig vom Buddhismus weiß. Aber auch die Kenntniſſe der Prieſter ſelbſt beſchränken ſich vielfach auf das Allernotwendigſte, und es wird ihnen daher öfter in der japaniſchen Preſſe der Vorwurf der Ignoranz gemacht. Sie beſitzen oft nur die allerdürftigſten Kenntniſſe der Lehren ihrer eigenen Sekte und ſind ohne Verſtändnis für die tieferen Fragen des Buddhismus und ſeiner Entwicklung. Auch dem Vorwurf der Immoralität und Habſucht der Prieſter begegnet man bisweilen in der Preſſe. Sarkaſtiſch hat ein Japaner einmal geäußert: Wie es keine Frau in Japan giebt, die nicht raucht, ſo giebt es auch keinen Prieſter, der nicht die Verbote der Religion übertritt. Die Regierung hatte Anfang der ſiebziger Jahre das Cölibat und das Verbot des Fleiſchgenuſſes, das, wie erwähnt, für die Prieſter aller Sekten mit Ausnahme der „Wahren Sekte von der reinen Erde“ beſtand, aufgehoben, doch iſt dieſe Verfügung ohne Wirkung geblieben. Die einzelnen Sekten beſchloſſen, es bei dem früheren Brauche zu laſſen, und die Disziplin von ſeiten der Oberen ſoll in dieſer Hinſicht jetzt ſehr ſtreng ſein. Die Pflichten der Prieſter beſchränken ſich hauptſächlich auf die Ausführung der Begräbnisfeierlichkeiten, welche in den verſchiedenen Sekten mehr oder weniger kompliziert ſind; auf das Leſen von Totenmeſſen in und außer dem Tempel an Gedenktagen der Verſtorbenen, die in beſtimmten Zeiträumen wiederkehren, im Vorleſen von Gebeten und Stellen der heiligen Schriften an buddhiſtiſchen Feiertagen wie z. B. dem Totenfeſt in der Mitte des Jahres und ſchließlich im Predigen. Bei der Geburt und Hochzeit kommen die Prieſter nicht in Betracht. Es iſt zu bemerken, daß nicht alle Sekten denſelben Wert aufs Predigen legen, und daß kein beſtimmter Tag, wie bei uns der Sonntag, dazu auserſehen iſt. In manchen Tempeln finden täglich Predigten ſtatt,

in anderen an bestimmten Tagen des Monats. Es giebt keine Kanzeln wie bei uns, sondern der Priester sitzt auf einem erhöhten Sitz vor der auf Matten hockenden Gemeinde, die meistens aus Frauen und Männern der niederen Stände besteht.

Mitford hat in seinem Buche „Geschichten aus Alt-Japan" eine Predigt mitgeteilt, die ein Priester der Nichirensekte in der populären Weise eines Abraham a Santa Clara über die Nichtigkeit der menschlichen Wünsche gehalten hat. Nicht alle Predigten jedoch sind in so populärem und verständlichem Tone gehalten; es wird bisweilen geklagt, daß die Predigten nicht für die Köpfe, sondern über die Köpfe hinweg gehalten würden. Am Anfang einer interessanten Unterredung über die Allwissenheit zwischen Laien und einem berühmten Priester der Shinshusekte sagt einer der ersteren: Es ist die Gewohnheit der buddhistischen Priester, beim Predigen Wunder aus dem Leben Shakas und seiner 500 Jünger zu erzählen und eine anschauliche Schilderung von Hölle und Paradies zu geben. Gelingt es ihnen nicht, die Hörer zu überzeugen, so vertiefen sie sich gleich in die metaphysischen, abstrusen Schlüsse des Buddhismus, die kein Mensch, selbst die Priester nicht verständen, und im Verlauf der darauf folgenden Predigt wird der Priester noch einmal von einem Laien erinnert, nicht über Dinge zu reden, die sich nicht beweisen ließen. — Es ist schon oft auf die große Ähnlichkeit des buddhistischen Kultus mit dem katholischen aufmerksam gemacht worden. Der reiche Schmuck der Altäre, sowie des Hauptraumes des Tempels, die prächtigen, pomphaften Seidengewänder der Priester bei religiösen Ceremonien, die Totenmessen, das Räuchern mit Weihrauch, das Abzählen der Kugeln am Rosenkranz, Umzüge durch den Ort und das oft ein großes Areal bedeckende Tempelgebiet, das Herumziehen von Bettelmönchen, Wallfahrten nach berühmten Tempeln, Enthaltung von Fleisch- und Fischspeisen, auch der Laien, an bestimmten Festen, alles dies und vieles andere, was bereits in der vorhergehenden Darstellung erwähnt ist, erinnert so lebhaft an den Katholizismus, daß man an eine gegenseitige Beeinflussung beider Kulte gedacht hat.

Die obige Darstellung des Buddhismus in Japan würde unvollständig sein, wenn ich nicht zum Schluß noch einer Bewegung gedächte, welche denselben seit etwa 10 Jahren ergriffen hat, und deren Resultat noch nicht abzusehen ist. Es ist dies die Frage einer etwaigen Reform oder Regeneration des jetzigen Buddhismus. Das erwachte, lebhafte Nationalitätsgefühl der Japaner, das in dem Satze gipfelt „Japan für die Japaner", läßt die Bewohner des Landes in dem allerdings nur langsamen Eindringen des Christentums eine große Gefahr erkennen, und es fehlt nicht an heftigen Angriffen gegen dasselbe. Man wirft dem Christentum unter anderm vor, daß es die Hauptprinzipien der japanischen Moral, den Patriotismus und die Kindesliebe, untergrabe. Man sucht nun nach einem Schutz- und Bollwerk gegen dasselbe, und manche finden es im Buddhismus. Man kann sich aber nicht der Einsicht verschließen, daß der letztere in seiner jetzigen Gestalt, seinen unverkennbaren, mannigfachen Mängeln diese Aufgabe nicht zu lösen vermag, und so fordert man von vielen Seiten eine Umgestaltung des jetzigen Buddhismus und Anpassung desselben an die Bedürfnisse der Gegenwart. Doch ist man sich über die Mittel und Wege zu diesem Ziel

noch nicht klar, und es fehlt an einer hervorragenden Persönlichkeit, welche der Reformator des heutigen Buddhismus werden könnte. Hier und da aber begegnet man in den buddhistischen Zeitschriften der verschiedenen Sekten Vorschlägen in dieser Richtung, z. B. daß die Regierung eine schärfere Kontrolle übe und höhere Anforderungen an die Kenntnisse der Priester stelle, daß die Lehren des Buddhismus in einer verständlichen Sprache erklärt würden, daß die Sekten sich wieder vereinigten, daß man die tieferen Wahrheiten des Buddhismus mehr in den Vordergrund stelle und den Aberglauben, sowie die vielfachen inhaltslosen Gebräuche verabschiede. Reformen in diesem Sinne würden dem Buddhismus, der im Grunde dem Christentum überlegen sei, zum Triumph über das letztere verhelfen und auch selbst in den Ländern der westlichen Kultur Eingang verschaffen, schon jetzt gäbe es in Amerika Anhänger des Buddhismus. In diesem Sinne wirken besonders zwei Gelehrte durch ihre Schriften: Nakanishi Gyuro und Inouye Enryō. Der erstere veröffentlichte unter anderem im April 1892 ein Buch, betitelt: Der neue Buddhismus. Er sagt darin: „Jeder wünscht die Reform des Buddhismus; die einen eine mehr äußerliche, mechanische, die andern eine geistige. Letztere ist selbstverständlich die einzig richtige. Der neue Buddhismus ist keine neue Sekte, keine neue Religion an Stelle des alten Buddhismus, auch nicht europäische Philosophie in buddhistischem Gewande. Er will nur die Sekten vereinigen, die jetzige kirchliche Organisation reformieren, die ursprüngliche Lehre dieser Weltreligion wieder herstellen und entwickeln und ihre Mission für die Gegenwart zeigen. An die Stelle des Aberglaubens und des Materialismus der höheren Klassen müsse der aufrichtige Glaube an die einfacheren Wahrheiten des Buddhismus treten und an die Stelle des toten Buchstabenglaubens Kritik und tieferes Verständnis der heiligen Schriften; Sanskrit und Pali müsse studiert werden. Der neue Buddhismus bestehe nicht auf einer ausschließlichen Lehre, sondern sei bereit, die Wahrheit anzuerkennen, in welchem Gewande sie erscheine, vor allem müsse er der Zeit angepaßt werden". Nakanishi wendet sich schließlich ganz besonders an die junge Generation; dieselbe solle Charakterfestigkeit aus dem neuen Glauben schöpfen und zwei Feinde stets im Auge behalten, den jetzigen Buddhismus mit seinem Aberglauben und das Christentum, das alle zu verschlingen drohe.

Die Wirkung dieser und ähnlicher Schriften auf die Gegenwart ist nicht zu verkennen und die Teilnahme der Gebildeten an Fragen der Religion, besonders des Buddhismus, ist im Zunehmen begriffen. Eine große Zahl von Schriften ist in den letzten Jahren erschienen, welche die Geschichte des Buddhismus und andere Fragen in verständlicher Weise erörtern. Auf der Weltausstellung von Chicago, zu der sich Priester verschiedener Sekten begeben hatten, wurde eine solche Geschichte des Nordbuddhismus verteilt. Mit frohen Hoffnungen sehen manche Buddhisten der Zukunft entgegen und prophezeien dem sogenannten neuen Buddhismus den endlichen Sieg über das Christentum. Einer der genannten Führer der Bewegung, Inouye Enryō, geht schon so weit, aus der Vergangenheit folgende genaue Berechnung für die Zukunft aufzustellen. 1867—1877 Herrschaft der Politik und des Materialismus, 1877—1887 Vernachlässigung des Buddhismus und Begünstigung des Christentums; 1887—1897 Reaktion

zu gunsten des Buddhismus, negative Ära; 1897—1907 der neue Buddhismus tritt an Stelle des alten, positive Ära; 1907—1917 endliche Annahme des reformierten Buddhismus als der Religion Japans. — Die Zukunft muß zeigen, ob diese hochfliegenden Pläne sich verwirklichen und ob die neue Bewegung stark genug sein wird, das Vordringen des Christentums aufzuhalten.

Japanisches.

XXXIV. Zur Loomis'schen Statistik über das Christianisierungs- und Missionswerk in Japan im Jahre 1896.

Die umstehende statistische Tabelle über das Christianisierungs- und Missionswerk in Japan für das Jahr 1896, verfaßt von Rev. H. Loomis in Yokohama, hat für die Freunde und Arbeiter dieses Werkes eine neue schmerzliche Überraschung gebracht. Wieder ist die Zahl der protestantischen japanischen Christen zurückgegangen, von 38 710 auf 38 361, also um 349 Seelen, wie sie schon im vorhergehenden Jahre von 39 240 auf 38 710, also um 530 Seelen, zurückgegangen war. Um die Abnahme voll und ganz zu verstehen, muß man den Zuwachs durch Taufen in Anrechnung bringen, nämlich im Jahre 1896 3578 und im Jahre 1895 3084 Seelen. So ergiebt sich also ein Totalverlust von 3927 Seelen im letzten und von 3614 Seelen im vorhergehenden Jahre, oder seit 1894 von 7541 Seelen, dem nur ein Neugewinn von 6662 Seelen gegenübersteht!!! Nun könnte man freilich die 973 Todesfälle der beiden letzten Jahre zu Hilfe nehmen und dann gar ein reines Plus von 94 Seelen erzielen. Aber unter normalen Verhältnissen sollte der Verlust durch Todesfälle reichlich gedeckt werden durch Kindertaufen oder Aufnahme von herangewachsenen Katechumenen, die aus christlichen Ehen stammen; thatsächlich übertrifft ja auch allein die Zahl der Kindertaufen in den beiden Jahren die Zahl der Todesfälle um 663! Und dennoch eine Abnahme! Im vorigen Jahre machte der Verfasser der Statistik am Schlusse noch die tröstliche Bemerkung: „In einigen der Berichte für 1895 sind die Kinder aus der Gesamtzahl der Mitglieder ausgelassen. Darum ist diese Gesamtsumme geringer als im Jahre 1894. Ich glaube, es hat kein thatsächlicher Rückgang stattgefunden". In diesem Jahre ist diese Bemerkung verschwunden, weil ein thatsächlicher Rückgang leider nicht mehr zu leugnen ist.

Zahlen beweisen und sie beweisen auch wieder nicht. Ein äußerer Rückgang könnte doch mit innerem Fortschritt verbunden sein. Wenn der Frühling kommt, und es in den Knospen sich zu regen beginnt, wird erst das letzte welke Laub abgestoßen, ehe das neue Leben hervorbricht. Leider sind aber augenblicklich keine besonderen Anzeichen einer Besserung der Lage vorhanden. Was den Missionsarbeitern in die Augen springt, ist vielmehr große religiöse Gleichgiltigkeit bei Christen und Nichtchristen, bei den Christen

Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1896 Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenwärtige Mitglieder: Männer.	Frauen.	Kinder.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	16	1	22	55	9	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	11	—	8	30	8	47	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan	—	—	—	—	—	—	—	71	13	58	579	—	321	232	162	109	5256	5282	—
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	4	1	2	11	1	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	9	1	9	28	7	60	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	5	5	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	7	15	5	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten	1892	2	—	—	4	1	3	1	—	1	11	3	1	—	4	—	28	17	13
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche	1859	12	2	8	34	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kirchenmissionsges.	1869	22	7	38	89	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai)	—	—	—	—	—	23	102	60	1	61	421	213	28	39	2	45	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	6	2	7	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Wycliffe College Mission (Canada)	—	—	7	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	19	—	17	55	8	83	25	4	21	176	—	88	78	31	14	—	—	—
St. Hilda's Mission	—	—	—	8	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jünger Christi	1883	8	—	8	24	2	6	3	—	3	50	—	—	—	—	2	226	144	17
Christl. Kirche Amerikas	1887	2	—	1	5	2	5	4	—	4	31	—	—	1	—	2	152	110	—
Bapt. südl. Konvention	1889	3	—	—	6	3	7	1	—	1	9	—	—	—	2	1	30	19	—
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	23	—	28	74	13	195	72	35	37	266	659	314	802	896	160	5224	4639	—
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (g)	1873	21	—	27	69	8	—	74	3	71	465	105	—	—	—	48	—	—	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	9	—	15	33	6	52	21	3	18	123	27	85	109		30	841	869	—
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1876	2	—	—	4	1	14	14	—	14	85	25	20	25	35	11	420	415	—
Meth.-Prot. Kirche (d)	1880	6	—	3	15	3	5	4	—	4	44	8	11	—	—	—	—	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	15	1	4	35	8	11	12	2	10	66	15	57	67	23	13	—	—	—
Skand. Jap. Allianz	1891	2	—	5	9	6	27	—	—	—	13	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Brüderschaft in Christo	1896	—	—	—	—	—	—	3	—	3	36	5	32	2	—	1	42	37	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein	1885	1	1	—	3	1	1	1	—	1	4	4	4	—	—	—	57	25	—
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	3	6	1	3	—	—	—	(e)36	—	—	16	—	1	54	60	—
Intern. Miss.-Allianz	1891	2	—	1	5	2	22	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	2	2	1	7	1	11	—	—	—	16	4	—	8	41	2	49	17	—
Heilsarmee	1895	2	1	5	10	3	1	(f)6	—	(f) 6	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Heyhzibah Glaubens-Miss.-Ges.	1894	1	2	—	4	1	—	—	—	—	12	—	—	—	—	—	15	3	—
Unabh. Gem. (Eingeb.)	—	—	—	—	—	3	—	6	6	—	64	—	47	15	12	11	169	146	—
Unabh. Gem. (Fremde)	—	1	—	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1896	—	208	30	234	680	130	716	387	67	312	2513	1068	1000	1394	1196	450	—	—	—
Desgl. 1895	—	200	31	225	654	139	711	426	80	244	2516	568	797	779	698	523	—	—	—
Zunahme i. J. 1896	—	8	—	9	24	—	5	—	—	—	—	500	206	615	498	—	—	—	—

2. Griechisch-katholische

Griech. Kirche i. Japan	—	—	1	—	1	1	224	168	1	167	937			—	—	360	—	—	—

(a) Statistik vom 31. Mai 1896. (b) Statistik vom 31. März 1896. (c) Annähernde Zahl. (d) Statistik vom Kirchen, sondern Armee-Korps. (g) Statistik vom 30. Juni 1896. (h) Statistik vom 4. September 1896.

in Japan für das Jahr 1896. Von Rev. H. Loomis in Yokohama.

tische Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 52 cents (Gold) = 2,20 M.
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
10538	5	280	12	690	9	900	1870	102	5477	3	61	49	129	5	124	20	—	—	—	—	16160.19
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—
58	—	—	—	—	—	—	—	4	100	—	2	—	2	—	—	1	—	—	—	—	70.50
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6337	5	325	9	319	30	1954	2598	91	3443	3	59	25	140	—	—	48	5	152	3	2500	7390.81
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1882	2	87	5	242	8	276	605	75	3083	1	14	5	42	—	—	21	—	—	—	—	2232.94
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
387	—	—	1	9	9	475	484	12	380	1	5	9	4	—	—	9	—	—	—	—	200.00
262	—	—	—	—	3	110	110	10	356	1	8	4	12	—	—	3	—	—	—	—	227.35
49	—	—	—	—	1	25	—	3	75	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	85.00
9863	1	290	4	195	—	—	485	(e) 120	4302	1	6	27	71	—	—	17	—	—	—	—	18451.47
4387	2	250	8	740	20	2228	3218	140	7840	1	32	85	50	—	—	32	—	—	—	—	7715.88
1710	1	100	3	140	6	236	476	72	2337	1	6	21	68	—	—	16	—	—	—	—	3595.19
835	—	—	—	—	—	—	—	83	610	1	3	17	6	—	—	8	—	—	—	—	1050.00
290	1	45	1	43	—	—	88	20	370	1	5	3	7	—	—	8	—	—	—	—	511.71
542	1	102	2	120	7	274	496	66	1565	1	6	11	31	—	—	3	—	—	—	—	600.00
108	—	—	—	—	1	10	10	12	250	—	1	4	6	—	—	2	—	—	—	—	—
79	—	—	—	—	—	—	—	3	(e)100	—	—	2	5	—	—	1	—	—	—	—	175.28
82	—	—	1	3	3	109	112	3	46	1	6	2	8	—	—	—	—	—	—	—	50.00
114	—	—	1	26	2	25	51	7	305	—	—	—	7	—	—	2	—	—	—	—	43.00
20	—	—	—	—	—	—	—	4	100	—	—	1	8	—	—	1	—	—	—	—	10.00
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
66	—	—	—	—	6	230	230	5	95	1	3	3	6	—	—	2	—	—	—	—	118.85
130	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	8	—	—	—	—	—	—	—	—	300.00
18	1	19	—	—	1	29	48	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—
604	1	22	—	—	—	—	22	5	290	—	—	3	7	—	—	3	—	—	—	—	1516.39
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
38361	15	1580	47	3527	105	6831	10903	837	30624	17	223	281	610	5	124	204	5	152	3	2500	60504.56
38710	18	1221	51	3150	117	6510	10018	783	28192	19	295	290	519	—	124	282	2	3869	8	14788	62939.84
—	—	299	—	—	—	321	885	84	2432	—	—	—	91	5	—	—	3	—	—	—	—

(ruſſiſche) Miſſion.

23653	1	53	1	77	2	69	119	—	—	1	11	22	170	—	—	—	—	—	—	—	5126.51.

31. Auguſt 1896. (e) Zum Chriſtentum zugelaſſen durch öffentliches Bekenntnis des Glaubens an Chriſtus. (f) Keine

sogar ein Mangel an energischem Bewußtsein von dem alles überragenden Werte des Christentums gegenüber den heidnischen Religionen des Landes. Schreiber dieser Zeilen sah einmal mit schmerzlicher Verwunderung, mit welcher Sicherheit japanische Christen im Buddhatempel bei Gelegenheit einer Beerdigung dem Verstorbenen Weihrauch opferten, und noch schmerzlicher war seine Verwunderung, als japanische Theologen, mit denen er darüber sprach, für seinen Standpunkt überhaupt kein Verständnis zeigten und ihn nur als lieblosen Rigorismus auffaßten. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die synkretistischen Bestrebungen im modernen Japan hingewiesen, die eine Annäherung aller vorhandenen Religionen bezwecken sollen und augenblicklich viele Köpfe verwirren (vgl. S. 51 f.).

Natürlich eine Statistik giebt allein kein klares Bild. Man muß hinter die Zahlen sehen können, um ihren wahren Wert zu verstehen. Vermutlich haben nicht bloß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein und die Universalisten, sondern auch andere Gesellschaften im letzten Jahre ihre Mitgliederlisten einer Revision unterzogen, wie dies vor drei Jahren die Episkopalisten gethan haben. Andre Gesellschaften mögen noch mit einer Revision der Listen gezögert haben. Das mag der Grund sein, warum von den größeren protestantischen Gesellschaften allein die Episkopalisten, Baptisten und Methodisten eine Zunahme berichten können, nämlich die Episkopalisten von 5555 auf 6337, die Baptisten von 2327 auf 2580, die Methodisten von 7678 auf 7764. Überhaupt darf nicht vergessen werden, daß die Listenführung auf dem Missionsfelde naturgemäß eine andere ist, als in der Heimat. Für die heimatliche Statistik gilt jeder als ein Christ, der sich in der Volkszählung als solcher bezeichnet, mag er nun kirchlichen Sinn haben oder nicht, mag er ein moralisch reines Leben führen oder in groben Sünden dahinleben. In den heimatlichen protestantischen Kirchen kennt man keine Entlassungen und Ausschließungen in dem Umfange, wie auf dem Missionsfelde, während z. B. die protestantischen Kirchen Japans aus dem vorigen Jahre allein 1394 Entlassungen[1]) und 1196 Ausschließungen zu berichten haben. Darum reicht denn auf dem Missionsfelde der Einfluß des Christentums viel weiter, als die in den Listen angegebene Seelenzahl feststellt, er ist überhaupt zahlenmäßig nicht zu fassen. Andererseits wird die Listenführung bei den einzelnen Gesellschaften eine höchst verschiedenartige sein. Solche Kirchenkörper, wie die katholischen, die in einseitiger Überspannung der Bedeutung und Wirkung der Taufe jeden Getauften, so lange er lebt und seinen Austritt nicht meldet, zu den Ihrigen zählen, können naturgemäß beständig einen Fortschritt in der Mitgliederzahl anführen: So berichtet denn auch die griechische Kirche im letzten Jahre ein weiteres Anwachsen von 22 576 auf 23 153, also um 577 Seelen, die römisch-katholische gar von 50 302 auf 52 177, also um 1875 Seelen, wobei allerdings von den letzteren neben 2765 Erwachsenen 2905 Kinder getauft wurden, darunter allein 1315 Kinder heidnischer Eltern (!), — die griechische Kirche verschweigt das Verhältnis der Kindertaufen zu den Erwachsenentaufen vollständig.

---

[1]) In dieser Zahl sind allerdings auch die 1000 Übertritte von einer Kirchengemeinschaft zur anderen mitgezählt.

Doch alle diese Erwägungen können natürlich die Thatsache eines Rückganges nicht verschleiern. Was sind die Gründe dafür? Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Missionsgesellschaften selbst einen Teil der Schuld tragen durch die Art ihres Betriebes. Man ist nicht immer vorsichtig und streng genug gewesen bei der Aufnahme der Konvertiten, man hat sich oft mit dem äußeren Bekenntnis des Mundes begnügt und nicht ernstlich genug die Umwandlung des Herzens und Lebens zur Bedingung der Aufnahme gemacht. Es gab eine Zeit, wo in Japan eine fürs Christentum besonders günstige Strömung herrschte. Damals zählte man in einem Jahre — es war das Jahr 1888 — allein in den protestantischen Missionen 6959 Taufen Erwachsener, eine Zahl, welche nie wieder erreicht worden ist, das Vorjahr hatte nur 2513 Erwachsenentaufen zu verzeichnen. Aber gerade Zeiten solchen Zudranges machen eine doppelte Vorsicht bei der Aufnahme nötig. Wie viele sind damals nicht Christen geworden, einfach der Zeitströmung, der Mode folgend, die in Japan noch mächtiger ist als in Europa, andere und das namentlich junge Leute, weil ihnen der Eintritt ins Christentum den Zugang zur westlichen Bildung bot, wie es denn kein Geheimnis ist, daß auch heute noch ein guter Bruchteil derer, welche den in der Landessprache der Missionare erteilten religiösen Unterricht und die gedolmetschten Predigten besuchen, es thut, um sich in den fremden Sprachen zu üben! Aber das alles trifft doch den Umschwung der Verhältnisse nicht an der Wurzel. Man muß tiefer graben, um die Abnahme der protestantischen Christen in Japan zu erklären. Der Japaner scheint gar nicht in erster Linie religiös, sondern national zu sein, das religiöse Empfinden scheint bei ihm an Stärke hinter dem nationalen zurückzustehen. Das ist eine Erfahrung, welche die Verkündiger des Christentums zu ihrem Schmerze beständig machen müssen. Für sein Vaterland ist der Japaner im höchsten Maße ehrgeizig, er wünscht, es zum mindesten gleichberechtigt unter den Nationen der Erde zu sehen. Um aber von den Kulturvölkern des Westens als ebenbürtig anerkannt zu werden, mußte Japan eine der christlichen angenäherte Civilisation besitzen. Das war der Grund, warum eine Zeitlang der Patriotismus des Japaners der Einführung des Christentums entgegenkam. Mittlerweile hat nun aber Japan das erstrebte Ziel in gewisser Weise erreicht, wie aus dem Abschluß der neuesten Handelsverträge mit den christlichen Mächten auf dem Fuße der Gleichberechtigung hervorgeht, und zwar ist dieses Ziel erreicht worden *ohne Annahme des Christentums* durch die Fortschritte in der äußeren Kultur, vor allem durch den Waffenerfolg im Kampfe mit China. Kein Wunder denn, daß für das japanische Volk eine Entwertung des Christentums vom nationalen Gesichtspunkte aus eingetreten ist.

Das wird den christlichen Beobachtern erfreulich oder bedauernswert erscheinen, je nach ihrem Standpunkte. Ich meine, ein Christ könnte sich in gewisser Weise sogar freuen, daß es so gekommen ist. Denn nun scheiden aus dem Missionsbetriebe eine ganze Reihe rein weltlicher Einflüsse auf die Japaner aus, und es bleibt mehr rein religiöse Einwirkung übrig. In dieser Weise macht allerdings das Missionswerk in Japan jetzt einen Läuterungsprozeß durch. Je mehr die Nebenmotive für die Entscheidung zum Christentum in Wegfall kommen, um so mehr werden die neu hinzu-

tretenden Bekenner von rein religiösen Absichten geleitet werden. Gott hat mancherlei Wege, um seine Heilzwecke durchzuführen, der Glaube schaut in allem Wandel der Zeiten nur den guten, wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen.

Es wird interessant und lehrreich sein, hier nicht bloß die Statistik von 1896 mit der von 1895 zu vergleichen, sondern auch einen Rückblick zu werfen auf die ganze Entwicklung des protestantischen Christentums in Japan während des letzten Jahrzehntes. Wir geben darum die Zahlen von 1896 und von 1886 und setzen den Zuwachs während des Jahrzehnts in Klammern. Es betrug die Zahl der in Japan arbeitenden Missionsgesellschaften in den Jahren 1896 und 1886 34 und 22 (+ 12), die Zahl der Missionare (Frauen eingerechnet) 680 und 215 (+ 465!!), die Zahl der ordinierten eingeborenen Prediger 281 und 93 (+ 188), der übrigen japanischen Gehilfen 814 und 227 (+ 587), also der gesamten Missionsarbeiter 1773 und 579 (+ 1194), die Zahl der Hauptstationen 130 und 50 (+ 80), der Nebenstationen, wo keine Missionare wohnen, 716 und (211 + 505), also der Gesamtstationen, an denen das Christentum gepredigt wird, 846 und 261 (+ 585), die Zahl der organisierten Gemeinden 378 und 193 (+ 185), der Gemeinden, die sich selbst unterhalten, 67 und 64 (+ 3!!!), die Zahl der Gemeindeglieder 38 361 und 14 815 (+ 23 546!!!), die Zahl der Theologie-Studierenden 223 und 169 (+ 54), die Summe der Jahresbeiträge japanischer Christen 60 505 Yen und 26 866 Yen (+ 43 639 Yen). — Der Yen hat augenblicklich einen Kurs von 2,10 Mark.

Das ist doch ein gewaltiger Fortschritt innerhalb eines Jahrzehntes, der Anlaß genug bietet zum Dank gegen Gott. Aber auch hier springt deutlich in die Augen, daß der innere Fortschritt nicht so groß ist als der äußere. Die Zahl der Missionare ist zwar auf das Dreifache gestiegen, ebenso die Zahl der einheimischen Arbeiter und der Predigtplätze, die Zahl der japanischen Christen fast auf das Dreifache, die Summe der Jahresbeiträge auf weit mehr als das Doppelte, die Zahl der Gemeinden fast auf das Doppelte; aber die Zahl der Theologie-Studierenden ist nur um ein Drittel höher als vor zehn Jahren und die Zahl der selbständigen Gemeinden gar nur um 3 gewachsen! Gerade das letztere ist eine beschämende Thatsache, zunächst für die Missionsgesellschaften, denn die Missionsresultate können sicherlich auch an diesem Maßstabe gemessen werden, aber doch noch beschämender für die japanischen Christen, die trotz allen Rufens nach Unabhängigkeit von der Herrschaft der Missionare bei einem Zuwachs von 23 546 Seelen nur drei neue Gemeinden finanziell selbständig erhalten konnten. Gerade hier zeigt sich am deutlichsten ein Niedergang in der Energie der japanischen Christenheit. Es war im Jahre 1889, daß, vermutlich aus chauvinistischem Streben, die Zahl der selbständigen Gemeinden auf einmal anschwoll, um allerdings ebenso rapide infolge finanzieller Ermattung und mangelnden Eifers wieder zu sinken. Die Zahlen der selbständigen Gemeinden von 1886—1896 sind: 64, 73, 93, 153, 54, 49-77, 78, 91 (in 1894), 80, 67.

Wie das Jahr 1889 dasjenige der Höchstziffer selbständiger Gemeinden, war, so das vorhergehende Jahr dasjenige der Höchstzahl der Erwachsenen-

taufen, nämlich 6959, was sicherlich mit einander in Verbindung steht, besonders auch wegen der schon oben angegebenen Gründe des Zudranges zum Christentum. Auch die Zahlen der Erwachsenentaufen fürs letzte Jahrzehnt sind höchst lehrreich, es waren, 1886 beginnend: 3640, 5020, 6959, 5007, 4431, 3718, 3731, 3636, 3422, 2516, 2513 (und dieses letztere bei 1773 Missionsarbeitern!). Man sieht auch hier ein beständiges Sinken seit 1888 so weit, daß die Zahl für 1896 nicht einmal $^2/_3$ von der für 1886 ist!

Ebenso weist die Summe der Jahresbeiträge eine beträchtliche Abnahme auf, allerdings erst seit 1891, das mit 74 070 Yen die bisher erreichte Höchstsumme darstellt. Es ist traurig, daß auch hier trotz der Zunahme der Mitgliederzahl um über 16 000 Erwachsene eine Abnahme bis auf 60 505 Yen stattgefunden hat.

Es mag hier gleich ein Irrtum beseitigt werden, der vielfach in Bezug auf die japanische Christenheit verbreitet ist, daß nämlich die Zahl der männlichen Christen unverhältnismäßig größer sei, als die der weiblichen. Es wäre das nicht wunderbar bei der verhältnismäßig unselbständigen Stellung der Frauen auch im modernen Japan. Und doch ist es nicht richtig; denn die letzte Statistik zählt neben 12563 männlichen 11783 weibliche evangelische Christen, was wohl ziemlich genau dem Verhältnis in der Bevölkerung Japans entspricht, in welcher, abweichend von Europa, der weibliche Teil thatsächlich an Zahl geringer ist. Daß aber die Zahl der weiblichen Christen in Japan trotz aller Hindernisse so hoch ist, ist wohl auf die verhältnismäßig hohe Zahl der weiblichen Missionsarbeiter zurückzuführen. Es wirkten im Jahre 1896 in Japan nur 238 männliche Missionare, daneben aber 208 Missionarsfrauen und 234 unverheiratete Missionarinnen, zu denen noch neben den Frauen der japanischen Pastoren 204 eingeborene Missionarinnen, sogenannte Bibelfrauen, kommen.

Augenblicklich scheint allerdings die japanische Frauenwelt dem christlichen Einfluß oder wenigstens den christlichen Erziehungseinflüssen weniger offen gegenüberzustehen, als in früheren Jahren. Es besteht im japanischen Volke eine Reaktion, namentlich gegen den amerikanischen Einfluß auf die Frauenerziehung, der freilich auch die herrschenden Anschauungen radikal zerstören möchte. Der Schritt von der japanischen zur amerikanischen Frauenerziehung ist zu groß und darum unnatürlich. Es ist schade, daß hier nicht bei Zeiten eine deutsche Frauenerziehung vermittelnd dazwischen getreten ist. Die deutsch-christliche Stellung der Frau muß naturgemäß dem japanischen Volke sympathischer sein, als die amerikanische. Vielleicht ist es auf diese Opposition gegen amerikanisches Wesen zurückzuführen, daß im Vorjahre die in Pension der Missionsschulen befindlichen Japanerinnen an Zahl von 3150 auf 2527 zurückgegangen sind, während dagegen die Zahl der in Pension lebenden Knaben und Jünglinge von 1221 auf 1520 stieg.

In Bezug auf die größeren Kirchengemeinschaften ist schon hervorgehoben worden, daß nur die Episkopalisten, Methodisten und Baptisten im letzten Jahre Fortschritte aufzuweisen haben. Die Presbyterianer (Kirche Christi in Japan) sind von 11 100 auf 10 538 Mitglieder gesunken (— 562), d. h. auf den Standpunkt, den sie 1889/90 erreicht hatten,

über den sie sich überhaupt nur wenig erhoben haben. Die stärksten Verluste haben die in Verbindung mit dem American Board stehenden kongregationalistischen Kumiai-Kirchen, also die eigentlichen japanischen Nationalkirchen erlitten, deren Mitgliederzahl von 11 162 auf 9863 gefallen ist (— 1299!!), d. h. also wieder auf den Standpunkt von 1890/91. Der Streit, welcher gerade diese Kirchen erschüttert hat, sich anknüpfend an die Frage nach dem Verhältnis der Doshisha zum American Board, ist weltbekannt. Auch hier zeigt es sich wieder, wie schon auf manchem anderen Missionsfelde, daß das kongregationalistische Prinzip der Gemeindebildung wohl Feuer anfachen kann, daß dieses aber gar schnell verlöschende Strohfeuer sind.

Die betrübendste Erscheinung des letzten Jahres ist die Abnahme der Zahl der japanischen Prediger. Äußerlich zwar nur gering, von 290 auf 281 (also — 9), gewinnt diese Abnahme gleich eine größere Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß im Jahre vorher doch 295 Theologie-Studierende vorhanden waren, von denen doch wenigstens $^1/_4$ bis $^1/_6$ in die Reihe der Prediger hätte einrücken müssen. Auch die Zahl der Theologie-Studierenden hat abgenommen, von 295 auf 223, also um 72 (!), d. i. ein Viertel, während doch im Jahre 1893 noch 367 Theologie-Studierende vorhanden gewesen waren. Schon damals gab es 202 eingeborene Geistliche, der Zuwachs seitdem ist also verhältnismäßig gering. Es wird daran ersichtlich, wie wenig japanische Theologen überhaupt Pastoren werden. Das hat noch andere Gründe, als das Aufblühen von Handel und Industrie, was allerdings in allen Ländern die akademischen Studien beeinträchtigt. Es ist in Japan das theologische Studium neben der Vorbereitung auf den Volksschullehrerberuf wohl das einzige, welches kostenlos ist. Da ist natürlich die Gefahr vorhanden, daß manche Elemente in die theologischen Schulen kommen, die nicht hineingehören. Die meisten allerdings, in dem Wunsche zu studieren, mögen sich wohl selbst zunächst darüber täuschen, daß ihnen die wirkliche Begeisterung für den Pastorenberuf abgeht. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben, zumal in einem Lande, wo der Prediger nicht getragen wird von der religiösen Begeisterung der Gemeinde, sondern meist selbst das religiöse Leben in anderen erst erwecken soll. Kein Wunder, daß viele vor und manche noch nach dem Eintritt ins geistliche Amt ermatten. Als der Schreiber dieser Zeilen einen neuen Armenschullehrer suchte, erhielt er zumeist Angebote von früheren oder noch im Amte stehenden Predigern. Es ist natürlich besser, daß solche Leute ohne Begeisterung und Freudigkeit nun wirklich ihr Amt verlassen, als daß sie um des täglichen Brotes willen weiter dienen; aber es wird aus dem allen deutlich, warum der Predigerstand auf dem japanischen Missionsfelde eine so geringe Stetigkeit und Ausdauer zeigt.

Blickt man in die Zukunft, so ist trotz eines unverkennbaren Rückganges darum doch kein Grund zum Verzagen vorhanden. Die Begeisterung in christlichen Ländern für die Japanmission nimmt immer noch zu, wie das starke Anwachsen der Zahl der Missionare beweist: Soll das freilich einen Wert haben, so wird es unerläßlich sein, daß die Missionare sich wieder mehr, als im letzten Jahrzehnt geschehen ist, um das Studium der Landessprache bemühen. Es gab eine Zeit, wo man im Blick auf die raschen Fortschritte in der Christianisierung des Landes das Studium der schweren

japanischen Sprache von seiten des Missionars für Zeitvergeudung hielt, wo man den unmittelbaren „Dienst am Wort" den japanischen Predigern allein überlassen zu können meinte. Die gegenwärtige Lage scheint deutlich gegen eine solche Missionsmethode zu sprechen. Es geht auch in Japan nicht mehr recht, Früchte zu ernten, ohne daß man genügend gesät hat, und ehe man ein rechter Säemann des göttlichen Wortes werden kann, muß man sich erst heiß um das Erlernen der Landessprache bemüht haben. Das mag viele Zeit kosten; aber was bedeuten im Reiche Gottes Tage und Jahre, wo „tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache".

Und noch an einem anderen Punkte setzt die christliche Hoffnung ein. Etwas, was allen Freunden und Arbeitern am Missionswerke in Japan besonderen Mut und besondere Hoffnung erwecken kann, ist das stetige ungestörte Anwachsen der Sonntagsschularbeit. 1886 gab es 9889, jetzt giebt es 30 624 (!) Sonntagsschüler, und dazwischen fand ein ununterbrochenes Anwachsen statt. So beträgt also die Zahl der Sonntagsschüler mehr als $^3/_4$ der Zahl sämtlicher japanischer Christen. Das bedeutet mehr als eine starke Frequenz der Tagesschulen und der Pensionen der Missionsgesellschaften. Denn in den Sonntagsschulen wird eine rein religiöse Arbeit geleistet und zwar meist von freiwilligen, unbesoldeten Helfern. Das ist eine Saat auf Hoffnung, die emporsprießt trotz aller Feindseligkeiten, welchen Sonntagsschüler in der Schule und auf der Straße ausgesetzt sind. Wer die Kinder hat, hat die Zukunft. Es wäre wunderbar, wenn nicht das jetzt heranwachsende und von vornherein mehr christlich beeinflußte Geschlecht für die Aufnahme des Christentums williger sein sollte.

Nein, es ist kein Grund zum Verzagen. Sind auch die Zeiten trübe, so sind sie doch durchleuchtet von Hoffnungsstrahlen. Und außerdem waltet über uns der Rat und Wille des treuen Gottes, dessen Gnade ohne Ende ist. Er, der auch in Japan angefangen hat das gute Werk, er wird es auch vollenden. E. Schiller.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

III.

Nach diesem Beispiel aus der Menschenregion folge eins aus der Tierregion. Wenn die Sivaiten einen Stier anbeten, so erweisen sie ihm diese Anbetung als einem Träger eines Namens des Gottes Siva. Hiermit soll nicht gesagt sein, als ob der Stier nur als Träger eines Namens Sivas habe angebetet werden können. Ursprünglich mochte er einen gar viel anderen verehrungswürdigen Namen getragen haben. Z. B. da die Kuh bei den Indogermanen den Namen der Erde getragen hat, also gleichsam eine Statthalterin der Erde war, so mag der Stier ursprünglich der Träger eines Namens des Himmels gewesen sein. Und wirklich ist der Name gō (masc.)

auch ein Name des Himmels, und das griechiſche βοῦς (Stier) eins und dasſelbe mit ſanskr. bhûs (Erde).

Nun noch ein Beiſpiel aus der „Lichtwelt“. Nach den Merſeburger Zauberſprüchen war die Sonne unſeren Vorfahren: 1. Sunna d. h. Erzeugerin oder Erzeugte (Tochter des Himmels); 2. Fulla, d. i. Fülle, Reichtum ſchaffende; 3. Froua, d. i. Frau, Herrin, oder attributiv, die frohe, herrliche, glänzende; 4. Sintgunt, d. i. Wandelſtern. Außerdem iſt ſie wahrſcheinlich auch noch Phols Pferd und Phol oder Balder ſelbſt geweſen.

Es ſind aber nicht alle Namen gleich „hoch“ und „reich“ an verehrungswürdigen Motiven. Z. B. der Name Puſchan d. i. der Hirten- und Bauern-Gott ſteht nicht ſo hoch als der Name Indra d. i. der König- und Krieger-Gott, oder Varuna d. i. der Weiſen- und Prieſter-Gott. Reicher als Bhaga iſt der Name Agni, wenigſtens in der altindiſchen Welt.

Dies führt auf die Bemerkung, daß die religiöſen Motive, welche den Inhalt eines angebeteten Namens ausmachen, von ſehr verſchiedener Herkunft ſind. Wir müſſen unterſcheiden zwiſchen ſolchen, welche in der dem Menſchen äußeren Natur ihre Wurzel haben, und ſolchen, welche in der eigenen Natur des Menſchen liegen; zwiſchen ſolchen „naturgeſchichtlichen“ und „völkergeſchichtlichen“ Urſprungs; zwiſchen ſolchen von mehr oder weniger individueller oder univerſeller und „geſellſchaftlicher“ Art.

Bei dem Namen eines Nationalgottes, wie Indra z. B. kommen alle dieſe Motive weiten Umfangs in Betracht. Ohne Zweifel iſt Indra Gewittergott, er iſt aber auch ebenſoſehr Kriegsgott. Wenn man fragt: „Was war er zuerſt“? ſo ſcheint uns dieſe Frage ebenſo klug, wie wenn man fragen wollte, was war für die Menſchen zuerſt da, der Krieg oder das Gewitter?

Heißt der Kriegsgott nach dem Gewitter Donar d. i. der Donner, ſo iſt das noch lange kein Beweis dafür, daß man zuerſt den Donner als Naturphänomen und dann erſt als Kriegsgott angebetet habe. Dem ſchon vorhandenen Kriegsgott kann nachträglich der Name Donner gegeben worden ſein.

Denn wer war der Kriegsgott? Der Name der Kriegsluſt, der Kriegskunſt und des Kriegslärms.

In der Beziehung auf die äußere Natur finde ich nur eine Sphäre der, reicher und höher, aus dem eigenen (ſelbſtverſtändlich nicht bloß Einzel-, ſondern Volks- und Völker-) Leben der Menſchen ſelbſt gegebenen Motive anbetungswerter Namen.

Hier, unter dem geographiſch-phyſikaliſchen Geſichtspunkt, ſoll aber in erſter Linie die äußere Natur Indiens (das „Land“) in ſeinem Einfluß auf die Götterſchöpfungen, und es ſollen die „heiligen“ Sachen berückſichtigt werden. Wir beginnen mit der Lichtſphäre. Welch' tiefen Eindruck die wundervollen Lichterſcheinungen der Urheimat der Arier auf ihr religiöſes Gemüt gemacht haben, beweiſt ſchon die Thatſache, daß der allgemeine Name für das Göttliche (deva) vom Licht hergenommen wurde, wie bereits oben bemerkt, und daß derſelbe auch durch alle Zeiten der allgemeinſte Name für das Göttliche geblieben iſt.

Es iſt ferner Thatſache, daß die oberſten Götter der indo-eraniſchen Völker, welche unter den Ariern einander näher geſtanden haben, Lichtgötter geweſen ſind, d. h. in dem Bereiche des Lichts ihren Hauptſitz, die Hauptträger und Medien ihrer Wirkſamkeit gehabt haben.

An das Licht haben ſich für das ariſche Gemüt, die tiefſten religiöſen Empfindungen, die reinſten ſittlichen Begriffe, überhaupt die höchſten Gedanken, deren es fähig war, angeſchloſſen.

Es hat die Arier vor allem auf den Gedanken gebracht, daß das, was man ſieht, noch nicht alles iſt, ſondern daß es eine noch höhere, reinere,

vollkommenere Welt, als man mit dem leiblichen Auge sehen kann, geben müsse; und in diese höchste Lichtwelt einmal nach diesem Leben zu kommen, war schon in urältester Zeit der Arja zuversichtliche Hoffnung.

„Aditi (d. h. unendlich) ist das (höchste) himmlische Licht, in welchem die Aditjas ruhen und welche ihr Wesen ausmachen". (Roth, Z. D. M. G. VI, 67 ff.) Die Aditjas, die Söhne der Aditi, die höchsten Götter der arischen Völker, sind also die Söhne des „unendlichen" (Lichts). Und wie der Begriff der Unendlichkeit aus dem des himmlischen Lichts hervorgegangen ist, so ist Aditi überhaupt der Mutterschoß der höchsten religiös-sittlichen Begriffe, aller höchsten guten Geister für die Arja geworden. Nicht allein die Aditjas (die Unendlichen), sondern auch die Asuras (die Seienden, die Lebendigen), die Amartjas (die Unsterblichen) und überhaupt alle Dewas (die Leuchtenden) sind der Aditi (der himmlischen Lichtwelt) Söhne.

Aber auch schon für das altarische Denken ist ein Unterschied nicht allein zwischen Licht und Finsternis, sondern auch zwischen Licht und Licht. Zu dem Verstorbenen, dessen Leib verbrannt wird, wird gesagt: „Dies Feuer ist dir das eine, weiterhin ein anderes, mit dem dritten Lichte vereinige dich". (Ludwig, Rig-Veda II, 565, 1.)

Schon unter den Aditjas selbst ist ein Rang- und Stufen-Unterschied. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Djaus-Pitar d. h. der „Lichtvater" (Zeus, Jupiter, Tiu) einmal als der Herr des höchsten Lichtreichs angebetet wurde. Schon im vedischen Zeitalter freilich ist er nicht mehr der oberste Lichtgott, sondern hat seine höchste Würde bereits einem andern mächtigen Aditja abtreten müssen, ist selbst daran, zu einem toten Namen für den sichtbaren Himmel zu erblassen und abzusterben. Und doch leuchtet seine ursprüngliche höchste Würde nicht bloß aus seinem Namen, sondern auch z. B. aus dem schönen Gebete, welches Rig-Veda 6, 51, 5 uns behalten hat: „Himmelvater, treue Erdmutter, Bruder Agni, seid gnädig uns!" Hier haben wir offenbar in dem Namen Djaus-Pitar mit Prithivi und Agni eine der ursprünglichsten und allgemeinsten religiösen Empfindungen und Anschauungen der Menschheit überhaupt geborgen vor uns.

Aber wenn auch der mächtige Aditja, welcher an die Stelle des Djaus-Pitar getreten ist, diesen Namen nicht mehr trägt, sondern den Namen Varuna (Umhüller? Herr?) (Ludwig, Vedische Anschauungen S. 54, 6) angenommen hat, so hat sich auch an diesen Namen eine der tiefsten religiösen Empfindungen von der Lichtnatur der Gottheit angeschlossen. Der Name dieses höchsten Aditja Varuna hat dem arischen Inder die lebhafteste Vorstellung des unvereinbaren Gegensatzes von Licht und Finsternis, Lüge und Wahrheit, Recht und Unrecht, Gutes und Böses, Schuld und Freisein von Schuld in seinem Gewissen rege gemacht. Varunas Licht ist das Licht der Nacht, das auch im Verborgenen steht und besonders in dem leuchtenden nächtlichen Himmel, seinem feuerfarbigen Kleid zur Erscheinung kommt.

Milder und freundlicher erscheint die Lichtnatur des mit Varuna oft zusammengenannten Aditja Mitra, steht aber auch schon eine Stufe tiefer. Ihn begrüßt man beim Anbruch des freundlichen Tageslichtes der aufgehenden Sonne. Und so stehen ihm am nächsten die andern Aditjas, Savitar (d. i. der Erreger, Beleber), Puschan (d. i. der Ernährer), Surja (der Glänzer) und Vischnu (der Wirker, der die drei Schritte macht?), lauter angebetete Namen, deren Träger das Tagesgestirn ist (Rig-Veda 7, 66, 4), die vielleicht ursprünglich auch nur Sonnengötter verschiedener Stämme waren (Hillebrandt, Varuna-Mitra S. 45; Kaegi, Der Rig-Veda 2. Aufl. S. 190).

Mit dem Sonnenumlauf steht das Licht der Morgenröte und des Zwielichts in naher Verbindung. So sind sie für den arischen Inder Träger der Uschas, d. i. der Aufleuchtenden, und die Brüder der Uschas,

aber „Söhne des Aufleuchtenden“ (divo napata, Dioskuren, die auch Açvin, Renner) heißen und Träger hochgefeierter Namen wurden.

Man müßte die Schrecken einer finsteren indischen Nacht, wie sie einer noch ganz in die Zauber-, Geister-, Spuk- und Gespenster-Welt alter Zeit eingetauchten Hinduseele sich aufdrängte, mitempfunden haben, um sich eine vollständige Vorstellung machen zu können von der sieghaften Freude und dem Auferstehungsjubel, mit der diese Seele das Wiedererscheinen der himmlischen Lichtmächte, der Uschas, der Aditi und aller Kinder der Aditi begrüßte:

„Komm', Uschas, vom Lichte des Himmels hoch herab auf günstigen Pfaden, laß die Roten dich in das Haus der Opfernden bringen. Die lichten Roten bringen die strahlende Uschas vorwärts; ihr Schein erblinkt im Osten. Wie kühne Krieger ihre Schwerter zücken, bringen die roten Kühe vor, schon leuchten sie hell; der Uschas lichter Strahl durchbricht am Rande des Himmels die dunklen Schleier der schwarzen Nacht. Wir sind hinüber über die Finsternis. Steige empor! Das Licht ist da, du hast der Sonne den Pfad geöffnet, steige empor, freudige Stimmen weckend. Erhöre unser Gebet. Spenderin aller Güter, mehre unsere Nachkommenschaft.“

Am unmittelbarsten und traulichsten, weil eben in der körperlichsten, erdnächsten Gestalt, kam dem vedischen Inder das Licht in dem Namen und der Gestalt Agnis (d. i. des Beweglichen, ignis, ogni). Die hellaufblitzende, rennende, fressende, aber auch reinigende, läuternde, umbildende Feuerflamme ist der Träger des einst hochgefeierten Namens Agni.

Er ist recht eigentlich, was sein Name sagt, der Bewegliche, der überall herumschweift, wie Loki in der nordischen Götterwelt, aber den Devas und Manusjas freundlich, nur den Unholden (Rakschasas) verderblich.

Aus dem himmlischen Licht ist er (im Blitz) auf die Erde herniedergekommen und in der Opferflamme fährt und führt er dorthin empor. Aus dem Bereiche des indischen Lichtes steigen wir herab in den der indischen Atmosphäre.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

XI. Mission und Kaste.

Fortsetzung.

Schon einmal, als wir von den hauptsächlichsten Hindernissen der Mission sprachen, haben wir die Kaste erwähnt, und wir verweisen hier auf das, was wir dort (IX. Jahrgang S. 225 f.) über ihre Entstehung und Bedeutung gesagt haben. Wenn wir noch einmal auf sie zurückkommen, so thun wir es, um die Stellung der evangelischen Mission zu ihr näher zu kennzeichnen, und weil gerade in unseren Tagen die Frage auch in weiteren Kreisen behandelt worden ist und behandelt werden wird (Grundemann wird demnächst seine längst in Aussicht gestellte Arbeit über die Kaste erscheinen lassen), weil sie also zu den brennenden indischen Missionsfragen gehört.

Um nur eins hervorzuheben, in Nummer 2 dieses Jahrgangs des „Evangelischen Kirchenblattes für Württemberg“ (S. 12 f.) erschien unter Hinweis auf eine zustimmende Besprechung des Stosch'schen Buches: „Im fernen Indien“ (vgl. auch die in diesem Jahrgg. S. 107 erschienene Rezension) in der „Christlichen Welt“ (1896 Nr. 52) eine starke Kritik der Leipziger Mission in Bezug auf ihre Stellung zur Kaste, die viel über das berechtigte

Maß hinausging und alte, längst abgethane Märchen wieder auffrischte, in Nr. 6 desselben Blattes aber eine Berichtigung des Leipziger Missionsdirektors von Schwartz mit einer erneuten ablehnenden Besprechung seitens des Herausgebers, während bereits die „Allg. evang.-luth. Kirchen-Zeitung“ (1897, 108 ff. Nr. 5) eine Darstellung der Leipziger Kastenpraxis gebracht hatte. Die Sache ist so wichtig, daß auch Warneck im 3. Teile seiner Missionslehre (Gotha, Perthes, 1897) ihrer Besprechung einen besonderen Abschnitt (S. 301—329) widmet, und wir halten es daher für unsere Pflicht, auch unsererseits Stellung zu nehmen.

Zunächst ist festzustellen, daß die Kaste in Indien, die alle Stürme und Umwälzungen der Jahrhunderte überdauert hat, trotz der hundertfünfzigjährigen Thätigkeit der evangelischen Mission — von der römischen ganz zu schweigen — noch immer im großen und ganzen als ein unerschütterter Felsen feststeht, an dem es nur hier und da ein wenig zu bröckeln beginnt, und noch immer eine Großmacht ist, die „das ganze Leben des Hindu mit eiserner Gewalt beherrscht“, der sich weder die hochgebildeten Brahmanen entziehen können, die im Grunde über die Kastenthorheiten lächeln und, wo sie sich unbeobachtet glauben, ohne jegliche Gewissensbedenken die oft sehr drückenden Kastenvorschriften brechen, auch gelegentlich gewaltige Reden über allgemeine Menschenverbrüderung u. dgl. halten, trotzdem aber sich nach einer etwaigen Verunreinigung — und wenn sie in einer glänzenden Europa-Reise bestanden hat — all den ekelhaften Reinigungsvorschriften willig unterziehen, noch die armen oft empörend behandelten Parias, die trotz alledem und obwohl sie die bei weitem überwiegende Majorität bilden, nicht den Mut haben, die drückenden, das ganze Leben von der Geburt bis zum Grabe, bei Tag und bei Nacht, zu Hause und auf der Reise, beim Schlafen, Wachen, Essen, Trinken, in der Kleidung und allen gesellschaftlichen Bräuchen unheimlich bindenden Fesseln zu sprengen, sondern sie als etwas Selbstverständliches tragen, ja sich wohl in ihnen fühlen und für sie eifern. „Einem Hindu kommt eben Himmel und Erde ins Wanken, wenn man ihm seine Kaste nimmt. Seine Gedanken sind die Gedanken seiner Kaste, seine Gewohnheiten das Herkommen seiner Kaste, seine Ehre die Kastengemeinschaft.“

Man hat die Zahl der einzelnen Kasten, für die jegliche Analogie in der heutigen Welt fehlt[1]), die teilweise durch hohe Schranken von einander getrennt sind, unter denen es keine Zwischenheirat und keine Tischgemeinschaft, ja nicht einmal einen Zwischenverkehr giebt, die unerwerbbar und unverlierbar, weil erblich, sind[2]), in ganz Indien auf 16 000 berechnet, indessen kann man 3 Hauptabteilungen unterscheiden, die Brahmanen, Sudras und Parias.

---

[1]) Chaudavarkar, der Bombay-Abgeordnete für England, äußerte sich neulich hierüber folgendermaßen: „Ich habe von Apologeten der Kaste die Frage stellen hören: Existiert auch in England die Kaste? Wird es ein Lord nicht weit unter seiner Würde halten, die Tochter eines Bauern zu heiraten? Darauf erwiderte ich, daß die Kaste nirgends anders in der Form, wie in Indien, bestehe. Ein englischer Lord mag es als eine Herabwürdigung ansehen, wenn man ihm zumutete, eine Bauerntochter zu heiraten; dagegen kann aber ein Bauer hoffen, durch besondere Fügung selbst eines Tages ein Lord zu werden . . . . . In Indien dagegen ist und bleibt ein Brahmane ein Brahmane und ein Sudra ein Sudra, der letztere kann niemals hoffen, zu dem Stand des ersteren emporzusteigen. Es existiert zwischen den beiden lediglich kein Band der Zusammengehörigkeit. Das Prinzip der Kaste ist gegenseitige Abstoßung und Ausscheidung der Menschen“.

[2]) Die einzige Ausnahme ist für die Maharadschas von Travankore in Südindien von den schlauen Brahmanen aus Geldgier erdacht worden. Der jeweilige König, von Geburt ein Sudra, kann ein Devidschan, ein Zweimalgeborener oder Brahmane werden, wenn er durch eine goldene Kuh hindurch schlüpft, die an Gewicht ihm gleich ist. Hernach muß er aber die Kuh zerstückeln und an Brahmanen verteilen. Der Wert einer solchen Kuh, die einer der letzten Könige vor einigen Jahren anfertigen ließ, betrug ungefähr 6000 Pfd. Sterl. oder 120 000 M. (Evang. Miss.-Mag. 1896, 259 f.).

„Während meiner Reise im Süden", — um nur eins herauszugreifen, — erzählt Johnson, der 31 Jahre lang in Kalkutta im Dienste der Londoner Mission gestanden hat, „ging ich einmal mit meinem Freunde auf der Landstraße. Meines Freundes Pferd folgte mit dem Reitknecht. Wir sahen von fern einige Männer auf uns zukommen; plötzlich aber gingen sie ins Gebüsch und verbargen sich hinter Bäumen, bis wir vorüber waren. Ich fragte meinen Freund nach dem Grunde. Er sagte: Das war wegen meines Reitknechtes. Er wäre durch die Begegnung mit diesen Leuten unrein geworden. Wenn sie es gewagt hätten, an ihm vorbeizugehen, und ich wäre nicht dabei gewesen, so hätte er sie vielleicht durchgeprügelt". Besonders auffallend treten die Unterschiede zu Tage im Innern von Malabar. „Da schreitet der Brahmane im Bewußtsein seiner göttlichen Würde stolz des Weges daher; vor ihm her geht ein Herold, der durch lautes Rufen das Nahen des Erdengottes den niederen Kastenleuten kund thut. Diese müssen je nach dem Grade ihrer Kaste auf 10—300 Schritt eiligst über Stock und Stein von der Straße abweichen, auch wenn sie eine schwere Last auf dem Rücken tragen, damit der Brahmane durch sie nicht verunreinigt wird. Die verschiedenen Kasten dürfen einander nicht berühren, nicht beisammen wohnen und noch viel weniger mit einander essen. Jede Kaste hat ihre eignen Häuser vereinzelt für sich, die ihren besonderen Namen tragen". (Evang. Miss.-Mag. 1896, 333).

Unter allen Kasten sind die Pulayer (Aasmenschen) am meisten verachtet. Als der englische Missionar Lash die Station Tiruvella in Travankore besuchte, zu der eine Anzahl solcher armer Pulayer-Gemeinden und Schulen gehört, sah er einen sehr schwarzen Pulayerknaben auf sich zulaufen. Der Missionar blieb auf der Hauptstraße stehen, um mit ihm zu reden, aber er mußte ihn erst durch ein Buch mit buntem Umschlag herbeilocken, ehe er seine ängstliche Scheu überwand und sich getraute, die Straße zu betreten. Der Knabe nahm das Buch und begann auf Geheiß des Missionars 2 bis 3 Minuten lang vorzulesen. Der Missionar hörte zu; als er aber aufblickte, sah er, daß die Anwesenheit des Knaben auf der Straße den Verkehr auf beiden Seiten vor und hinter ihm unterbrochen hatte; denn die Leute blieben auf beiden Seiten stehen und wollten trotz des Winkes des Missionars nicht vorübergehen. Nur einige Sudrafrauen, die es sehr eilig hatten, machten einen weiten Umweg, indem sie das Ufer in möglichst großer Entfernung vom Knaben hinaufkletterten und weiter oben wieder die Straße betraten. Als der Missionar den Knaben entlassen hatte, begann der Strom der Leute wieder ungehindert zu fließen (Ev. luth. Miss.-Blatt 1893, 259 f.).

Die Kaste ist die Mutter eines Hochmutes und einer Selbstgerechtigkeit, die den jüdischen Pharisäersinn weit übertrifft und namentlich in Priestergeschlechtern an das Dämonische grenzt, und damit zugleich auch einer Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit gegen die niederen Kastenleute, die ihresgleichen kaum findet. Daß Parias Menschenrechte haben, ist den höheren Kasten ein unvollziehbarer Gedanke (Stosch, Im fernen Indien 51), mit Ausnahme der Kupfermünze oder der Hand voll Reis, die man dem Bettler bietet (aus gehöriger Entfernung), mit Ausnahme der Speisung von Armen, die bei Hochzeiten oder bei Trauerfällen Sitte ist, giebt es kaum eine über den Bereich der Kaste hinausgehende Übung der Barmherzigkeit in Indien. Denn selbst in jenen Rasthäusern, welche als Wohlthat für die Reisenden gegründet sind, herrscht das Kasteninteresse vor; Leute niederer Kaste werden hinausgewiesen, und es sind die Brahmanen, die auch hier das Fett des Landes essen (ebend. 173). Ein Brahmane würde auch ein niederes Kastenmitglied ruhig ertrinken lassen, wenn er es auch leicht retten könnte, denn er fürchtet die Verunreinigung.

Es lag einst ein Palmbauer unter einer Palme, die auf ihn gefallen

war, allein keiner der vielen Zuschauer wagte es, den armen Mann, dessen Beine gebrochen waren, aus seiner jammervollen Lage zu befreien, denn das Kastengesetz erlaubte es ihnen nicht (Ev. M. M. 1896, 327). — Ein Beispiel aus Vorderindien, aus der großen Stadt Kalkutta: Ein Wagen kommt scharf um die Ecke gefahren. Dort steht ein Knabe, seine kleinen Münzen zählend, die er für verkaufte Fische einnahm. Vertieft in seine Rechnung merkt er nicht die Gefahr, er wird überfahren und muß schweren Schaden genommen haben, da er sich nicht wieder erheben kann. Weder der Kutscher, noch die Insassen nehmen Notiz davon. Jener treibt seinen mit künstlich roten Flecken bemalten Schimmel nur noch heftiger an, um nicht etwa noch von einem Polizeidiener bemerkt zu werden. Da liegt der jammernde Knabe, aber niemand bekümmert sich um ihn. Ein Palankin hält dicht neben ihm. Ein Herr in reich gesticktem roten Gewand steigt aus. Es ist der Besitzer des nächsten Hauses. Aber, ohne den Verunglückten zu beachten, tritt er in seine Thür. Neugierig wirft nur der Thürhüter einen Blick heraus, aber das Haus darf nicht verunreinigt werden durch einen Menschen aus der niederen Fischerkaste. Verschiedene Handwerker gehen vorbei. „Er ist nicht von unserer Kaste". Auch der Hausierer fürchtet sich vor Verunreinigung. Alle gehen vorüber, wie einst der Priester und Levit. Endlich kommt ein Polizist mit seinem Stab daher. Er bemerkt, daß ein Unglück geschehen. Aber auch er legt nicht Hand an, sondern geht ohne Eile auf die nächste Polizeistation, um Meldung zu machen. Endlich kommen nach langem Warten ein Paar Kuli, die den Unglücklichen fortschaffen (Burkhardt-Grundemann, kl. Miss.-Bl. III, 150).

Noch andre nachteilige Folgen hat die Kaste für das Volksleben. Wir wollen nicht reden von der Verarmung der Nation, die aus dem Kastenverbote der Auslandsreisen und Handelsverbindungen mit fremden Völkern hervorgeht; auch sei nur angedeutet, daß mit dem Kastenwesen das schändliche Institut der Tempeldirnen oder Nautsches in engem Zusammenhang steht, wir wollen nur noch kurz auf die Kinderheiraten hinweisen, die auch eine Folge des Kastenwesens sind. Ein Verteidiger der Kaste hat es erst neulich offen ausgesprochen, daß die Kinderheirat nötig sei, damit die Mädchen nicht außerhalb ihrer Kaste heiraten. Das hat u. a. viele Kinderkrankheiten und eine physische Entartung und Abschwächung des Volkes, die traurige Lage der Frauen und besonders der Witwen zur Folge (Ev. M. M. 1896, 335 f.).

Freilich dürfen wir auch die guten Seiten des Kastenwesens nicht verschweigen. Die Kaste giebt dem Hindu bei seinem idealistischen Pantheismus und dem mangelnden Nationalgefühl fast den einzigen sittlichen Halt. Die Kaste ist in gewissem Sinne die Hüterin der Keuschheit, sofern durch sie besonders die Frauen unter die gute Sitte wenigstens äußerlich gebunden sind, sie ist der Hort der Sittlichkeit, sofern Kastenübertretungen, die ja auch sittlicher Art sein können, streng, eventuell sogar mit Ausschluß aus der Kaste, bestraft werden, sie hat nicht selten ein patriarchalisches Verhältnis, z. B. zwischen den höheren Kasten angehörenden Mirasdaren gegen ihre Pariatagelöhner zur Folge, sie bietet einen gewissen Schutz, indem sie den Hindu als Glied einer großen Familie anerkennt und ihm deren Schutz und Vorteile gewährt, doch sind diese Vorteile verschwindend gegenüber den angeführten Nachteilen, und es ist die Aufgabe der Mission, dieser ihrer größten Feindin möglichst entgegenzuarbeiten.

Vorgearbeitet wird, wenn wir auch die Bedeutung dieser Dinge nicht allzuhoch anschlagen, durch die Eisenbahnen, die einen Kastenunterschied nicht kennen und dulden, wenn wohl auch bisweilen gegenteilige Forderungen seitens der Brahmanen gestellt werden, durch die gemeinsamen Brunnen und Wasserreservoirs, aus denen die Angehörigen aller Kasten schöpfen, durch die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, in denen man wohl selten den Kastenvor-

urteilen entgegenkommt, durch die Hospitäler und Gefängnisse, in denen ja auch Angehörige aller Kasten sich zusammenfinden, durch das Militär, in dem ja auch die Eingebornen möglichst ohne Kastenrücksichten dienen müssen, durch die Regierungsschulen, in denen — wenigstens ist das überall anzustreben — Kinder aus allen Kasten zusammen unterrichtet werden, durch die Besetzung von Regierungsstellen mit Gliedern niederer Kasten, was bis jetzt freilich nur sehr selten geschieht, durch die ganze abendländische Kultur, die sich viele Hindus zu eigen gemacht haben. Die Regierung kann in der That manches thun, und wenn man auch nicht von ihr verlangen wird, daß sie durch ein Gesetz die Kaste, wie einst die Witwenverbrennung und ähnliche Einrichtungen aufheben soll, was ja nur eine unheilvolle sittliche Anarchie und eine revolutionäre Erhebung des Volkes zur Folge haben würde, so kann man wohl fordern, daß sie — fern von aller Kastenstürmerei, aber auch Kastenfurcht — in den oben angegebenen Dingen streng vorgeht und keine Kastenunterschiede duldet. Und es giebt noch Richter in Indien. Nur ein Beispiel dafür: Als ein Christ aus der Pulayerkaste in Travankore von einem Mohammedaner, einem Polizisten und einem Sudra, denen er nicht in der gehörigen Weise aus dem Wege gegangen, durchgeprügelt worden war, wurde der Polizist mit 3 Monaten, der Sudra mit 40 Tagen und der Mohammedaner ebenfalls mit 40 Tagen Zuchthaus bestraft (Ev.-luth. M. Bl. 1889, 191 f.).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen,

deren Sekretär gegenwärtig unser Missionar Pf. Kranz ist, hat ihren 9. Jahresbericht herausgegeben. Wir teilen daraus folgendes mit: „Es steht unzweifelhaft fest, daß bei den denkenden Chinesen von Jahr zu Jahr die Erkenntnis von dem nur langsamen Fortschreiten Chinas in allen den Dingen, die die intellektuelle Entwicklung und die materielle Wohlfahrt betreffen, stetig wächst, und daß ebenso die Nachfrage nach westlicher Bildung und den Fortschritten des Erziehungswesens, der Landwirtschaft, der mechanischen Künste und aller Fächer der Staatsverwaltung immer größer wird. Zwar darf nicht geleugnet werden, daß allein die in den offenen Häfen wohnenden Chinesen in größerem Umfange nach alledem fragen, aber das gleiche Gefühl ergreift auch andere Plätze, selbst jene Festen des Konservativismus, wo man es am letzten erwarten würde". Diese Behauptung wird durch viele Beispiele belegt. Namentlich wird auf Hunan verwiesen, die Hauptfeste der fremdenfeindlichen Propaganda, wo der Provinzial-Examinator die chinesischen Studenten zur Beschäftigung mit der westlichen Bildung anhält, das gleiche thut der Provinzial-Examinator in Kiangsu, der Vizekönig Chan Chihtung ist nach wie vor ein Gönner der Bestrebungen der Gesellschaft, ebenso gab ein Regierungs-Beamter in Kwantung seiner Anerkennung Ausdruck. Die Gesellschaft hat beschlossen, für solche Studenten und Beamten, die keine Schule besuchen können, eine Reihe von Vorlesungen herauszugeben, die so angelegt sein sollen, daß sich jeder, der sie gewissenhaft studiert, eine genügende allgemeine Kenntnis von den im Examen verlangten Fächern verschaffen kann. Dabei betont die Gesellschaft in allen ihren Publikationen den durchweg christlichen Charakter der westlichen Civilisation. Die beiden Zeitschriften, die sie herausgiebt, die Van Kwoh Kung Pao und die Chung Si Kiao Hwui Pao, von denen die erstere politische und industrielle, die letztere religiöse Fragen behandelt, zeichnen sich durch Reichhaltigkeit des Inhalts aus und erfreuen sich eines stets wachsenden Leserkreises. Von 85 weiteren Publikationen im ver-

flossenen Jahr trugen 43 einen rein religiösen Charakter; unter ihnen befand sich auch eine Abhandlung Dr. Fabers betitelt: „Die Civilisation eine Frucht des Christentums“. Von den sonstigen Werken hat namentlich die 12 Bände umfassende Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges von Dr. Allen großen Absatz gefunden. Sehr bald war die erste Auflage von 3000 Exemplaren vergriffen. Für uns ist besonders der Nachweis interessant, daß schon 1882 von Li Hung Chang Pläne ausgearbeitet wurden, die die Billigung der Regierung in Peking fanden, Japan anzugreifen und die Insel Liu Kiu wiederzuerobern, eine Thatsache, die beweist, daß die Verantwortlichkeit für den Krieg nicht Japan allein trifft. Viel Aufsehen unter den Chinesen haben die beiden letzten Bände des Werks erregt, die über Erziehungsreformen handeln. Es wird eine interessante Diskussion eines der höchsten chinesischen Würdenträger mitgeteilt, aus der jedenfalls das eine hervorgeht, daß diese Kreise solchen litterarischen Publikationen zugänglich sind und nachhaltig durch dieselben angeregt werden, eine neue Ermutigung auch für uns, auf den von uns in China eingeschlagenem Wege fortzuschreiten. H. Lehmpfuhl.

Die Hallesche Missionskonferenz

fand am 22. und 23. Februar im „Prinz Carl“ in Halle statt. Im Eröffnungsgottesdienst am Abend des 22. Februar predigte der durch seine dämonologischen Streitigkeiten bekannt gewordene Pastor Hafner aus Elberfeld über Matth. 12, 30 (Das Sammeln des Herren, das Mitihmsammeln, das Nichtmitihmsammeln) recht langweilig, beständig sich wiederholend, treiberisch. In der Vorversammlung hielt nach der Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Prof. D. Warneck, der bekannte Pastor D. Grundemann einen originellen, sachkundigen, praktischen, bisweilen mißverständlichen Vortrag über die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserem Volke, in dem er zeigte, wie man in der Schule, im Konfirmandenunterricht und in der Gemeinde durch die sonntägliche Predigt mit planmäßigen Mitteilungen, durch besondere Missionspredigten und -stunden, Erstattung von Missionsberichten, Verbreitung von Missionsblättern und -litteratur (besonders auch die Missionsbilder mit Versen für Kinder), Benutzung des Skioptikums, des Missionsdramas, des Missionsoratoriums, des Missionsliedes wirken könne. Die Debatte, an der sich Missionssuperintendent Merensky, Pfarrer Gerlach, Missionsdirektor Buchner und ein Lehrer beteiligten, brachte fast nur Zustimmung.

Am frühen Morgen des 23. Februar fanden Spezialversammlungen der Provinzialvereine für Berlin I und II statt. Dort wurde das Thema behandelt: Was können die Provinzialverbände thun zur Entlastung des Direktors und der Inspektoren auf Missionsfesten und Reisen der Missionare? hier sprachen P. Notrott aus Spickendorf, der Verfasser eines soeben erscheinenden größeren Werkes über die Wendenmission, über die mittelalterliche Missionsgeschichte, besonders die wendische in ihrer Bedeutung für die Missionsarbeit der Gegenwart und berichtete Missionsinspektor Plath über den gegenwärtigen Stand der Kolsmission. Die Hauptversammlung brachte nach einer trefflichen biblischen Ansprache des Missionsdirektors Buchner über Apostelgesch. 9, 6 und einigen Mitteilungen des Vorsitzenden über die Thätigkeit des Vorstandes (hervorgehoben sei nur, daß im letzten Berichtjahre 3 Predigtreisen stattfanden, und daß die Herausgabe eines neuen Wegweisers durch die wissenschaftliche Missionslitteratur vorbereitet ist), sowie nach einstimmiger Annahme einer durch Pfarrer G. Müller, den Verfasser der bekannten Arbeit über den Branntwein in Kamerun und Togo, befürworteten Resolution gegen den Branntweinhandel in Afrika ein vorzügliches sehr zeitgemäßes Referat des rheinischen Missionsinspektors Dr. Schreiber über die Stellung der evangelischen Mission zum Mohammedanismus, der nicht als Konkurrent oder Wege-

bereiter, sondern als geschworener Feind des Christentums anzusehen ist, und der in unseren Tagen von seiten der evangelischen Mission besondere Beachtung verdient. In die Diskussion, welche von Pastor Zeller auf Grund eigner Erfahrungen und gründlicher Studien eröffnet wurde, griff außer Merensky, Grundemann und dem mit lebhaftem Beifall begrüßten Pfarrer Dr. Lepsius besonders der gerade anwesende armenische Pastor Amirchanianz glücklich ein. Nach dem gemeinsamen, durch ernste und heitere Reden gewürzten Mittagessen und einer Spezialkonferenz der Agenten, in der unter Leitung des Pastors Dietrich aus Breitungen der Gebrauch der laterna magica, die Missionspredigtreisen, die Missionshauskollekte besprochen wurden, fand die große Abendvolksversammlung statt, in der nach einem kurzen Willkommengruß des Vorsitzenden, Pfarrer Wächtler aus Halle, Missionsinspektor Winkelmann von Berlin III, Missionssuperintendent Merensky von Berlin I und Missionsdirektor Buchner von der Brüdergemeine über die Arbeiten ihrer Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika berichteten. Namentlich die Ansprache Winkelmanns war ergreifend. Die Leipziger Missionsgesellschaft, die durch ihren Direktor und Senior vertreten war (aber incognito), kam wohl aus konfessionellen Gründen nicht zum Worte. Am folgenden Abend fand eine allgemeine studentische Missionsversammlung statt, in der Missionsinspektor Buchner über „das Ideal eines Missionars“ und Pastor Zeller über den „Orient unter mohammedanischer Herrschaft“ sprachen.

Buttstädt. A. Schillbach.

Litteratur.

Reichelt, G. Th. Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine. Mit 19 Bildern. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896, kl. 8°. 87 S. 1 M., gebunden 1,50 M.

Wer das „Missionsblatt der Brüdergemeine“ aufmerksam verfolgt, der findet unter den zahlreichen Missionsarbeitsfeldern derselben auch Britisch-Ostindien verzeichnet mit den drei schon seit Jahren wiederkehrenden Stationen Kyelang, Poo (Pu) und Leh (letztere nördlichste Station in Ladakh am Nord-Indus östlich von Srinagar in Kaschmir, letztere genau im Süden von Leh in Lahaul gelegen). Diese kleine, aber opferreiche „Himalaya-Mission“, die seit 1857 betrieben wird, ist in unserem Schriftchen in durchaus objektiver, klarer und nüchterner Weise in ihren Anfängen, ihrer Entwicklung, ihren Aussichten beschrieben. Man bekommt einen tieferen Einblick in die Schwierigkeiten der Missionsarbeit, besonders die verschiedenen Sprachen und Dialekte, die Macht der Lamas, die Polyandrie, die gefahrvollen Reisen, das gesundheitsschädliche Klima, sowie in die äußere und innere Arbeit der Missionare (Predigt, Schulthätigkeit, die sich auf eine Strick- und Nähschule erstreckt, ärztliche Mission, Landwirtschaft) mit ihren bis jetzt allerdings noch geringen Erfolgen. Referenten haben namentlich die Abschnitte interessiert, die von „Missionar Jäschke und der tibetanischen Sprache“ und von „Lamaismus als Haupthindernis“ handeln (S. 25 ff. und 40 ff.). Es ist in der That staunenswert, was der anspruchslose und bescheidene Jäschke in Beherrschung der Bücher- und Umgangssprache mit ihrer ganz verschiedenen Aussprache und sonderbaren Grammatik und in Anfertigung von Bibelübersetzungen, Gesang- und Schulbüchern, belehrenden Schriften, Grammatiken und Wörterbüchern geleistet hat, eine Thätigkeit, die die lebhafte Anerkennung nicht nur der indischen Regierung, sondern auch deutscher Autoritäten, wie Lepsius, Schiefner, Prof. Fr. Müller in Wien, erfahren hat. Überaus traurig

aber ist es, wie noch heute sich das arme Volk infolge seiner Furcht vor den bösen Geistern von den Lamas, Ober-Lamas (den Kuschogs) und obersten Lamas (den 3 Lamas in Lhasa, Taschilungo und Urga) knechten und aussaugen läßt. Man freut sich, trotzdem von jungen eingeborenen Evangelisten zu lesen, die, wie die beiden Paulu —, um von dem unruhigen Nathanael zu schweigen, — schon manches Jahr in Treue arbeiten. Erschütternd wirken die zahlreichen schmerzlichen Todesnachrichten von jenem kleinen Missionsfelde. Beigegeben sind 16 meist gute Landschaftsbilder, die einen Blick in die großartige Gebirgswelt des Himalaya thun lassen, 2 Bilder, welche Lamas mit und ohne Masken, und ein Bild, welches christliche Frauen in Tibet darstellt. Der Satzbau ist einige Mal nicht ganz korrekt (S. 57 Z. 10, S. 68 Z. 17, S. 82 Z. 1). Etwas mehr Detailmalerei wäre wohl an manchen Stellen wünschenswert. Wir wünschen der sorgfältigen und gründlichen Arbeit recht viel Leser.

Buttstädt. A. Schillbach.

Stosch, G. Paulus als Typus für die evangelische Mission. Vortrag gehalten auf der Halle'schen Missionskonferenz. Berlin, Martin Warneck. 50 Pfg.

Da wir den Vortrag, der übrigens in der Allg. Miss. Ztsch. 1896, N. 10 abgedruckt ist, bereits gelegentlich unseres Berichts über die genannte Missionskonferenz (Jahrgg. 1896 S. 105) skizziert haben, so genügt hier nur ein kurzer Hinweis auf die tüchtige Arbeit.

Buttstädt. A. Schillbach.

Otto Veeck, Dr. Pfarrer, Phantasie und Religion. Bremen, Max Nößler. 1896. 81 S. 0,80 M.

Vorliegende treffliche Broschüre ist ein Abdruck der Aufsätze, die der Verfasser in der Prot. Kirch.-Ztg. 1896, Nr. 1—7 veröffentlicht hat, und man muß ihm für diesen Sonderdruck ganz besonderen Dank wissen, da die Bedeutung, welche die Phantasie für die Religion hat, noch nicht so allseitig gewürdigt und behandelt worden ist, wie man es wohl erwarten sollte. Es wird noch lange währen, bis die Erkenntnis ein Gemeingut der protestantischen Theologie sein wird, daß die Formen unserer Dogmen dem vorstellungsmäßigen Denken entnommen sind, daß auch die Phantasie bei ihrer Bildung mitgewirkt hat, und daß es Aufgabe der Wissenschaft sein muß, sie dieses vorstellungsmäßigen Charakters zu entkleiden und auf reine Begriffe zu bringen, wie es Biedermann in seiner Dogmatik mit herzerfreuender Klarheit und unerreichter Meisterschaft gethan hat. Daß in den heidnischen Religionen die Phantasie eine Rolle gespielt hat, giebt man gern zu, von der christlichen Religion will man es dagegen nicht Wort haben. Wir empfehlen das vorliegende Schriftchen nicht nur solchen, die sich mit religionswissenschaftlichen Fragen beschäftigen, sondern vor allem auch den Missionaren, für deren ganze Arbeit es von größter Wichtigkeit sein muß, eine klare Einsicht in das Verhältnis von Religion und Phantasie zu haben. Es behandelt seinen Gegenstand in 7 Abschnitten mit folgenden Überschriften: 1. Bedeutung und Wesen der Phantasie. 2. Die Wirksamkeit der Phantasie in der Mythologie der Naturreligionen und in den vornehmsten geschichtlichen Religionen. 3. Die Wirksamkeit der Phantasie in der christlichen Religion und Theologie. 4. Ist die Religion eine Schöpfung der Phantasie? 5. Welcher Art ist die Verbindung zwischen Phantasie und Religion? 6. Ein Maßstab zur Beurteilung der religiösen Phantasiebildungen. 7. Die Bedeutung der religiösen Phantasie für die Kirche. H. Lehmpfuhl.

Luise Oehler, Bilder aus Japan. Land, Leute und Mission des Inselreichs. 64 S. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. 0,20 Pf.

Ein glatt und fließend geschriebenes und mit mehreren gut gewählten Bildern ausgestattetes Büchlein, das der Abdruck einer Reihe von Aufsätzen ist, die im vorigen Jahrgang des Baseler Missionsmagazins erschienen sind. Etwas Neues über Japan will es nicht bringen, es folgt vielmehr, wie es S. 54 selbst sagt, im wesentlichen dem Dalton'schen Buche, auch will es deshalb keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben, sondern nur weitere Kreise mit Land, Leuten und der Mission in Japan bekannt machen. Seinen Zweck erfüllt es in angemessener Weise und eignet sich zur Verbreitung bei Missionsfesten. Über unseren Verein äußert sich die Verfasserin zurückhaltend und will erst die Entwicklung der nächsten Jahre abwarten.

H. Lehmpfuhl.

K. Kühnle, Die Arbeitsstätten der Basler Mission. 1895. VII. 76 S. Basel, Missionsbuchhandlung.

Die Basler Mission erfreut sich mit Recht weitverbreiteter Beachtung und Anerkennung. So wird vielen die Schrift von Kühnle, Lehrer am Missionshaus, willkommen sein. Ihre Aufgabe ist, „die Stätten, auf denen die Basler Sendboten in Indien, China, Goldküste und Kamerun arbeiten, die Schwierigkeiten, welche sich ihnen im Klima, in den eigentümlichen Lebensverhältnissen, im Götzendienst u. a. m. entgegenstellen, wie auch die Erfolge, welche trotzdem unter göttlichem Beistand errungen worden sind, in möglichst gedrängter Darstellung zu beschreiben". Das Büchlein ist mit Übersichtskarte, Stationsbildern, Tabellen und Registern versehen und gewährt einen guten Überblick, nur sind die Mitteiluugen über die Missionsstationen gar zu knapp geraten. Es soll, „einem Bedürfnis des Geographieunterrichts entsprungen, den Missionszöglingen in erster Linie dienen" und verleugnet den Charakter eines Leitfadens nicht. Immerhin bietet es aber auch Freunden der Basler Mission eine rasche Orientierung und kann dafür empfohlen werden.

Aug. Kind.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

A. Schreiber, Der Islam und die evangelische Mission (A. M. Z. 97, 4). J. Haller, Augustin: De catechizandis rudibus (ebenda). P. Richter, Bischof French (ebenda, 5). J. Haller, Das Leben im Basler Missionshaus (B. M. M. 97, 4—6). Bischof Ridley von Caledonia (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 97, 6). Kratzenstein, Missionsinspektor D. Kratzenstein (Evangl. Miss. 97, 4). P. Richter, Bischof French (ebenda, 6). Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft 1896. Drews, Mission und Askese (Christl. Welt 97, 23). H. Blodget, The supreme aim (Miss. Her. 97, 4). G. Marsh, The support and mode of living of foreign missionaries (ebenda, 5). C. Perkins, The trials and joys of the foreign missionary (ebenda). De Forest, Missionaries and their children (ebenda). J. Gillespie, Missionary qualifications (Church at home and abr. 97, 6). A. King, Individualism in mission work (Miss. Rev. 97, 5). The Church and the C. M. S. in 1837 (Church Miss. Int. 97, 1). The ninety-eighth anniversary of the Church Missionary Society (ebenda). L. Leger, Les sources de la mythologie slave (Rev. de l'hist. des rel. 35, 2). A. Bouché-Leclèrço, Les précurseurs de l'astrologie grecque (ebenda). D. Bruce, Une récente controverse entre théologiens allemands sur l'origine de la

Sainte-Cène (ebenda). J. Vahl, Tabeller til Hedningemissionen 1894 og 1895 (Nordisk M. T. 97, 2). J. Vahl, De evang. Missionsselskaber og deres Virksomheder (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

L. Nottrott, Die Tschamár-Mission der deutsch-evangelischen Kirche Nordamerikas (Evgl. Miss. 97, 6). Labrador (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 4 u. 5). Moskitoküste (ebenda, 6). Grönland (ebenda). J. W. Butler, Missionary comity in Mexico (Miss. Rev. 97, 5), L. Pierson, The awakening of the American Negro (ebenda, 6). F. Beard, Sketches from the South (Americ. Miss. 97, 4).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Wirren in Madagaskar II. (A. M. Z. 97, 4). A. Mischlich, Eine Untersuchungsreise im deutschen Sudan (B. M. M. 5 u. 6). Die Umtriebe der Jesuiten auf Madagaskar (Evgl. Miss. 97, 6). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 4—6). Deutsch-Südwest-Afrika (Rhein. Miss. 97, 6). Nachrichten aus den Stationen in Kapland (Berl. M. B. 97, 5). Sulumission (Hermbg. Miss.-Bl. 97, 4—6). Betschuanenmission (ebenda, 4 u. 6). Die Mission in Uganda (Beibl. z. Hermbg. Miss.-Bl. 97, 5 u. 6). Wohlrab, Aus den Anfängen der Schularbeit in Hohenfriedberg (Ostafr. M. N. 97, 4). G. Härtter, Mitteilungen aus Amedschovhe (Calw. Miss.-Bl. 97, 5). M. Ulich, Bilder aus der Mission in Deutsch-Südwest-Afrika (Miss.-Freund 97, 5). Dr. Esser, Sitten der Hereros (D. Kol.-Ztg. 97, 20). E. Cousins, Abolition of slavery in Madagascar (Miss. Rev. 97, 4). A. Gurney, The transformation of Uganda (ebenda, 6). J. Vahl, Svenske Kvinders Mission blandt Nordafrikas Kvinder (Nordisk M. T. 97, 2).

C. Asien.

O. Flex, Konstantinopolitanische Plaudereien (A. M. Z. 97, 5 u. 6) P. Meisel, Das Evangelium unter den Armeniern (ebenda). Zur religiösen Charakteristik der Chinesen (ebenda, 6). Fr. Rehm, Ein indisches Volksfest (B. M. M. 97, 4). L. Nottrott, Der Zustand der christlichen Gemeinden in der Kolsmission (Evgl. Miss. 97, 4). J. Warneck, Eingeborene Helfer in der Batamission (ebenda, 5). Genähr, Aus dem religiösen Leben der Chinesen (ebenda). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 4 u. 5). China (Rhein. Miss. 97, 4). Sumatra (ebenda). Borneo (ebenda, 5). Indien (Hermbg. Miss.-Bl. 4 u. 5). Hahn, Aus dem Jahresberichte der Generalkonferenz der Kols-Mission (Biene a. d. Missionsf. 97, 5 u. 6). Hungersnot und Pest in Ostindien (Calw. Miss.-Bl. 97, 5). Bilder aus Ostindien (ebenda, 6). S. Ament, The first convert in Peking (Miss. Her. 67, 4). J. Smith, A famine relief camp in India (ebenda, 5). R. Mott, The mission work in Japan (ebenda, 6). W. Stanford, Education in Japan (ebenda). M. Jewett, Woman's work for women in Persia (Church at home and abr. 97, 5). J. Chamberlain, Hinduism as it is (Miss. Rev. 97, 4). D. Gilmore, How the gospel spreads in Burma (ebenda). M. Leitch, Progress in Ceylon (ebenda). F. Wanless, Caste in India (ebenda). H. Wyckoff, Results of mission work in India (ebenda). E. Storrow, Female missions in India (ebenda). Medical school for christian women in India (ebenda). L. Gifford, Polygamous applicants (ebenda, 4 u. 5). C. Starbuck, Buddha and animal life (ebenda, 5). Gordon-Cumming, Work for the blind in China (ebenda). B. Bishop, A call from Korea (ebenda). Sp. Lewis, West-China (ebenda). W. V. Higgins,

The Lavaras — a hill tribe in Southern India (ebenda). E. Speer, Persian Mohammedans and Mohammedanism (ebenda, 6). R. Hoskins, Hinduism at Bindraban (ebenda). Special Missions in India (Church Miss. Int. 97, 4). Missionary work in Fuh-kien (ebenda). Troubles in Persia (ebenda, 5). H. Gill, The Indian famine (ebenda, 5). Hang-chow medical mission (ebenda). T. Hoyer, Missionsforholdene i China (Nordisk M. T. 97, 2). Johs. Flood, Armenien (ebenda). De Kost- en Dagschool voor dochters van Hoofden en aanzienlijken te Tomohon (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 97, 5). Deli. Zending onder de Karo-Bataks (ebenda, 6).

D. Südsee.

M. Paton, Aus dem Leben einer Missionsfrau auf den Neuhebriden (B. M. M. 97, 4—6). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 5). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 97, 4).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Predigt, gehalten bei der Einweihung der neuen deutschen Kirche in Tokyo, am Geburtstag des deutschen Kaisers, 27. Januar 1897, von Pfarrer Dr. Max Christlieb.

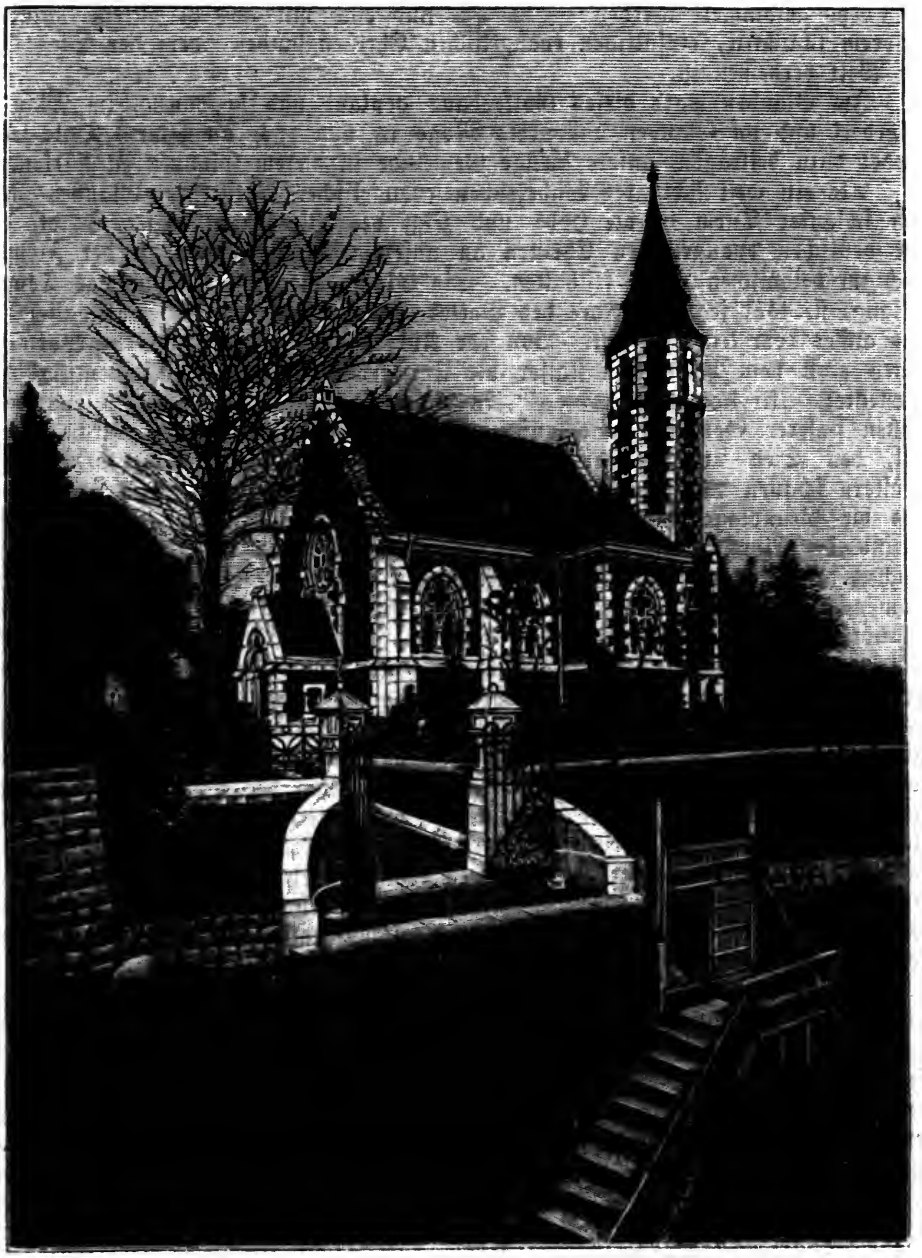
„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." 1. Joh. 5,4.

„Zu einem doppelten und darum doppelt freudigen Feste hat sich heute eine Gemeinde hier versammelt, größer als wir sie jemals hier begrüßen durften. Gilt es doch, das Fest der Einweihung unserer neuen deutschen evangelischen Kirche zu feiern, zusammen mit dem Geburtsfest unseres deutschen Kaisers.

Die neue deutsche evangelische Kirche in Tokyo! Wie lange wird von diesem Plane schon gesprochen — schon seit im Oktober 1885 unsere Gemeinde hier gegründet worden ist! Wie lange wird an diesem Werke schon gearbeitet — schon seit im Jahre 1889 die erste Sammlung hier unter den Deutschen Tokyos und Yokohamas eröffnet worden ist! Wie viele Schwierigkeiten standen dem Bau dieser Kirche entgegen — darunter die größte und hauptsächlichste die fortwährende Abnahme der Zahl der Gemeindeglieder!

Und doch predigt uns gerade ein solches vollendetes Werk wie dieser Kirchbau laut und vernehmlich die Wahrheit unseres Textwortes, das wir an den Mauern dieser Kirche angeschrieben sehen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat". Darum lasset uns heute danken für diesen Sieg des Glaubens, danken zuerst dem gnädigen und gütigen Gott, der mit seinem Schutze über uns und auch über diesem Bau gewaltet hat, danken aber auch allen denen, die ihren Rat, ihre Zeit und ihre Kraft uns für diesen Bau zur Verfügung gestellt haben.

Ein Werk des Glaubens ist diese Kirche: Der feste und unerschütterliche Glaube der Männer, die das Missionswerk begründet und den Bau dieser Kirche zuerst geplant haben, und der Glaube unserer evangelischen Mitchristen in der Heimat, der Glaube, der in der Liebe zu uns thätig war, dieser Glaube hat es uns ermöglicht, das große Werk am heutigen Tage zu vollenden. Alle, die an ihm mitgeholfen haben, von dem höchsten Haupt unseres Reiches, der uns die



Die neue deutſche evangeliſche Kirche in Tokyo.

reichste Gabe zu dem Bau gegeben und an dessen Ehrentag wir heute die Kirche weihen, von dem gütigen Protektor unserer Mission und unserer Gemeinde, der mit nie nachlassender Teilnahme unser Werk gefördert und unterstützt hat — bis zu den Landleuten, in deren Dorfkirchen Kollekten zum Bau der deutschen Kirche in Tokyo gesammelt wurden — sie alle sind eins mit uns in diesem Glauben, unserem schlichten, einfältigen evangelischen Christenglauben, dem der Sieg über die Welt verheißen ist.

Im Glauben ward dieses Gotteshaus geplant und begonnen, im Glauben gefördert und im Glauben vollendet: Möge es nun auch an seinem Teile selbst wieder dazu beitragen, unsere hiesige Gemeinde in diesem Glauben zu stärken.

Als ein weit sichtbares Wahrzeichen evangelischen, christlichen Glaubens ragt sein schlanker Turm in die Höhe und zeigt den Bewohnern dieser Stadt, daß wir deutschen evangelischen Christen an unserem Glauben auch in der Fremde, auch im heidnischen Lande festhalten. Die Glocke, die einst in Buddhas Tempel erklang, sie tönt jetzt zur Ehre des Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat und außer dem kein Gott ist. Von der Außenpforte grüßen uns die Worte, in denen einst dem heidnischen Kaiser die Unüberwindlichkeit des Christentums sich darstellte: „In hoc signo vinces“, in diesem Zeichen wirst du siegen, und verheißen unserer Gemeinde und unserer Mission, denen beiden die Kirche dienen soll, den Sieg unseres Christenglaubens auch über dieses Land. Von den Fenstern schauen die Sinnbilder der vier Evangelien auf uns herab und zeigen uns die Grundlage des Evangeliums, auf die unser Glaube erbaut ist, den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Das Zeichen des Kreuzes, das Bild des Erlösers, und das altchristliche Symbol des Namens Christi, das A und O, sie lehren uns, daß Anfang und Ende unseres Glaubens beschlossen sind in Jesus Christus, der da ist gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Die Orgel mit ihren vollen Klängen mahnt uns, daß wir uns emporschwingen über das Irdische auf Flügeln der Andacht und unser Herz mit emportragen lassen zur Einheit mit Gott unserem Vater. Der Altar mit dem Schmuck der Geräte und Gefäße weist uns hin auf die Fülle der Gaben, die wir aus der Gnade Gottes schöpfen dürfen. Von der Kanzel tönt das Wort des Lebens herab, das Wort des Herrn, das unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege sein soll, und der Schmuck der Teppiche erinnert uns an die liebevolle Teilnahme der deutschen evangelischen Frauen unseres Missionsvereins, die sie in unsere Kirche gestiftet haben. Freundliche Grüße und herzliche Wünsche sind von ihnen und von dem Vorstand unserer Mission zum heutigen Feste gesandt worden.

Möchte diese lebendige Predigt, die unser ganzes Gotteshaus uns zuruft, möchten alle die guten Wünsche an unserer Gemeinde sich erfüllen. Denn nicht das steinerne Haus trotz all seiner Schönheit ist das wahre Haus Gottes: Der Ewige wohnt nicht in Tempeln mit Menschenhänden gemacht; sondern wie das Reich Gottes inwendig in uns ist, so wohnt auch Gott in den gläubigen Herzen der Gemeinde. Möge unsere Gemeinde und ihr kirchliches Leben gesegnet werden durch die Vollendung dieses Gotteshauses, möchte sie das Wort beherzigen, das wir heute gehört haben: Ihr als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Und an die Opferwilligkeit unserer Gemeinde und der evangelischen Deutschen in Japan müssen wir uns ja auch nach Vollendung der Kirche noch wenden, denn noch sind nicht alle Mittel gedeckt, die der Bau erfordert hat: Schon heute haben wir die Opferbecken aufgestellt, in die jeder legen möge, soviel sein Herz ihn geben heißt.

Nicht bloß unserer Gemeinde, aber auch dieser ganzen Stadt und dem ganzen Land, in dem wir leben, soll die Kirche zum Segen dienen: Von Anfang an ist sie, wie unsere Abendmahlsgeräte, den beiden Bestimmungen geweiht, den evan-

gelischen Deutschen Tokyos zu ihrem Gottesdienst zu dienen und von der deutschen Mission, wann sie ihrer bedarf, für die Förderung des Missionswerkes benützt zu werden. Und auch dadurch ist sie ein sprechender Beweis von der Macht des Christenglaubens, der die Welt und mit ihr auch die Schranken des Volkstums überwindet. Im Dienst und in der Arbeit für diesen christlichen Glauben reichen wir unseren japanischen Glaubensbrüdern, die uns heute durch den Mund unseres erstgewonnenen Predigers begrüßt haben, die Hand und geloben gemeinsame Arbeit für das Reich Gottes.

Aber auch über die Schranken des kirchlichen Bekenntnisses hinaus ist diese Kirche ein Wahrzeichen der Deutschen Tokyos, aller Deutschen hier, wie sie sich alljährlich ohne Unterschied der Konfession und Religion, und heute zum erstenmal in diesem neuen Gotteshaus, vermehrt um eine Anzahl willkommener Gäste, zusammenfinden, um den Geburtstag unseres Kaisers festlich zu begehen, der heute alles, was sich deutsch nennt und deutsch fühlt auf dem weiten Erdenrund, zu seiner Feier vereinigt. Und wie wir heute mit ganz besonderer Dankbarkeit unseres Kaisers gedenken, der zusammen mit unserem Protektor, dem Großherzog, uns durch reiche Gaben den Bau der Kirche erst möglich gemacht hat, so feiern wir sein Geburtsfest auch in vaterländischem Geiste, weil er das Haupt unseres Reiches ist, weil wir in ihm die Einheit und Macht unseres Vaterlandes verkörpert sehen, weil unser ganzes geliebtes, herrliches Vaterland in seiner lebendigen Persönlichkeit uns greifbar vor die Augen tritt. Auch er fühlt sich ja als Beschirmer unseres christlichen Glaubens und als Diener des höchsten Herrn, des Herrn aller Herren und Königs aller Könige, er bekennt sich zu diesem Glauben nicht bloß, wenn er auf hoher See seinem Schiffe predigt, sondern immer und überall legt er von diesem Glauben ein offenes und freies Zeugnis ab. Und wenn über dem Herrscherhause des Landes, dessen Gäste wir sind, jetzt Trauer liegt und rauschende Festfreude sich nicht zu der Trauer des Volkes schicken will, so feiern wir hier um so inniger vereint diesen Festtag, der uns alle eint in der Liebe zu Kaiser und Reich, in dem Gefühl, daß wir Söhne eines Vaterlandes sind, dem wir auch hier draußen in der Fremde angehören und dem wir Ehre machen sollen durch einen guten Wandel unter den Heiden.

Der gnädige Gott aber, der seine schützende Hand über uns allen, über unserer Gemeinde und unserer Kirche, über unserem Vaterland und unserem Kaiser, bis heute ausgebreitet hat, der walte auch ferner mit seinem Segen über uns allen, er lasse uns kräftig werden in allem Guten, er mache uns zu Bürgern seines himmlischen Reiches, und er lasse uns je mehr und mehr die Wahrheit des Wortes an unserem eigenen Leben erfahren: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Amen."

Shinri.

September 1896 (Nr. 80) Japan und das Christentum. — H. Minami, Was ist praktisches Christentum? — Dr. Christlieb, Einleitung in die Dogmatik I. — Hosanjin, Das Studium von Dialekten. — Mukayu-Kyojin, Die japanische Übersetzung von Schillers Maria Stuart.

Oktober 1896 (Nr. 81) Der Weg zum wahren Glück. — Dr. Christlieb, Einleitung in die Dogmatik II. — Derselbe, Die Philosophie Kants. — H. Minami, Die Richtung der Civilisation der Gegenwart.

November 1896 (Nr. 82) Die Wirklichkeit des wahren Glücks. — E. Schiller, In welcher Sprache predigte Jesus? — H. Minami, Die Richtung der Civilisation der Gegenwart. — Unyeishi, Über den Katalog der 12 Apostel.

Dezember 1896 (Nr. 83) Zwei Arten der Reue. — Dr. Christlieb, Was thun die Beweise für das Dasein Gottes wirklich dar? — Derselbe, Die Philosophie Kants. — Derselbe, Der Ursprung und der leitende Gedanke im zweiten Teil von Goethes Faust. — Religiöse Zustände auf Formosa.

Aus China.

Inhaltsübersicht über Pfarrer Kranz' chinesischen Katechismus.

Indem wir diese Skizze, die bereits S. 253 des vorigen Jahrgangs angekündigt war, veröffentlichen, erfüllen wir einen Wunsch des Herrn Pf. Kranz, gleichzeitig geben wir uns aber der Hoffnung hin, daß es für unsere Leser von Interesse sein wird, einmal einen Einblick zu erhalten in die Art und Weise, in welcher unsere Missionare den Chinesen die Wahrheiten des Christentums nahe zu bringen suchen. Pf. Kranz schreibt:

„Das Buch enthält 109 Blätter (außer Vorwort und Inhaltsangabe) in ziemlich engem Druck. Das Exemplar kostet etwa 27 cents (60 Pfennige), ich werde es für 25 cents verkaufen lassen. Ich bin mir wohl bewußt, daß das Buch noch manche Mängel enthält; immerhin glaube ich, daß es Missionaren und chinesischen Gehilfen, wenn sie nur selbst sich ein wenig eingehend mit dem Buch befassen wollen, als Handbuch beim Religionsunterricht von großem Nutzen sein kann.

Das Vorwort zum Buche geht aus von dem Satze der „Großen Lehre" (Ta Hsio), einem der chinesischen Klassiker, daß wer das Reich reformieren will, zuerst seine Familie reformieren soll, wer seine Familie reformieren will, zuerst seine Person reformieren soll, und wer seine Person reformieren will, zuerst sein Herz reformieren soll. Dieser Grundsatz wird anerkannt und darauf hingewiesen, wie in der Gegenwart Hohe und Niedere dies vergessen und Geld und Macht als das Wichtigste ansehen. Das nennt aber die „Große Lehre" selbst „das Land ruinieren". Wie kann man denn sein Herz reformieren? Unser Herz hat in Gott seinen Ursprung und seinen Zielpunkt. Ohne Gott haben alle guten Lehren keine Kraft, die Begierden zu beherrschen und das Herz zu reinigen. Gottes Selbstoffenbarung ist in der Bibel niedergelegt. Der Katechismus faßt die wichtigsten Lehren der Bibel zusammen. Luthers Wertschätzung des Katechismus. Ermahnung zum Studium dieses Katechismus. —

Das Buch selbst zerfällt in drei Hauptteile: 1. Wie ich meine Sünde und meine Strafwürdigkeit vor Gott erkenne; 2. wie ich die sündenvergebende Gnade Gottes erlange; 3. wie ich im Vertrauen auf die Kraft Gottes in einem neuen Leben wandeln kann.

Im ersten Hauptteil (Frage 2—17) behandle ich die 10 Gebote, ihre Zusammenfassung durch Christus, gebe eine Anleitung zur Selbstprüfung, ein Sündenbekenntnis, den Begriff (Wesen) der Sünde, den Ursprung der Sünde, die Strafe der Sünde.

Der zweite Hauptteil (Frage 18–53) zeigt zunächst, warum wir uns nicht selbst erlösen können, und giebt dann den Weg der Erlösung durch den Glauben an Christus an. Die Erlösungslehre wird weiter entfaltet im Anschluß an das Apostolikum. Erstes Kapitel (Frage 21—25): Über Gott als unseren Vater. Die Erklärung des ersten Artikels lautet wörtlich übersetzt: „Ich glaube, daß Gott mich und alle Dinge geschaffen hat. Er hat mir meinen Leib und meine Seele, Augen und Ohren, fünf Sinne und hundert Glieder, Verstand und Fähigkeiten gegeben und sie mir bis heute erhalten. Er giebt mir auch Speise, Trank, Kleidung und alles, was ich sonst gebrauche. Und noch mehr, um des Verdienstes Jesu Christi willen, vergiebt er mir alle meine Sünden und behandelt mich als sein Kind. Deshalb kann mein Herz gelassen sein und ihm vertrauen, daß er mich beschützt, für mich sorgt und mir täglich giebt, was ich bedarf. Ich weiß auch, daß er die Welt zu meinem und aller seiner Kinder wahrem Besten regiert, weshalb ich in keine Gefahr, Krankheit oder Widerwärtigkeit geraten kann ohne (wörtlich: außerhalb von) Gottes Absicht. Durch alle Dinge dieses gegenwärtigen Lebens bereitet er mich vor und lehrt mich wie ein guter Lehrer, damit meine Seele das ewige Leben erlangen möge. Und dies alles, nicht um meines Verdienstes oder meines tugendhaften Wandels willen, sondern wegen seines tiefliebenden Herzens und aus seiner unergründlichen Barmherzigkeit,

wofür ich ihm mein Leben lang zu danken, zu dienen und zu gehorchen schuldig bin; das wünsche ich auch von Herzen zu thun". Dieser Artikel wird dann in weitere Fragen zerlegt. Frage 22: Beweise für das Dasein Gottes (Ordnung und Schönheit der Natur, Stimme des Gewissens, Völkergeschichte, vor allem Jesus Christus). Frage 23: Gottes Eigenschaften (Eigenschaften seines Könnens und Eigenschaften seines Wollens). Frage 24: Gottes Thun und Walten (Schöpfung, Weltregierung, Erlösungsplan, Fürsorge, Weltvollendung). Frage 25: „Dieser Glaube macht das Herz fröhlich und dankbar, im Glück gütig und demütig, im Unglück geduldig, hoffnungsvoll und ergeben".

Es folgt das zweite Kapitel des zweiten Hauptteils (Frage 26 bis 37): Über Jesus Christus, den Sohn Gottes. Frage 26: Der zweite Artikel und Erklärung. Frage 27: Sinn der beiden Namen Jesus und Christus. Frage 28: Das prophetische Amt Jesu. Frage 29: Das hohepriesterliche Amt Jesu. Unter den Bibelsprüchen zu dieser Frage habe ich zu Hebr. 12, 24 kleingedruckt folgende Bemerkung hinzugefügt, die im wesentlichen meine Auffassung der Versöhnungslehre enthält: „Das Blut Jesu gleicht einer Fürbitte, die vom Kreuz zu Gott aufsteigt, d. h. Jesus fleht für uns Gott an, uns die Sünde zu vergeben und uns mit ihm (Gott) in das Verhältnis der Versöhnung zu versetzen; dies war des ganzen Lebens Jesu feste Absicht, und mit seinem eigenen Blut drückt er nun ein Siegel darauf und bekräftigt so seine Absicht, die Menschen zu erlösen. Gott gestattet Menschen auch sonst, durch Gebete sein Herz zu beeinflussen. Ganz besonders aber liebt er seinen eingebornen heiligen Sohn Jesus und freut sich über die Absicht Jesu, die Menschen zu erlösen. Er gewährt deshalb sehr gern, was Jesus durch das Opfer seines Lebens erbittet, und läßt alle, welche Jesu im Glauben folgen, die Erlösung erlangen". Frage 30: Das königliche Amt Jesu. Frage 31: Sinn des Ausdrucks „eingeborner Sohn Gottes". Frage 32: Sinn der Worte „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria". Frage 33: Die Bedeutung (das Resultat) des Leidens und Sterbens Jesu für uns. Die Antwort zu dieser Frage lautet wörtlich: „Durch die Erfüllung seines Berufes, die Menschen zu erlösen, und durch die freiwillige Hingabe seines Lebens offenbarte Jesus sein gehorsames, tiefliebendes, sündloses und nach der Erlösung der Menschen verlangendes Herz. Hierdurch bewegt Jesus, gemäß Gottes eigenem vorherbestimmten Plan, so sehr Gottes Herz, daß Gott allen, die auf Jesus vertrauen und Jesu nachzufolgen begehren, ihre Sünden vergiebt und sie als seine Kinder annimmt, und zwar alles um der Tugend (des Verdienstes) Jesu, des für sie eintretenden Bürgen willen. — Daß wir also Vergebung der Sünden empfangen und mit Gott wieder Gemeinschaft zu haben vermögen, das ist ein Resultat des Leidens und der Lebenshingabe Jesu. — Dazu kommt, wenn wir sorgfältig über die bitteren Leiden Jesu nachdenken, die er um unseretwillen ertrug, so müssen wir uns wegen unserer Sünden schämen, darüber leidtragen und weinen und für Jesu und Gottes Gnade Dank sagen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, überwältigt (dringet) Jesu Leiden und Kreuz unser Herz, daß wir tiefer (doppelt) Reue und Buße thun. Wenn er für uns derartige Schmerzen ertrug, was sollen wir dann thun für ihn? Er gab sein Leben für uns hin, damit wir forthin nicht unseren eigenen Gedanken folgen und uns selbst zu Gefallen leben, sondern auf daß wir gläubig vertrauen und gehorsam folgen dem Heiland, der uns geliebt und sein Leben für uns aufgegeben hat. Wenn wir so fähig werden, die an der Sünde sich freuenden selbstsüchtigen Begierden zu überwinden und einen die Sünde hassenden Willen entschlossen in uns zu errichten (etablieren), so ist dies auch ein Resultat des Leidens und der Lebenshingabe Jesu für uns". Es folgt Frage 34: Der Sinn der Worte „niedergefahren zur Unterwelt". Die Antwort zu dieser Frage lautet wörtlich: „Daß Jesus nach dem Tode seines Leibes hinging an den Ort, wo die

Seelen der Verstorbenen sind, um ihnen zu predigen, diese Geschichte (Sache) deutet an, daß wir hoffen dürfen, Jesus wollte nicht nur die gegenwärtig lebenden Menschen erlösen, sondern vielmehr er wollte auch die verstorbenen Menschen erlösen, welche früher nichts vom Evangelium gehört haben. Wir aber haben das Evangelium, wir können es hören und können an Jesus glauben. Wenn wir nicht an Jesus glauben wollen, so hat unsere Sünde keine Entschuldigung". Frage 35 behandelt die Bedeutung der Auferstehung Jesu für uns, Frage 36 die Bedeutung der Himmelfahrt (Erhöhung) Jesu, Frage 37 die Wiederkunft Jesu zum Gericht. Die Antwort zu dieser Frage lautet: „Gott hat Jesum zum Richter der Lebendigen und Toten eingesetzt, und Jesus wird bestimmt zu der von Gott bereits festgesetzten Zeit vom Himmel wiederkommen und mit Gerechtigkeit den Weltkreis richten. Diese Thatsache sollte uns aus dem Schlafe aufrütteln, daß wir unser Herz Jesu zur gehorsamen Nachfolge unterwerfen; denn außer dem Gehorsam gegen Jesus haben wir keine Mittel, um das Zittern vor dem Gerichtstage loszuwerden. Darum sollen wir Buße thun und schnell uns Jesu unterwerfen, im Glauben ihm folgen, auf ihn vertrauen und unser Herz ihm opfern und weihen. Wenn wir aber so wirklich ihm im Glauben folgen, wenn wir wirklich seine Jünger sind, und noch mehr, wenn er uns zu seinen Freunden erwählt, dann brauchen wir seine Wiederkunft nicht zu fürchten, sondern wir sollen uns nach ihm sehnen und ihn mit Freuden willkommen heißen; denn bei seiner Wiederkunft will er alle Dinge wieder herrlich gestalten und das Werk der Erlösung der Welt vollenden".

Es folgt das dritte Kapitel des zweiten Hauptteils (Fr. 38—53) über den heiligen Geist. Frage 38: Der dritte Artikel und Erklärung. Die Erklärung lautet: „Ich glaube, daß ich im Vertrauen auf eigene Weisheit und eigene Kraft nicht zu Jesus, dem Heiland, kommen kann, sondern der heilige Geist unterrichtet mich durch das Evangelium und macht, daß ich meine schwere Sünde erkenne, aufrichtig Buße thue und mein Herz Jesu zur gehorsamen Nachfolge unterwerfe. — Denn durch den Einfluß des heiligen Geistes werden wir fähig, Jesum Herr zu nennen und die Wohlthaten zu verstehen, die Gott uns durch Jesus geschenkt hat. Und noch mehr, er bezeugt uns in unserem Herzen und giebt es uns zu empfinden, daß wir die sündenvergebende Gnade Gottes erlangt haben, Gottes Kinder geworden sind und auf Gott als unseren Vater vertrauen können. — Der heilige Geist wohnt in unserem Innern und unser Leib ist sein Tempel. Darum, wenn dieser Leib von Fleisch und Blut vergangen sein wird, so wird Gott uns einen anderen seelischen Leib geben, stark, herrlich, unvergänglich, von Gott selbst geschaffen, und wird uns in der Zukunft vor dem Angesichte Jesu mit allen Gläubigen die ewigen Freuden des Himmels genießen lassen". Frage 39 behandelt nochmals die Wirksamkeit des heiligen Geistes im einzelnen Gläubigen: „Ich glaube, daß der vom Vater und Sohn ausgehende heilige Geist nicht nur in den Herzen von anderen Gläubigen, sondern auch in meinem Herzen wirkt, mich meiner Sünden überführt, mich auf die Erlösermacht Jesu hinweist, mich die sündenvergebende Gnade Gottes erkennen und fühlen läßt, mein Herz verändert, sodaß es dem Vorbilde Jesu zu folgen wünscht, und daß er mir die Hoffnung des ewigen Lebens im Herzen versiegelt". Frage 40: Warum nennen wir Gott einen Dreieinigen Gott? — „Gottes inneres, verborgenes Leben ist tief geheimnisvoll und undurchdringlich; wir nennen aber Gott einen Dreieinigen Gott, weil er sich selbst uns als Vater, Sohn und heiligen Geist in drei Formen (Uei) geoffenbart hat, und jede Form enthält (umschließt) Gottes volles Wesen. Wenn wir dem Sohne nicht folgen, so können wir den Vater nicht sehen, und wenn wir nicht durch den heiligen Geist beeinflußt werden, so können wir Jesum nicht als Herrn erkennen." Frage 41 u. 42 handeln vom Wesen der wahren Kirche und ihrem Verhältnis zu den sichtbaren Denominationen; Frage 43 von der evangelischen Kirche; Frage 44 von dem

Unterschied der römischen und der evangelischen Kirche; Frage 45: „Wie kann die wahre Kirche Jesu auf Erden blühen und wachsen?“ Antwort: „Nicht durch Anwendung äußerlicher Mittel, geschweige denn durch Anwendung äußerlichen Druckes. Die Jünger Jesu sollen nur die reine Lehre Gottes verkündigen und selbst mit heiligem und reinem Herzen den Menschen Liebe erweisen und so allen Menschen ein Vorbild geben. In dieser Weise wird der heilige Geist das Wort Gottes und den guten Wandel der Jünger gebrauchen und die noch außerhalb der Kirche befindlichen Menschen beeinflussen, daß sie ihre Sünden erkennen und sich auch nach der Gnade des Heilandes sehnen. Darum sollen die Mitglieder von jenen sichtbaren, einen Namen tragenden Kirchen (Denominationen) über ihre Gemeinden sorgfältig wachen, daß ihre Gemeinde sei heilig und untadelig, und sollen alle Heuchler und solche, die nicht Buße thun wollen, aus der Gemeinde hinausthun“. Frage 46 handelt, der Ordnung des dritten Glaubensartikels folgend, von der Vergebung der Sünden, und Frage 47 von der Auferstehung des Leibes. Die Antwort zu dieser Frage lautet: „Ich glaube, daß meine Seele im Himmel einen neuen Leib nötig haben wird als Werkzeug der Seele, um die Absichten der Seele ausführen zu können, und ich glaube auch, daß Gott mir in Zukunft einen solchen seelischen Leib geben wird, kräftig, herrlich, unvergänglich, und zwar nach der Art des seelischen Leibes Jesu, damit ich mit diesem neuen Leibe Gott dienen kann, ewig, ohne Ende“. Frage 48: Was glaubst du vom ewigen Leben? „Ich glaube, daß das ewige Leben nicht erst nach dem Tode anfängt; das ewige Leben des Gläubigen beginnt schon in diesem gegenwärtigen Leben. Denn wenn wir *wirklich* Gottes sündenvergebende Gnade erlangt haben und wirklich mit dem Heiland und mit Gott Frieden haben, dann genießen wir schon im Herzen ewiges Leben, wir haben die Furcht vor dem kommenden Tode überwunden und wissen gewiß, daß wir nicht verlöschen und nicht verderben können, sondern mit Jesus sicher und gewiß im Himmel unerschöpfliches und unendliches Heil genießen werden; wie Jesus sagt, Gott zu erkennen und zu erkennen Jesum als den von Gott gesandten Erlöser, *das ist* ewiges Leben, und an anderer Stelle sagt er, wer an den Sohn glaubt, nämlich an den Sohn Gottes, der hat (schon) ewiges Leben“. Frage 49 handelt vom Wesen der wahren Buße und des wahren Glaubens. In der Antwort heißt es am Schluß: „Wahrer, lebendiger Glaube besteht darin, daß ein Mensch im Herzen, wegen seiner Sünden betrübt ist, *sich an die Verheißungen Gottes klammert*, auf das Verdienst Jesu vertraut und sich auf Gottes Gnade lehnt; dies ist wahrer lebendiger Glaube. Man kann diesen Glauben also durch das eine Schriftzeichen „*Vertrauen*“ erklären, nämlich *vertrauen auf den Heiland*. Dieser lebendige Glaube trägt (umschließt) ein bußfertiges Herz in sich und läßt im Herzen eine lebendig machende, mächtige Kraft ausgehen, sodaß der Mensch nicht träge sein (sich nicht gehen lassen) *kann*, sondern fortwährend mit Freuden Gutes thun muß, wie Feuer nicht sein kann, ohne zu leuchten, noch ohne zu wärmen“. Frage 50: Wie entsteht dieser lebendige Glaube im Herzen? Frage 51: Was bedeutet die Lehre der heiligen Schrift von der Rechtfertigung durch den Glauben? Frage 52: Warum ist diese Lehre so köstlich und wichtig? Frage 53: Macht aber diese Lehre den Menschen nicht träge? Zu dem letzten Bibelspruch unter dieser Frage (Joh. 15, 5) habe ich folgende Anmerkung gefügt: „Dies zeigt den wichtigsten Unterschied zwischen dem Christentum und anderen Religionen. Andere Religionen, wie Konfuzianismus, Buddhismus, Taoismus haben zwar jede die gute Absicht, die Menschen zum Gutesthun zu ermahnen, aber diese Religionen vermögen alle nicht dem Menschen die *Kraft* zu geben, daß er wirklich in Übereinstimmung mit diesen Lehren sein Herz gerade mache und seine Person reformiere. Denn diese anderen Religionen wissen nichts von Gottes sündenvergebender Gnade, sie wissen nicht, wie der sündige Mensch mit Gott wieder Gemeinschaft erlangen kann. Wenn der Mensch mit Gott noch nicht

wieder Gemeinschaft hat, so kann er natürlich selbst nicht sein Herz gerade machen und seine Person reformieren, denn nur Gott kann einem Menschen diese Kraft geben. Darum veranlaßt Jesus zuerst den Menschen, seine Schwachheit zu erkennen, sodann bringt er ihn aufs neue in Gemeinschaft mit Gott und giebt ihm drittens die Kraft zu einem neuen Leben".

Es folgt der dritte Hauptteil: Wie ich im Vertrauen auf die Kraft Gottes in einem neuen Leben wandeln kann. Frage 54: Was ist das neue Leben des Gläubigen? Frage 55: Wie beginnt dieses neue Leben? Frage 56: Die Kraft zu diesem neuen Leben und seine Früchte. Erstes Kapitel des dritten Teils: Die Nachfolge Jesu. Frage 57: Was bedeutet die Nachfolge Jesu? Antwort: „Die Nachfolge Jesu bedeutet, daß wir uns selbst beherrschen und alles, was wir denken, reden und thun, durch den Geist und Willen Jesu leiten und regieren lassen. Derart Jesu nachzufolgen, ist durchaus keine schwermütige Sache, sondern giebt der Seele ein wahres, unvergängliches, reines Glück, Friede und Fröhlichkeit". Frage 58: Was ist der Geist und Wille Jesu? Antwort: „Es ist der Geist wahrer Liebe, sodaß wir Gott über alle Dinge lieben und den Nächsten wie uns selbst". Frage 59: Wie willst du deine Liebe zu Gott erweisen? Antwort: „Ich will mein Leben lang Gott danken für seine mir geschenkte Gnade. Ich will mein Herz, meinen Beruf und alles, was ich habe, Gott zum Dienste weihen. In Zeiten der Freude wie des Leides will ich auf ihn vertrauen. In allen Angelegenheiten will ich ihm gehorchen; auch in den Muße- und Erholungsstunden will ich stets an ihn gedenken. Vor den Weltmenschen will ich offen bekennen: Ich bin ein Mensch, der an Gott glaubt". Frage 60: Wie willst du deine Liebe zum Nächsten erweisen? Frage 61: Wie soll der Jünger Jesu sich in der Familie betragen? Frage 62: Wie dem Staate gegenüber? Frage 63: Wie seiner Kirche gegenüber? Antwort: „Jeder Gläubige bedarf des Umgangs mit anderen Gläubigen, damit sein Glaube erstarke und sein Glaubensleben gekräftigt werde. Darum soll der Jünger Jesu seiner Kirche gegenüber ein treues und eifriges Herz offenbaren, sich den Ordnungen seiner Kirche fügen, die nötigen Ausgaben seiner Kirche mit bestreiten helfen, jeden Sonntag zur „Lehrhalle" gehen, mit den Gemeindegliedern an einem Ort die Schrift studieren, die Predigt hören, beten und Gott preisen und sich selbst anstrengen, das Glaubensleben der Gemeindeglieder zu stärken. — Anderen Kirchen gegenüber soll er tolerant sein und nicht vergessen, daß der Heiland auch noch in anderen Kirchen wahrhaftige Jünger hat, und daß die wahren Jünger aller Kirchen jene eine, unsichtbare, wahre, große, heilige Kirche ausmachen. — Der Jünger Jesu soll auch, aus Dankbarkeit für Gottes Gnade, im Gehorsam gegen Jesu letzten Befehl und aus Mitleid zu den noch unerlösten Menschen, durch Fürbitte, Beiträge und persönliche Bemühungen, oder auch vielleicht durch Darangabe von seines ganzen Lebens Kraft, das Evangelium ausbreiten überall unter dem Himmel, damit alle Völker die wahre Lehre hören und so dem Heiland im Glauben nachfolgen können". Frage 64: Wodurch wird das neue Leben des Erlösten noch besonders gekräftigt? Durch das Wort Gottes, die Sakramente und das Gebet.

Es folgt das zweite Kapitel des dritten Hauptteils: Vom Worte Gottes und den heiligen Sakramenten. Frage 65: Was ist das Wort Gottes? Antwort: „Das Wort Gottes, das ist Gottes um unserer Erlösung willen geoffenbarter Wille. Diesen Willen hat Gott uns in der Bibel, d. h. im Alten und im Neuen Testamente geoffenbart. In diesem heiligen Buche begegnen wir Gott, und Gott begegnet darin uns, und Gott nimmt alles, was wir zur Erlösung unserer Seele (wörtlich, daß unsere Seele die Erlösung erlange) bedürfen, und offenbart es uns in der Bibel. Darum ist auch die Bibel unseres Glaubens und unseres neuen Lebens einzige und ausschließliche Richtschnur". Frage 66: Wie wirkt Gottes Wort an unserem Herzen? Frage 67: Wie sollst du Gottes Wort

gebrauchen? Frage 68: Was sind Sakramente? Frage 69: Wieviel Sakramente hat der Herr Jesus eingesetzt? Frage 70—74 über die Taufe. Frage 75—79 über das heilige Abendmahl.

Es folgt das dritte Kapitel des dritten Hauptteils, über das Gebet. Frage 80: Was heißt beten? Frage 81: Warum sollen wir beten? Antwort: „Erstens, weil dem Herrn zu danken und seine Gnade anzuflehen, unsere selbstverständliche, natürliche Pflicht ist; zweitens, weil wir durch das Gebet mit Gott in Verkehr treten und so unser neues Leben gestärkt wird; drittens, weil Gott selbst uns befohlen hat zu beten, und weil er uns versprochen hat, er wolle unser Gebet erhören". Frage 82: Wie sollen wir beten? Frage 83: Um was dürfen wir bitten? Frage 84: Wo und wann dürfen wir beten? Frage 85: Das Mustergebet des Vaterunsers. Frage 86—94 die Anrede, sieben Bitten und Beschluß.

Hierauf folgt der Schluß des Buches: Die eigene Entscheidung. Frage 95: Wie vollendet sich das neue Leben des Erlösten? Frage 96: Was willst du mit festem Entschlusse thun, um zu dieser ewigen Freude zu gelangen? Frage 97: Wie willst du Gott um Vergebung deiner Sünden anrufen? (Ein Beichtgebet). Frage 98: Wenn du so Gott anflehst, welchen Beweis hast du dann, daß du wirklich und wahrhaftig darauf vertrauen kannst, daß Gott dir deine Sünden vergiebt? Antwort: „Ich kann darauf vertrauen, daß Gott mir wirklich meine Sünden vergiebt, nicht wegen meiner guten Absichten, auch nicht wegen meines reuevollen und bußfertigen Herzens. Dies ist zwar unerläßlich, aber ich habe das Vertrauen, daß Gott meine Sünden vergiebt, allein wegen Gottes durch Jesus mir verheißener Gnade. So liegt der Grund meiner Erlösung nicht in dem, was ich denke oder thue, sondern allein in Gottes freier, unergründlicher und unendlicher Gnade. Gott hat seinen eingebornen Sohn gesandt zur Versöhnung für unsere Sünden, und er hat auch fest und bestimmt verheißen, er wolle allen, welche sich Jesu unterwerfen und im Glauben folgen, ihre Sünden vergeben, sie als seine Kinder annehmen und sie seine Gnade erlangen lassen. Darum will ich fest entschlossen mich nicht auf mich selbst verlassen, sondern nur auf Gottes Verheißung". Frage 99: Nachdem du Gottes sündenvergebende Gnade empfangen hast, was willst du dann fest entschlossen thun, um diese Gnade zu bewahren? Antwort: „Ich will fest entschlossen mit meinem Heiland Jesus beständig in Gemeinschaft bleiben und will ihn bitten, in meinem Herzen zu wohnen, meinen Willen und meinen Wandel zu regieren, meinen Glauben zu stärken, mir zu helfen, mich selbst zu beherrschen, die Menschen und Gott zu lieben und mit einem heiligen und reinen Herzen in Wahrheit ihm nachzufolgen. Ich will auch wiederholt mein Herz und alles, was ich habe, ausdrücklich Jesu zum Opfer weihen, um ihm damit zu dienen, und ich will vor den Weltmenschen mich nicht schämen, Jesu Namen zu bekennen. Ich will auch täglich beten, in der Bibel studieren, an jedem Sonntag zur Kirche gehen und die Predigt hören, oftmals das heilige Abendmahl genießen, mit Eifer mich selbst prüfen und, wenn ich dabei Fehler entdecke, sofort aufs neue mich Jesu unterwerfen, und vor allem will ich, nach dem Vermögen, das Gott mir darreicht, mit liebevollem Herzen anderen Menschen helfen". Frage 100: Was willst du thun im Leiden und beim Herannahen des Todes? Antwort: „Ich bin fest entschlossen, weder murrende Gedanken zu hegen, noch murrende Worte zu äußern, sondern mit demütigem und geduldigem Herzen will ich mich freudig beugen unter Gottes Willen und willig und gehorsam mich fügen in alle Lebenslagen, die er mir verordnet; und noch mehr, ich will fest vertrauen und nicht zweifeln, daß Gott mich wirklich und wahrhaftig lieb hat und zu meinem wahren Besten alle meine Angelegenheiten regiert und leitet. — Beim Herannahen des Todes will ich mich nicht fürchten, sondern auf den Heiland vertrauen und meine Seele dem allmächtigen Gott befehlen und mit Frieden und Freude im Herzen diese von Kummer und Schmerzen so volle Welt verlassen, weil ich gewiß weiß, Gott wird gemäß seiner durch Jesus geoffenbarten Gnade meine Seele durch

des Todes Thür sicher hinüberführen in sein ewiges Himmelreich. Da will ich Gott preisen, danken und anbetend dienen, ewig ohne Aufhören".

Auf jede der 100 Fragen und Antworten folgt eine umfangreiche Sammlung von Bibelstellen (im Chinesischen vollständig im Wortlaut abgedruckt), teils um das in der Antwort Gesagte zu begründen, teils um es noch weiter auszuführen und verständlich zu machen. Als ein Beispiel gebe ich hier nur die Sammlung von Bibelstellen, welche auf die Antwort der letzten Frage folgt und die auch vielleicht manchem schwergeprüften Christen zu Hause von Segen sein kann. — Hiob 2,10. Klagel. 3,39. I. Kor. 10,10. Matth. 11,28—30. Matth. 6,10b. Matth. 26,39b. Joh. 18,11b. Hebr. 2,10. Luk. 23,41. Röm. 8,28. Apostelg. 14,22b. II. Kor. 12,7—9. Hebr. 12,6—10. Hebr. 12,11. Röm. 5,3—5. I. Petr. 1,6—8, Vers 6 ist im Chinesischen Hauptsatz. Jak. 1,2—4. I. Petr. 4,12. 13. I. Petr. 4,16. Hier habe ich die Bemerkung hinzugefügt: „Die Leiden, welche uns Gott verordnet, bedeuten nicht alle, daß er uns wegen unserer Sünden strafen wolle. Gott gebraucht oft Leiden, um uns zu unterrichten, damit wir vollkommener werden, und noch mehr, er will, daß wir durch ein geduldiges Ertragen der Leiden Gott und dem Heiland Ehre machen". Hebr. 5,8. 9. Hebr. 2,10. Hebr. 12,3. Hebr. 11,36—38. Joh. 9,1—3. Joh. 11,4. II. Kor. 4,10. Phil. 1,20. Joh. 21,19. Jes. 55,8. 9. Ps. 73,3—5. 12. 16. 17. Luc. 16, 19. 22—25. Hebr. 12,5b.—8. Röm. 8,35. 37—39. II. Kor. 4,16. II. Kor. 4,17. 18. I. Thess. 5,16. Phil. 4,4. II. Kor. 7,4b. Ps. 103,2. 3. II. Kor. 1,3. 4. Hier habe ich die Bemerkung hinzugefügt: So oft wir Trost bedürfen, besitzen wir bereits diesen Trost in Gottes sündenvergebender Gnade und Liebe. Denn diese Gnade und diese Liebe ist mehr wert, als alle Dinge. Chinas dreizehn Klassiker haben keine Mittel zum Trost, denn sie wissen noch nichts von Jesus dem Heiland, noch nichts von Gottes sündenvergebender Gnade. Röm. 8,18. Ps. 42,12. II. Tim. 4,18. Hebr. 13,14. Röm. 6,23. I. Thess. 4,13. 14. Hiob 1,21b. I. Joh. 5,12. Joh. 5,24. Joh. 6,47. Joh. 11,25. Joh. 14,19b. Joh. 16,33. Jes. 43,1b. II. Tim. 1,10 (Hauptsatz). Hebr. 2,15. Ps. 23,4. II. Kor. 5,1—5. II. Kor. 5,6—9. Phil. 1,21—24. I. Thess. 4,17c. I. Petr. 1,3. 4. Röm. 14,7. 8. II. Tim. 4,6—8. Luc. 2,29—32. Luc. 23,46. Apost. 7,58. Offenb. 21,4. Offenb. 2,10c.

Als Anhang zu dem ganzen Buch habe ich ein Morgen-, Mittag-, und Abendgebet hinzugefügt und schließe mit Eph. 6,23. 24".

Aus Dr. Fabers Jahresbericht für 1896.

Die herrschenden Zustände in China charakterisiert Dr. Faber folgendermaßen:

„Über die Fortschritte Chinas im großen und ganzen läßt sich leider nicht viel berichten. Drei neue Häfen wurden zögernd eröffnet, militärische Instrukteure in Dienst gestellt, um Soldaten einzuexerzieren, etliche Kriegschiffe wurden in Bestellung gegeben, auch die Marineanstalt in Futschau wieder in Thätigkeit gesetzt. Die Eisenwerke zu Hanyang sind nun im Gang, eine Anzahl Seidenspinnereien, Baumwollenspinnereien und Webereien ebenfalls. Es wird sich nun bald zeigen, ob die Mandarin-Fabrikbesitzer den Ausländern, welche mit etlichen Fabriken in Konkurrenz getreten sind, ein fröhliches Gedeihen erlauben. Von irgend welchen Reformen zur Hebung der Lage des Volks und zur Besserung der allgemeinen Zustände verlautet gar nichts. Die kleinen Eisenbahnstrecken dienen nur dem Interesse der Mandarine, doch ist zu hoffen, daß, wenn erst größere Linien eröffnet sind, was aber allem Anschein nach noch manche Jahre anstehen kann, wichtige Änderungen nicht mehr aufgehalten werden können. Die Mandarine sind klug genug, das einzusehen, und werden deshalb Eisenbahnen nur bauen lassen, wenn sie es nicht mehr verhindern können. Das Zopfmandarinat verträgt sich nicht mit Dampf und Elektricität. Auch wird es sich

für die Zukunft unmöglich erweisen, an der Spitze eines solchen ausgedehnten Staatswesens einen absoluten Kaiser zu haben, der in seinem Palaste eingesperrt, von etlichen tausend Weibern und Eunuchen umgeben, von Intriguanten männlich und weiblich, beherrscht wird. Ist es nicht erschreckend, daß diese unheimliche Kaiserwirtschaft nun schon über 3000 Jahre China knechtet, ohne daß irgend ein ernstlicher Versuch zu radikaler Besserung gemacht worden wäre, trotz der unzähligen Rebellionen und ihren Menschenschlächtereien! Aber das Beamtentum (Mandarinat) ist eben nur ein autorisiertes Erwerbsystem, und die drei oder vier Religionen (Konfuzianismus, Taoismus, Buddhismus und Mohammedanismus) haben es nie zur Kirchenbildung gebracht und darum nicht zu einer Vertretung göttlicher Rechte und Anforderungen gegenüber der ausgearteten Staatsgewalt. Darum kann auch die Frau nicht die ihr gebührende Stellung erhalten; sie findet Schutz und notdürftiges Recht nur durch männliche Vertretung, hat kein Privateigentum, muß ihre Füße verkrüppeln lassen und lebenslang unter Schmerzen herumhampeln, hat sich auch gefallen zu lassen, daß der Ehemann noch andere Frauen hinzunimmt, mit denen sie in häuslichem Unfrieden auskommen muß. Auch jede andere illegale Verbindung ihres Mannes ist kein Ehescheidungsgrund, sie zu erlösen. Der Kaiser und die Mandarine sind die schlimmsten Übelthäter nach dieser Seite. Daß sich keine gesunden Rechtsverhältnisse unter solchen Umständen bilden konnten, ist leicht begreiflich. Nur Kriminalgesetze wurden kodificiert; Privatrecht und öffentliches Recht sind so gut wie unbekannt. Unter dem Volke hat sich notgedrungen ein Gewohnheitsrecht gebildet, das als örtliche Bildung überall verschieden ist. Dasselbe ist sogar der Fall mit Maß und Gewicht, ja mit der Silberwährung d. h. dem Verhältnis des Silberwertes zur Kupfer- resp. Messing-Scheidemünze. Zu dem Mandarinentum paßt ganz vortrefflich das alte chinesische Erziehungssystem, basiert auf der uralten (Bilder-) Zeichenschrift, deren Aneignung so schwierig ist, daß die große Mehrzahl des Volks von einer Teilnahme ausgeschlossen ist, auch den Gelehrten die Erlernung anderer Zweige des menschlichen Wissens ungemein erschwert, der Mehrzahl zur Unmöglichkeit wird."

Aus der Thätigkeit Dr. Fabers im verflossenen Jahre heben wir die fortgesetzte Weiterarbeit an seinem großen Werk über die Klassiker hervor. Leider konnte er immer noch nicht mit dem Druck der folgenden Bände beginnen, da er durch seine chinesischen Gehilfen viele Aufhaltung hatte. Auch schreibt er: „Das Werk erfordert noch viel mehr Arbeit, als früher vorauszusehen war, da ich nun viele historische Belege beibringe, die für die Chinesen schlagender sind als abstrakte Argumente. Die Kritik des Inhalts der Klassiker ist eine so wichtige Arbeit für die Zukunft Chinas, daß ich mit größter Vorsicht zu Werk gehen muß. Das Haupthindernis gegen das Eindringen westlicher Kulturgedanken ist die unbegrenzte Eitelkeit der chinesischen Gelehrten, gegründet auf der Überzeugung, daß im Konfuzianismus die höchste Weisheit, gültig für alle Völker und alle Jahrhunderte, enthalten und von ihnen erschöpft sei, auch daß die Kunst des chinesischen Schriftstils das Ideal menschlicher Bildung darstellt, das jede andere Bildung weit übertrifft. Da kann man nichts anderes erwarten, als daß überzeugende Beweise dagegen bei der Mehrzahl dieser in sich verschlossenen Gelehrten nur Zorn erregen. Auf solche Leute wirkt nur die Macht der Thatsachen. Die Zahl derer, welche Thatsachen anerkennen, ist glücklicher Weise auch unter den Chinesen im Zunehmen begriffen. Nur gilt auch hier: Was sind die wenigen unter den vielen? Die alte verstockende chinesische Gelehrsamkeit tyrannisiert noch Millionen Köpfe, während die prüfenden und das beste suchenden Geister kaum nach Tausenden zählen. Unter den höheren Mandarinen sind die letzteren leider noch immer vereinzelte Ausnahmen. Mir ist es jedenfalls ein ernstes Anliegen, die folgenden Bände meines Werkes sobald als möglich in die Öffentlichkeit zu bringen. Immerhin wird seine Wirkung mehr in der Zukunft liegen, als in der nächsten

Gegenwart, deshalb habe ich mein Bestes zu thun, daß es auch von bleibendem Wert ist".

Dr. Faber hat im verflossenen Jahr auch zur dreijährigen Versammlung der Education Association einen Vortrag gehalten, den wir im nächsten Heft unserer Zeitschrift mit einem Überblick über die Schuleinrichtungen der protestantischen Mission in China in einer Übersetzung veröffentlichen werden. Ferner revidierte Dr. Faber für eine neue Bibelübersetzung die Pflanzennamen, für die Endeavour Society übersetzte er den Bibellesezettel für 1896 und den viel eingehenderen für 1897 mit einem Thema für jeden Tag. Bei der Chinese Tract-Society ist er schon seit mehreren Jahren Mitglied des Examinations-Komitees und hat als solches sämtliche chinesische Schriften, welche der Gesellschaft zugehen, durchzulesen und sein Urteil abzugeben. Für einen kurz gefaßten Kommentar in chinesischer Buchsprache, der von der Traktat-Gesellschaft veröffentlicht werden soll, hat er die direkte Arbeit abgelehnt, ist aber Mitglied des Executive Committee's. Ebenso ist er Mitglied eines Jünglings-Vereins, Mitglied der Union Church- und der Missionary-Association, will sich aber mit der Zeit mehr und mehr von allen den Verpflichtungen, die solche Ämter mit sich bringen, zurückziehen, um nicht darüber die chinesischen schriftstellerischen Arbeiten zu versäumen, die außer ihm schwerlich jemand übernehmen kann.

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Centralvorstands-Konferenz am 21. April 1897.

Über die Beschlüsse seiner Konferenz am 21. April d. J. in Eisenach hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 20. Mai d. J. gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„1. Unser Missionswerk in Japan und China nimmt seinen ruhigen Fortgang. Zwar ist die allgemeine Lage in Japan für die Mission gegenwärtig nicht günstig. Das Selbstbewußtsein der Japaner ist durch die Erfolge des Krieges gegen China gewaltig gestiegen. In allen Missionsgesellschaften streben die japanischen Christen nach größerer Selbständigkeit in der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten. Die Missionare sollen nur noch Berater, nicht mehr Leiter der Geschäfte sein. Andererseits wird aber von sämtlichen Missionaren in Japan einstimmig erklärt, daß der Tiefpunkt der Reaktion gegen die Mission jetzt überschritten ist. „Wir befinden uns wieder in aufsteigender Linie". Unser Missionar Pfarrer Schiller konnte auf der von ihm wieder aufgerichteten Station in Yotsuya seine 4 ersten Taufen vollziehen. Er hat kürzlich eine Reise gemacht, um einen passenden Ort in der Nähe von Tokyo für Anlegung einer neuen Station zu suchen. Dies ist nötig und möglich geworden, da wir demnächst aus unserer Theologischen Schule 4 neue japanische Hilfskräfte, Kandidaten, die beide theologische Prüfungen bestanden haben, erhalten. Auf Ersuchen unserer Missionare haben wir zur energischeren Betreibung der Frauenmission die Mittel zur Errichtung eines Mädchenpensionats unter Leitung von Frl. Inasawa bewilligt. Im Zusammenhang hiermit beschäftigt uns ernstlich die Aussendung einer Missionarin; doch sind wir uns hierüber noch nicht schlüssig geworden. Ebenso konnten wir zu unserem größten Bedauern noch keine Entscheidung in der Wahl eines neuen Missionars als Ersatz für Dr. Christlieb treffen, der Sommer 1898 gemäß seinem Kontrakte, der ihn nur auf 6 Jahre verpflichtete, Japan verlassen will. Es sind bisher nur wenige Meldungen eingegangen und unter diesen war keine, die allen unseren Anforderungen entsprach. Wir bitten Sie herzlich und dringend, tüchtige junge Theologen aus Ihrem Bekanntenkreis zu Meldungen bei uns zu veranlassen. — Unser Missionar Wendt, der als Ersatz für Pfarrer Munzinger ausgesandt wurde, ist mit seiner Gattin am 14. April in Yokohama angekommen. Er wird ein volles Maß der Arbeit vorfinden.

2. Beim Kirchbau der deutschen Gemeinde in Tokyo hat sich ein Defizit von ca. 5000 M., veranlaßt durch erhöhte Arbeitslöhne, ergeben. Der Kirchenvorstand hat einen Aufruf erlassen, der in verschiedenen kirchlichen Blättern zum Abdruck gelangen wird, und den wir Ihrer freundlichen Beachtung empfehlen. Helfen Sie der deutschen Gemeinde, daß sie bald in den Besitz eines schuldenfreien Gotteshauses gelange!

3. Auch für unser chinesisches Arbeitsfeld müssen wir die Hilfe unserer Missions-Gemeinde in Anspruch nehmen. Wir haben 300 M. zur Verbreitung Faber'scher Schriften in unseren Etat aufgenommen, aber Pfarrer Kranz verlangt 3000 M. zu einem wirksamen Betrieb dieser für China so wichtigen litterarischen Mission. Helfen Sie uns auch hierbei!

4. Die deutsche evangelische Gemeinde in Shanghai will sich nunmehr auch ein eigenes Gotteshaus bauen. Ein Aufruf um Aufbringung der Mittel dazu, den auch die meisten unter uns unterschrieben haben, ist an das evangelische Deutschland gerichtet worden. Zu unserer großen Freude können wir mitteilen, daß beinahe sämtliche Kirchen-Regimente (Preußen, Weimar, Schleswig-Holstein, Meiningen) Kollekten für diesen Zweck bewilligt haben. An mehreren Orten haben sich auch Lokalkomitees gebildet. Aber die Kosten des Kirchbaus belaufen sich wegen des teuren Bauplatzes auf ca. 135 000 M. Wir bitten Sie, vorerst in den Kreisen Ihrer Gemeindemitglieder für diesen Kirchbau Gaben zu sammeln und namentlich da, wo Kollekten bewilligt werden, diese Gelegenheit zu benutzen, das Werk Ihrer Gemeinde recht warm ans Herz zu legen. Auch wollen Sie Ihre Amtsbrüder für dies zugleich patriotische Werk zu interessieren versuchen und sie namentlich zur Veranstaltung von Kirchen-Kollekten bewegen.

5. Pfarrer Lic. Hackmann hat jetzt für die deutschen Seeleute, da sich die Schulräume als ungenügend erwiesen, einen Saal mieten müssen, der jährlich 1200 M. kostet. Wir haben einen einmaligen Beitrag zu dieser Miete aus unserer Kasse bewilligt, aber zu dauernder Erhaltung des Seemannsheims in Shanghai ist die Hilfe weiterer Kreise nötig. Wir wollen uns auch zu diesem Zwecke in einem Aufrufe an das evangelische Deutschland wenden und bitten Sie um Förderung dieser Angelegenheit.

6. Wir verhehlen uns nicht, daß alles dies hohe Forderungen sind, mit denen wir an unsere Missions-Gemeinde herantreten. Aber die geschilderten Aufgaben sind aus unserer Arbeit herausgewachsen, und wir dürfen uns ihnen nicht entziehen. Lassen Sie uns durch die That beweisen, daß unser Missionseifer und unsere Opferfreudigkeit ebenso groß ist wie die unserer Gegner, die oft mit ironischem Spott auf die Geringfügigkeit unserer Mittel hinweisen!

Leider sind unsere Einnahmen im verflossenen Jahr um ca. 2000 M. zurückgegangen. Da wir vom nächsten Jahr ab außer unseren beiden Missionaren in China wahrscheinlich 3 Missionarsfamilien und eine Missionarin, 4 unverheiratete und einen verheirateten japanischen Gehilfen zu unterhalten haben werden, wozu noch die Errichtung einer neuen Station und der Bau eines Wohnhauses kommen wird, so bitten wir Sie dringend, unsere regelmäßigen Einnahmen vermehren zu helfen, damit wir nicht gezwungen werden, neue Schulden zu den alten aufzunehmen."

Das 13. Centraljahresfest

wird, wie schon mitgeteilt, in den Tagen vom 17.—19. August d. J. in Glarus gefeiert werden. Das Thema des Vortrags des Professors Dr. Pfleiderer in der Generalversammlung am 18. August lautet: „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt". In der volkstümlichen Abendversammlung am gleichen Tage werden u. a. Oberhofprediger D. Spinner-Weimar, Professor Dr. Gerland-Straßburg und der Japaner Munio Kubo Ansprachen halten.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Seine Hauptthätigkeit wird ihm neben der eigentlichen Missionsarbeit an der von unseren Missionaren geleiteten Theologischen Schule in Tokyo zugewiesen werden. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Nach einer sorgfältigen Vorbereitung soll die Aussendung im Frühjahr 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden bis 1. August d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 12. Mai 1897.

Der Centralvorstand des Allg. ev.-prot. Missionsvereins.
Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Ein neuer Bazar in Tokyo

wird Ende dieses Jahres unter Leitung der Frau Pfarrer Dr. Christlieb und Frau Pfarrer Wendt zum Besten unserer japanischen Mission stattfinden. Die Sammelstelle hat wieder freundlichst Pastor Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, übernommen. Die Sammlung von Gaben wird am 15. September abgeschlossen werden. Wir bitten alle unsere Freunde und Mitglieder und namentlich die Damen unserer Frauen-Vereine um ihre gütige Unterstützung und Sendung recht vieler Geschenke.

Aufruf.

Der Bau der neuen deutschen vangelischen Kirche, die am 27. Januar 1897 eingeweiht worden ist, hat leider mit einem Defizit abgeschlossen, das aber unvermeidlich war, wenn wir nicht bei dem raschen und anhaltenden Steigen aller Preise und Löhne die Kosten des Baues um mehr als ein Drittel sich verteuern lassen wollten. Die Gemeinde in Tokyo hat im Jahre 1889 die Summe von 2300 Yen, und 1897 von 670 Yen, zusammen fast 3000 Yen, die übrigen Deutschen in Japan damals 615, jetzt 790 Yen, alle Deutschen in Japan zusammen also 4400 Yen oder 9250 Mark durch Sammlungen aufgebracht. Aber trotzdem fehlen uns noch 2300 Yen oder etwa 5000 Mark, um deren Aufbringung wir unsere Glaubensbrüder in der deutschen Heimat dringend und herzlich bitten. Helft uns, unsere Kirche, dieses schöne Wahrzeichen deutschen evangelischen Christenglaubens in Japan, schuldenfrei in den Besitz unserer Gemeinde zu bringen, und möge Gott allen denen lohnen, die zu diesem Werke ihr Scherflein beitragen.

Gaben nimmt in Empfang der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein entweder durch Vermittlung der Zweigvereine oder direkt durch den Vorsitzenden Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Tokyo, den 24. März 1897.

Der Kirchenvorstand

der deutschen evangelischen Gemeinde in Tokyo.

von Treubler, Vorsitzender. Dr. Max Christlieb, Pfarrer.

J. Bolljahn, Schriftführer. Matsuno, Mitglied.

Die apologetiſche Aufgabe der Miſſionspredigt.

Vortrag, gehalten von

Prof. Dr. **Pfleiderer** auf der General-Verſammlung am 18. Auguſt 1897 in **Glarus**.

Indem ich als Thema für den heutigen Vortrag die apologetiſche Aufgabe der Miſſionspredigt aufſtellte, konnte ich mir nicht verhehlen, daß mancher dabei den Kopf ſchütteln und fragen mag: Was ſoll die Apologetik vor den Heiden? Wird ſie dort mehr ausrichten als bei uns, wo erfahrungsmäßig die apologetiſchen Predigten das Herz kalt laſſen und in den Köpfen oft mehr Zweifel erregen, als beſchwichtigen und überwinden? Die ſo fragen, pflegen an jene Predigten zu denken, die durch künſtliche, mit dem Schein der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft prunkende Beweisführung die Wahrheit dieſes oder jenes Glaubensſatzes zu beweiſen oder zum Fürwahrhalten dieſer oder jener bibliſchen Erzählung überreden wollen. Nun allerdings, von ſolcher Apologetik gilt ohne weiteres das Urteil Warnecks in dem Vortrag über die Miſſionspredigt, Allg. Miſſ. Zeitſchr. 1880, daß es mit ihr auf dem Miſſionsfeld iſt, wie daheim: „Die Apologetik führt ſelten zum Glauben und durch alle Disputation wird wenig erreicht“. Ich möchte ſogar noch weiter gehen und ſagen: Solche Apologetik iſt auf dem Miſſionsfeld noch wertloſer als daheim. Denn der heimiſche Prediger kann ſich bei ſeiner Beweisführung doch immer auf gewiſſe anerkannte Vorausſetzungen ſtützen, von denen aus er argumentiert, ſei es auf die Autorität der heiligen Schrift, die der Gemeinde als das geoffenbarte Gotteswort gilt, oder doch auf gewiſſe allgemeine Überzeugungen von den göttlichen Dingen, in denen die chriſtliche Gemeinde von Jugend auf erzogen, die ihre Denkweiſe beſtimmen, ihre Weltanſchauung bilden, ſo daß es ſich dann nur darum handelt, von dem feſtſtehenden allgemeinen Grundſatz oder der Grundanſchauung chriſtlicher Gemeinden aus den Glauben an einzelne dogmatiſche Lehrſätze oder Geſchichtsüberlieferungen möglichſt plauſibel abzuleiten. Aber in dieſer günſtigen Lage befindet ſich der Miſſionar vor einer heidniſchen Verſammlung niemals. Er kann ſich nicht auf die Autorität der heiligen Schrift ſtützen, denn die Vorausſetzung, daß dieſe das unfehlbare Gotteswort ſei, teilen eben ſeine Hörer nicht; er kann ſich auch nicht auf eine gemeinſame Weltanſchauung ſtützen, denn die Heiden haben entweder überhaupt keine beſtimmte, in zuſammenhängenden Gedanken auszudrückende Weltanſchauung, oder ſie haben zwar eine ſolche, aber dann eine von der chriſtlichen grundverſchiedene. Erſteres iſt der Fall bei den Naturvölkern, letzteres bei den heidniſchen Kulturvölkern, Indern, Japanern und Chineſen. Es iſt klar, daß im erſteren Fall für den Miſſionar die Lage günſtiger iſt, als im zweiten. Denn die Naturvölker haben der chriſtlichen Predigt nicht einen poſitiven Gegenſatz entgegenzuſetzen, ſie gleichen den Kindern, die im Bewußtſein ihrer geiſtigen Inferiorität vertrauensvoll im Lehrer die höhere Autorität anerkennen und ſein Wort willig annehmen, ſoweit ſie es nämlich verſtehen. Hier iſt die Aufgabe des Miſſionars nicht

ſowohl die, die chriſtliche Wahrheit gegen Einwürfe zu verteidigen, als vielmehr ſie für das noch kindlich unreife Verſtändnis verſtändlich zu machen, die weite Kluft zwiſchen den ſinnlich rohen Vorſtellungen der Wilden und der Religion des Geiſtes und der Wahrheit zu überbrücken, die Schüler allmählich zur Verſtändnisfähigkeit emporzuheben, zu *erziehen* — eine Aufgabe, die natürlich nicht durch Predigt allein, ſondern nur durch eine das geſamte Volksleben ſittlich-religiös beeinfluſſende pädagogiſche Wirkſamkeit zu löſen iſt. Das iſt eines der wichtigſten Kapitel der Miſſionstheorie, von dem wir aber heute nicht zu reden haben. Bei den heidniſchen *Kulturvölkern*, an denen unſer Miſſionsverein zu arbeiten hat, liegt die Sache ganz anders. Sie haben teils ihre eigene alte Kultur, die ſich ſtützt auf die Überlieferung und Schriften weiſer Männer der Vorzeit, in deren Lehren ſie erzogen ſind und an welchen ſie mit ähnlicher Pietät hängen, wie wir Chriſten an unſerer heiligen Schrift; teils aber auch haben ſie vielfach Bekanntſchaft gemacht mit der europäiſchen Kultur, Litteratur und Wiſſenſchaft und haben aus ihr mit Vorliebe gerade das entnommen, was darin der chriſtlichen Predigt ſcheinbar oder auch wirklich entgegenſteht. So ſetzen ſie dieſer einen doppelten Widerſpruch entgegen: Sowohl den ihrer alten Religion und Sitte als auch den der modernen, religionsloſen und religionswidrigen Verſtandesaufklärung. Darf dieſen Widerſpruch der chriſtliche Miſſionar einfach nur ignorieren? Ich fürchte, die auf ihre alte Sitte eiferſüchtigen und auf ihre junge Verſtandesbildung eingebildeten Heiden würden ſolches Ignorieren als Zeichen der Schwäche deuten, als Eingeſtändnis deſſen, daß der chriſtliche Miſſionar ihnen keine höhere, ihrem eigenen Glauben und Wiſſen überlegene Wahrheit zu bringen habe. Sonach wird alſo doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß der chriſtliche Miſſionar bei den heidniſchen Kulturvölkern die Wahrheit ſeiner Predigt gegen den heidniſchen Widerſpruch verteidige, daß er Apologetik treibe, und die Frage kann nur die ſein, *was* er verteidigen ſoll und *wie* er es verteidigen ſoll?

Zur Beantwortung dieſer Frage finden wir die beſte Anweiſung bei dem großen Vorbild aller chriſtlichen Miſſionare, dem Apoſtel *Paulus*. Auch er hat das Evangelium hineingetragen in die heidniſche Kulturwelt, in der teils der alte väterliche Glaube noch in den Anſchauungen und Gefühlen der Menge und in den Inſtitutionen der Geſellſchaft feſte Wurzeln hatte, teils eine philoſophiſche Aufklärung mit dem Irrtum des alten Glaubens allen Glauben über Bord warf, Geiſt und Gott leugnete und in der Sinnenwelt die alleinige Wahrheit und alleinige Glückſeligkeit zu ſuchen lehrte, teils endlich ernſtere Gemüter im Suchen nach etwas Beſſerem Altes und Neues, Eigenes und Fremdes in trüber Miſchung verquickten; taumelndes Hin- und Herſchwanken zwiſchen naiver Weltvergötterung und troſtloſer Weltverneinung, zwiſchen wilder Lebensluſt und müdem Lebensüberdruß, das war die Signatur des damaligen Heidentums, wie im Grunde alles Heidentums zu aller Zeit; denn es iſt eben die Signatur des natürlichen Menſchen, deſſen Herz ohne Gott bald trotzig bald verzagt iſt, bald der Welt Güter als Raub an ſich reißt, bald unter ihren Übeln Mut und Hoffnung fahren läßt. In dieſe ſtolze Heidenwelt trat der Apoſtel ein mit dem Bekenntnis: „Ich ſchäme mich des Evangeliums von Jeſu Chriſto nicht, denn es iſt eine Kraft Gottes zum Heil für jeden Glaubenden". Das

war das Thema nicht bloß des Römerbriefs, ſondern aller ſeiner Briefe und Miſſionspredigten; ſie bezweckten alle nichts anderes, als die Botſchaft von Jeſus Chriſtus als dem Gottesſohn und Erſtgeborenen vieler Brüder ſo darzuſtellen, daß er vom Glauben angeeignet zum Inhalt der Überzeugung und zur Kraft des Lebens werde, zu einer göttlichen Heilskraft, die Rettung aus der Heilloſigkeit des Heidentums bewirke.

Hieraus erſehen wir zuvörderſt, was der Gegenſtand der miſſionariſchen Apologetik *nicht* ſein ſoll: Nämlich nicht irgend ein Lehrſatz, noch ein Syſtem von ſolchen, nicht eine kirchliche Dogmatik, wie ſie aus theologiſchen Reflexionen und Konzilbeſchlüſſen hervorgegangen iſt; auch nicht ein Gebot oder eine Summe von Geboten, eine kirchliche Geſetzgebung und prieſterliche Inſtitution; aber auch nicht ein Buch, eine Sammlung alter heiliger Schriften, in welchen Zeugniſſe von den Thaten Gottes in der Geſchichte zuſammengeordnet ſind. Das alles gehört wohl mit zur chriſtlichen Religion, ſofern ſie in der Kirche zur geſchichtlichen Erſcheinung kommt, es ſind die menſchlichen Formen und Mittel, durch die ſich ihre göttliche Heilskraft darſtellt und mitteilt; aber dieſe ſelbſt liegt nicht in jenen menſchlichen, unvollkommenen Formen, ſondern in dem eigentümlichen Geiſt chriſtlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit, wie er von Jeſus als dem urbildlichen Sohn Gottes ausgegangen iſt und alle, die ihn aufnehmen, zu Kindern Gottes macht. Sonach wird auch der Gegenſtand der miſſionariſchen Apologetik nichts anderes ſein können als eben dieſer centrale Kern der chriſtlichen Religion, die Gotteskindſchaft des Menſchen, die in der religiöſen Perſönlichkeit Jeſu erſtmals als lebendige Wahrheit und wahrhaftes Leben aus Gott offenbar geworden iſt, die aber keineswegs auf ihn allein beſchränkt war, da ja vielmehr ſein Leben und Lehren und Sterben eben dazu diente, ſie für alle offenbar und mitteilbar zu machen, und alle, die zu ihm kommen und von ihm lernen, auch ſeines Heils teilhaftig zu machen, jener welt- und todüberwindenden Lebenskraft, wie ſie ihm aus dem Bewußtſein der Gotteskindſchaft entſprang. Faſſen wir nun alſo die chriſtliche Predigt in dieſem ihren Kerne, als das Evangelium von der Vaterſchaft Gottes und Kindſchaft des Menſchen, ſo iſt ſie nicht ſchwer zu verteidigen, denn ſie trägt den Stempel der Wahrheit ſchon derart an der Stirne, daß ſie in der einfachſten, faßlichſten Form den tiefſten und reichſten Inhalt birgt. Dieſen Inhalt nach allen ſeinen Seiten zu entfalten, ſeine Vorausſetzungen und Folgerungen auseinanderzuſetzen und ihn auf die mannigfachen Erfahrungen des Lebens der einzelnen und der Geſellſchaft als Spiegel und als Norm anzuwenden, das iſt die Aufgabe *jeder* evangeliſchen Predigt, die inſofern immer, welchen beſonderen Gegenſtand ſie auch behandle, mittelbar auch in irgendeinem Grade apologetiſch iſt, um ſo mehr, je mehr ſie von ihrem beſonderen Gegenſtand auf das prinzipielle Weſen des Chriſtentums zurückgeht, um das Beſondere aus dem Allgemeinen zu verſtehen und dieſes hinwiederum an jenem zu bewähren. Gleichwohl bleibt noch ein bemerkenswerter Unterſchied zwiſchen der Aufgabe des heimiſchen Predigers und der des Miſſionars beſtehen. Jener ſetzt die Anerkennung des Chriſtentums als der Wahrheit im allgemeinen bei ſeiner Gemeinde voraus und ſucht nur die darin enthaltenen mannigfaltigen Wahrheitsmomente theoretiſcher und praktiſcher Art für das Verſtändnis und beſonders für das Gemüt der Hörer eindringlich nahezulegen; hier iſt alſo die Hauptſache die „Erbauung“ der Gemeinde in

dem Glauben, den sie schon hat; das Apologetische ist hier nur als Nebenerfolg in dem Erbaulichen mitenthalten. Anders bei der Missionspredigt vor Heiden: Sie kann nicht die Hörer erbauen wollen in einem Glauben, den sie noch gar nicht haben, sondern sie muß den Glauben in ihnen erst wecken, eine christliche Überzeugung begründen und die ihr entgegenstehenden Hemmnisse beseitigen; hier ist also die Apologie des Christentums die Hauptsache, in welcher die erbauliche Wirkung als Nebenerfolg mitenthalten ist.

Fragen wir weiter, wie die Missionspredigt ihre apologetische Aufgabe zu lösen habe? Erwiesen soll werden, daß das Evangelium von Christus eine göttliche Kraft zum Heil ist. Das setzt das Vorhandensein eines Unheils voraus, einer Krankheit, die der Heilung bedarf. Heilung aber ist nur möglich bei einem Organismus, der auch noch gesunde Lebenskräfte hat, die so gehoben und gesteigert werden können, daß sie über die Krankheit obsiegen. Soll also das Evangelium als göttliche Heilkraft für die Menschheit erwiesen werden, so ist beides zu zeigen, einerseits, daß es die Steigerung und Erfüllung ist des Göttlichguten und Wahren, was auch im natürlichen Menschen und Heiden vorhanden ist, andererseits, daß es die Überwindung dessen an ihm bezweckt, was nicht von Gott, sondern von der Welt und vom Fleisch ist, der Sünde und des Irrwahns, worauf sein Unheil beruht. Diese polemische und jene irenische Seite gehören notwendig zusammen für eine richtige und wirksame Apologetik. Denn ohne Aufdeckung des heidnischen Unheils könnten die Heiden vom Heilswert und der Notwendigkeit des Evangeliums nicht überzeugt werden; hinwiederum aber würde die bloße Polemik ohne alle Anerkennung von relativ Wahrem und Gutem an den Heiden nur verbittern und abstoßen und die Anknüpfung an ihre Gefühls- und Denkweise unmöglich machen. Wie Paulus in Athen ausging von dem unbewußten Gottesdienst der Athener, um sie zum Bewußtsein des wahren Gottes zu erheben, so findet jeder Missionar einen Anknüpfungspunkt in dem Gottesbewußtsein, das, ob auch nur als dumpfes Ahnen und Sehnen, in der Brust der Heiden lebt. Daß diesem über alles Endliche hinausweisenden religiösen Trieb des menschlichen Geistes die Vorstellung von beschränkten Naturgöttern oder Familien- und Volksgöttern nicht entspreche, daß bei ihnen weder der Verstand noch das Herz seine Befriedigung finde, dieser Einsicht können sich die Gebildeten unter den Heiden selbst nicht entziehen. Daher suchen nun die einen das Göttliche, statt in den einzelnen Weltdingen, in der Welt im ganzen, als dem Inbegriff der Erscheinungen, Stoffe und Kräfte: Pantheistische Naturvergötterung und materialistische Vergötterung der Sinnlichkeit und Sinnenlust ist überall nur die begriffliche Verallgemeinerung und Potenzierung des für das Heidentum von Anfang charakteristischen Naturalismus. Aber mit der Notwendigkeit einer inneren Dialektik, in der wir ein ewiges Gesetz der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit erblicken dürfen, schlägt diese Denkweise immer auch wieder in ihr Gegenteil um, in die pessimistische Verzweiflung an dem vernünftigen Sinn des Weltdaseins und an einem wertvollen Gehalt und Zweck des Menschenlebens. Diese beiden Denkweisen, pantheistisch-optimistische Weltvergötterung und pessimistische Weltverneinung sind überall die parallelen Erscheinungsformen, in die alle heidnische Kultur ausläuft; mögen sie auch heute sich mit den Scheingründen moderner Philosophie und modernster Naturwissenschaft drapieren, so sind sie doch im Grunde heute noch dieselben

unheilvollen Irrtümer und Quellen desſelben allgemeinen Elends wie im ausgehenden Altertum; wie damals das Heil für die tiefkranke Menſchheit nur von der rettenden Wahrheit des Evangeliums kam, ſo wird es genau auch wieder bei den heutigen heidniſchen Kulturvölkern ſein. Nur iſt natürlich nicht zu erwarten, daß ſie ſich von heute auf morgen ſchon davon überzeugen laſſen werden. Solche Prozeſſe der *μετάνοια*, der Umſinnung ganzer Völker, wollen ihre Zeit haben, und der Gang der Weltuhr läßt ſich nicht durch die Wünſche unſerer menſchlichen Ungeduld beſchleunigen.

Aber wenn auch auf Maſſenerfolge unſerer Miſſionare in der heidniſchen Kulturwelt noch auf lange hinaus nicht zu rechnen ſein wird, ſo werden ſie doch die künftige Entſcheidung um ſo wirkſamer vorbereiten, je tapferer ſie den Kampf mit dem heidniſchen Weltgeiſt aufnehmen und führen durch den Erweis des Geiſtes und der Kraft, die aus der göttlichen Wahrheit ſtammen. Zur rechten Handhabung dieſer geiſtigen Waffenrüſtung bedürfen ſie allerdings des techniſchen Wiſſens und Könnens, das ſie in Stand ſetzt, ſich auf den Boden des Gegners zu verſetzen, den Krieg in ſein Lager hineinzutragen und ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen. Denn auch von geiſtigen Kämpfen gilt die Regel, daß die beſte Verteidigung im Angriff beſteht. Schwerlich würde ein Miſſionar viel ausrichten, der auf Entgegnungen des heidniſchen Unglaubens nicht Rede ſtehen, ſondern ſich nur hinter die Schutzwälle ſeiner eigenen Glaubensfeſtung zurückziehen wollte. Das fromme Gefühl giebt wohl dem, der es hat, eine ſubjektive Gewißheit, aber für andere läßt ſich daraus nichts beweiſen, die Einwürfe des Zweifels laſſen ſich aus ihm nicht widerlegen; den falſchen Gedanken der Gegner iſt nur durch richtiges Denken wirkſam zu begegnen. Will alſo der Miſſionar den Irrtum der Heiden überwinden, ſo muß er den Wahrheitskern, der auch in jedem Irrtum ſteckt und ſeine berückende Kraft bildet, kennen und anerkennen, um von dem Punkt aus, wo die Stärke des Gegners liegt, ſeine Schwäche aufzudecken und ihn über das Falſche hinaus zur reinen Wahrheit zu führen. Z. B. der Miſſionar ſteht einem heidniſchen Pantheiſten gegenüber, der die Natur, die ſinnliche Erſcheinungswelt für Gott hält; da wäre es nicht weiſe, wenn er dieſe Meinung einfach für eine teufliſche Lüge und Gottesläſterung erklärte, ſondern er wird den Heiden leichter von ſeinem Irrtum überführen, wenn er etwa zu ihm ſagt: Du thuſt ganz Recht daran, wenn du in der Natur etwas Göttliches findeſt; auch wir glauben, daß die Himmel des Ewigen Ehre erzählen, und die Erde voll iſt von ſeiner Herrlichkeit; du irrſt nur darin, daß du dieſe Welt des endlichen, im Raum geteilten und in der Zeit vergehenden Daſeins ſelbſt für das göttliche Weſen hältſt, da ſie doch nur die Wirkung und Offenbarung des Einen Unendlichen und Ewigen ſein kann; denn was du an der Natur bewunderſt, mit Recht bewunderſt, die Geſetzmäßigkeit aller ihrer Bewegungen und Veränderungen, die zweckmäßige und harmoniſche Zuſammenſtimmung aller Teile zum Ganzen, dieſe Ordnung, die dein vernünftiges Denken in ihr findet, kann doch nicht von ungefähr da ſein oder von den einzelnen Teilen ſelbſt hervorgebracht ſein, ſondern ſie muß der Gedanke ſein des ewigen ſchaffenden Geiſtes, der auch uns das Licht der Vernunft gab, damit wir ſeine ewige Kraft und Gottheit nachdenkend an ſeinen Werken wahrnehmen mögen (Röm. 1, 20). Darum eben erhebt uns die Natur und erfüllt uns mit ehrfürchtiger Andacht, weil wir in ihr nicht Gott ſelbſt ſehen, weil uns Gott nicht aufgeht in der blinden geiſtloſen

Naturkraft, die uns ja ewig fremd und feind bliebe, sondern weil wir in der Natur eine Offenbarung des Gottes finden, der als allmächtiger Geist über allen Himmeln thront und zugleich unseres eigenen Geistes innerstes Leben und Licht ist (Joh. 1, 4, 9). Oder ein anderer Fall: Der Missionar steht einem buddhistischen Pessimisten und Atheisten gegenüber, der in der Welt nichts anderes zu sehen vermag als einen sinn- und zwecklosen Kreislauf des Entstehens und Vergehens, aus dem es für die müde und hoffnungslose Seele keine Erlösung gebe als in der Verneinung alles Wollens, im Auslöschen alles Lebens, im Nirvana. Ihm mag der Missionar sagen: Du hast ganz Recht, daß du in dieser vergänglichen Welt keine bleibende Stätte, kein unbedingtes höchstes Gut findest; auch wir glauben, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, und daß die Welt mit ihrer Lust vergeht; aber wir fügen noch hinzu: Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit. Wir glauben an einen göttlichen Willen, der dem Menschenleben sittliche Zwecke setzt und damit einen Inhalt giebt, der die flüchtige Spanne der irdischen Pilgerschaft überdauert und an Wert überragt. Auch wir leiden unter dem Leid der vergänglichen Welt, aber wir suchen die Erlösung nicht auf dem Wege des Todes, sondern wir kennen und haben die Erlösung zum Leben, denn unser Glaube an den Gott, der die Liebe ist und uns zu seinen Kindern und zu Mitarbeitern an seinem Reich des Guten bestimmt hat, dieser unser Glaube ist der Sieg, der die Welt und ihre Angst überwunden hat und immer neu überwindet. Und zwar hält er nicht bloß den einzelnen aufrecht unter den Bürden seines Lebens, sondern auch der christlichen Völkerwelt hat dieser Glaube Mut und Kraft gegeben, die Welt zu überwinden und zu gestalten, während die pessimistische Weltverneinung die Völker Asiens zu jahrtausendlanger Erstarrung verurteilt hat.

Dieser Beweis für die Wahrheit des Christentums aus seiner sittlichen Wirkung in der Geschichte hat nun zwar auch für den heidnischen Gegner ein hervorragendes Gewicht. Gleichwohl sucht er auch hiergegen sich zu decken durch ein Raisonnement, das man fast raffiniert klug nennen könnte. In einem Aufsatz eines japanischen Gelehrten über die moralischen Grundsätze des Orients und Occidents, von dem unser Missionar Schiller in der Z. M. R. berichtete (1896, 4. Heft, S. 212 ff.), wird behauptet, daß der Osten, d. h. die konfuzianisch-buddhistische Völkerwelt Ostasiens, den altruistischen Grundsatz der Selbstverleugnung und des Gehorsams gegen die Übergeordneten obenanstelle, der christliche Westen dagegen den egoistischen Grundsatz der Selbsterhaltung, der durch die christliche Forderung der allgemeinen Nächstenliebe nur wenig gemäßigt werde. Diesem falschen Betonen der individuellen Rechte verdanke zwar der Westen die zivilisatorischen Fortschritte der Gesellschaft, aber auf Kosten der Pietät und des Gehorsams, was der sittliche Vorzug des Ostens sei. Die vollkommene Moral werde daher erst in Japan entstehen, sofern es mit seiner orientalischen Pflichtenlehre den occidentalischen Geist der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der zum Fortschritt nötig sei, verbinde. In diesem echt japanischen Raisonnement den Irrtum aufzuweisen, fällt dem christlichen Apologeten nicht schwer. Denn eben das Ideal der Moral, das der selbstgefällige Japaner der Zukunft seines Volkes vorbehalten meint, ist in Wahrheit schon seit 18 Jahrhunderten das Prinzip der christlichen Sittlichkeit gewesen; in ihr ist von Anfang Selbstverleugnung und Selbsterhaltung der Persönlichkeit, Unterordnung der einzelnen unter die

Ordnung der Gemeinschaft und Selbständigkeit der Glieder in der Gemeinschaft zur grundsätzlichen Einheit verbunden. Aber dieses *Moralprinzip*, dessen Wahrheit und Heilsamkeit der Japaner wohl erkennt, ist nicht etwa durch kluge Nützlichkeitsrechnung erfunden worden und wird auch niemals auf diesem Wege zur lebendigen Macht eines Volkes erhoben werden können, sondern es ist gewachsen als die köstliche Frucht am Baume der christlichen *Religion*, es ist die Konsequenz unseres *Glaubens* an die Gotteskindschaft der Menschen. Dieser Glaube ist es, der die menschliche Persönlichkeit als solche in ihre gottgewollte Würde einsetzt und *freimacht* von der Knechtschaft der Menschen und der Institutionen, und der doch zugleich die einzelnen Personen an einander und an das geordnete Gemeinschaftsganze *bindet* durch das mächtigste soziale Band, durch das königliche Gesetz der Freiheit, welches Liebe heißt. Es war der Apostel Paulus, der zuerst das große Wort schrankenloser Humanität gesprochen hat: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal eins in Christo! Die christliche Liebe, die auf dem Glauben an die göttliche Liebe als die allverbindende und allbefreiende Macht ruht, sie ist die Freiheit in der Gebundenheit und die Gebundenheit in der Freiheit, sie ist das organisierende Prinzip der christlichen Gesellschaft, das die sittlichen Kräfte in allen ihren Gliedern entbindet und zu höchster Selbstbethätigung antreibt, aber alle diese mannigfaltigen Einzelkräfte in den Dienst des Ganzen stellt und zu Werkzeugen macht für den gemeinsamen Zweck des höchsten Gutes, des Reiches Gottes. Von der gewaltigen lebenfördernden Kraft dieses Prinzips weiß der Heide nichts; seine soziale Pietät, deren schöne Züge wir übrigens gerne anerkennen, ruht doch nicht auf dem Boden der persönlichen Freiheit, sondern der unpersönlichen patriarchalischen Sitte, mit dieser steht und — *fällt* sie. Die Zeichen dafür zeigen sich schon gegenwärtig in dem der westlichen Kultur nacheifernden jungen Japan in so bedrohlicher Weise, daß auch ernste Japaner davor die Augen nicht verschließen können. Damit steht dann aber die heidnische Kulturwelt des Ostens vor derselben entscheidungsvollen sozialen Frage, wie einst die alte Welt zu Paulus Zeit: Was wird dann, wenn unter der Emanzipation der Individuen die alte patriarchalische Sitte und Pietät sich auflöst, die Gesellschaft noch zusammenhalten? was sie retten vor dem drohenden Krieg aller wider alle? Ein Zurück zur Einfalt der Väter giebt es niemals für ein Volk, das einmal vom Baum der Erkenntnis gekostet hat; ihm bleibt nur die Wahl zwischen zwei Wegen: Entweder unter dem Wirbel der entfesselten Leidenschaften hinabzutaumeln in den Abgrund der Selbstzerfleischung, der allgemeinen Korruption und Auflösung aller sozialen Ordnung; oder aber sich durch christlichen Glaubens- und Liebesgeist erheben zu lassen zu einer neuen und dauernden Gemeinschaft, zu dem Reich Gottes, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste ist. Diese Alternative den kulturstolzen und sicheren Heiden immer wieder vor die Augen zu stellen, ihr Gewissen zu wecken, ihnen die Augen dafür zu öffnen, daß die Sünde der Leute Verderben ist und ganze Völker um so sicherer ins Verderben reißt, je mehr sie durch Kultur raffiniert sind, dann aber ihnen das rettende Heil zu zeigen im Evangelium von der Vaterliebe Gottes, von der Gotteskindschaft des Menschen und von dem Reiche Gottes, dessen Bürger in

Freiheit und Liebe einander und dem gemeinsamen Haupte dienen — das wird die rechte wirksame positive Apologetik sein.

Freilich ein Hindernis steht ihrer Wirksamkeit bei den heidnischen Kulturvölkern noch immer im Wege, das nicht auf ihrer, sondern auf unserer Seite seinen Grund hat und zu wichtig ist, als daß wir es nicht ernstlich und ehrlich ins Auge fassen sollten. Sie sagen uns: Eure Verkündigung der Gotteskindschaft und des Gottesreichs hört sich wohl ganz schön an und könnte uns wohl überzeugen, wenn wir nur nicht so vieles andere mit in Kauf nehmen müßten, was in eurer heiligen Schrift und euren kirchlichen Dogmen uns zu glauben geboten wird und was wir doch nicht glauben können, weil wir darin nur altertümliche Sagen oder künstliche Menschensatzungen erblicken. Die Berechtigung dieses Einwurfs der gebildeten Heiden können wir um so weniger in Abrede stellen, als wir selbst uns ja in der gleichen Lage befinden, nur mit dem Unterschied, daß wir es schon längst gelernt haben, zwischen dem Wesen des Christentums, dem religiös-sittlichen Kern des Evangeliums, und seinen menschlichen unvollkommenen Formen, die aus den Vorstellungen vergangener Zeiten stammen, kritisch zu unterscheiden und in diesen Formen symbolische Hüllen des edlen Kernes zu erblicken, die wir achten können, ohne sie doch wörtlich fürwahrhalten zu müssen. Das geschichtliche Recht dieser kritischen Unterscheidung bedarf nicht erst einer Begründung auf dem klassischen Boden von Glarus, wo dereinst Zwingli durch stille Vertiefung in die heilige Schrift sich für sein reformatorisches Wirken vorbereitet hat, wo er jene freie und weitherzige humane Auffassung des Christentums gewonnen hat, in der wir unmittelbarer als bei irgendeinem anderen Reformator die Gedankenwelt der Gegenwart vorgebildet finden. Das sachliche Recht aber unserer Kritik an den überkommenen Formen des Glaubens liegt einfach darin, daß ohne sie eine ernsthafte und standhaltende Verteidigung des Evangeliums vor der Bildung der Gegenwart und der Zukunft einfach eine Sache der Unmöglichkeit wäre. Darum ist es nicht bloß ein Recht, sondern geradezu eine Forderung an eine ihrem Zweck entsprechende Apologetik, daß sie am rechten Ort auch Kritik zu üben verstehe. Nun meine ich, wenn wir es gelernt haben, an die Religion des Evangeliums zu glauben, ohne die biblischen und kirchlichen Mythen und Dogmen mit in Kauf zu nehmen, so wird eben das auch den Heiden zu lernen wohl möglich sein. Es kommt nur darauf an, daß sie in der rechten, pädagogisch weisen Art dazu angeleitet werden. In der That wird jede gesunde Apologetik in irgendeinem Grade auch kritisch verfahren, mindestens insofern, als sie das, was für den Hörer unverständlich, ungenießbar oder anstößig wäre, zurückstellt und die Hauptsache, auf die es für das religiöse Heil der Hörer ankommt, in Vordergrund rückt. In diesem Prinzip wenigstens dürften wohl die Missionare aller Richtungen, sofern sie wenigstens erzieherische Weisheit haben, so ziemlich einig sein. Dagegen gehen die Meinungen auseinander bei Beantwortung erstens der Frage: Was zu den Hauptsachen und was zu den kritisch auszuscheidenden oder zurückzustellenden Nebensachen gehöre? und sodann in der Beurteilung der Frage: Ob das kritische Verfahren nur indirekt und stillschweigend oder auch ausdrücklich, durch direkte Verneinung des Zweifelhaften zu geschehen habe? Auf die erstere Frage einzugehen, würde uns viel zu weit führen und eine Verständigung unter den verschiedenen theologischen Rich-

tungen wäre darüber zur Zeit doch nicht zu erreichen. Was aber die zweite Frage betrifft, so gehört sie, wie mir scheint, weniger in das Kapitel von der missionarischen Apologetik als von der Pastoraltheologie. Und diese wird für den Missionar schwerlich wesentlich andere Regeln geben als für den heimischen Diener des Wortes. Darum mögen hierüber einige kurze Bemerkungen genügen.

Die Kritik als solche wirkt, das wird jeder zugeben, nie erbaulich, schon darum nicht, weil sie nur Sache des Verstandes ist und das Gemüt entweder gleichgiltig läßt oder sogar schmerzlich berührt, weil sie liebgewordene Vorstellungen in Zweifel zieht. Daher wird für die Predigt des Missionars ebenso gut wie für die heimische die Regel gelten, daß sie nie direkt und ausdrücklich Kritik treiben soll. Sie hat einfach die religiös-sittliche Wahrheit des Evangeliums positiv darzustellen; je mehr sie diese in ihrem Centrum erfaßt und dieses auf das Centrum des Menschen, sein Herz und Gewissen so anzuwenden weiß, daß sie ihn zugleich beugt und erhebt, desto mehr wird sie religiöse Überzeugung und Gesinnung bewirken; dabei kommt auf die theoretischen Formen und Mittel der Darstellung nicht so viel an; genug wenn nur dem Hörer denkbare Gedanken geboten werden, die er sich aneignen kann, ohne daß sein Verstand daran Anstoß nimmt, denn das wäre allerdings ein Hindernis der Bildung religiöser Überzeugung; aber was denkbare Gedanken seien, das läßt sich schwer zum voraus und allgemein giltig bestimmen, weil hierfür alles auf die Empfänglichkeit und Geistesreife der Hörer ankommt. — Anders als bei der Predigt wird es sich mit dem Religionsunterricht für Katechumenen verhalten, weil hier der Stoff der biblischen und kirchlichen Geschichte zu Grunde zu legen ist. Hierbei wird sich die historische Kritik allerdings nicht ganz umgehen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil sich die wirkliche Geschichte nicht erzählen läßt, ohne sie kritisch aus der Hülle der ungeschichtlichen Überlieferung herauszuheben. Indes fordert auch hierbei die pädagogische Weisheit ein richtiges Maßhalten; der Katechumene soll den Entwicklungsgang des Reiches Gottes in der biblischen Geschichte und die Entwicklung der menschlichen Gedanken darüber in der Dogmengeschichte kennen lernen; dazu genügt es völlig, ihm die Resultate der Geschichtsforschung in anschaulichen lebensvollen Bildern vorzuführen, aber ihn in das Detail der kritischen Operationen selber einzuführen, wäre völlig überflüssig und zwecklos; diese gehören zur technischen Arbeit des Gelehrten, also nicht in den Religionsunterricht, der ja nicht Gelehrte, sondern einfach Christen erziehen soll. Endlich noch eins: Auch da, wo der Kritiker die wörtliche Richtigkeit einer biblischen Erzählung oder eines kirchlichen Dogmas verneinen muß, soll doch die Verneinung niemals das letzte Wort behalten, sondern es sollen die zu Grunde liegenden idealen Motive aufgezeigt und auf die richtige praktische Verwertung der symbolischen Dichtung hingewiesen werden. Und daran mag sich noch die allgemeine Belehrung knüpfen, daß wie jede religiöse Gemeinschaft, so auch die christliche Kirche der symbolischen Ausdrucksformen zur gemeinverständlichen Darstellung ihrer religiösen Überzeugung bedarf, Ausdrucksformen, deren Wert nicht nach dem individuellen Verstandes- oder Geschmacksmaßstab, sondern nach ihrer Bedeutung als Band der kirchlichen Gemeinschaft zu beurteilen ist. Für diesen kirchlichen Gemeinsinn die Herzen zu

erwärmen, Gemeinden zu sammeln und zu erhalten, darauf muß zuletzt jede Missionspredigt abzielen. Dann hat sie an dem Thatbestand des christlichen Gemeindelebens selbst die wirksamste Apologie für die Wahrheit des Evangeliums, ein Zeugnis von Gott selbst geschrieben mit leuchtenden Zügen in den Herzen und dem Leben der gläubigen Gemeinde (II. Kor. 3, 2 f.).

Aussichten für die Verbreitung christlicher Litteratur in China.

Von Pfarrer **Paul Kranz** in Shanghai.

Es giebt zu Hause und auch hier draußen auf dem Missionsgebiet Christen, welche die Anstrengungen, dem Evangelium in China durch Verbreitung christlicher Litteratur Bahn zu brechen, mit zweifelndem Blicke beobachten. Sie meinen, andere Missionsmethoden, besonders öffentliches Predigen vor den heidnischen Volksmassen, sei mehr dem Vorbilde des Herrn und der Apostel entsprechend und habe auch bessere Erfolge aufzuweisen. Es liegt mir fern, den Wert einer rein evangelistischen Missionsthätigkeit zu unterschätzen, die Frage ist nach meiner Ansicht überhaupt nicht die, ob man das eine oder das andere thun solle, ich möchte nur darzuthun versuchen, daß neben der mündlichen Predigt, die ja von Hunderten, ja selbst von Tausenden eifrig betrieben wird, die Verbreitung christlicher Litteratur von ebenfalls nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, und daß speziell in China die Aussichten für eine solche Missionsmethode besonders günstig sind.

Das Neue Testament.

Es ist wahr, der Herr Jesus selbst hat während seines Erdenlebens kein Buch verfaßt. Welch' kolossales Aufsehen würde es doch erregen, wenn irgendwo in einem Kloster oder einer Felsenhöhle eine wirklich authentische Schrift Jesu aufgefunden würde! Solches ist nicht wahrscheinlich. Es war sein Beruf, das göttliche Leben in seiner Person durch sein eigenes Thun und Leiden, durch seinen Charakter offenbar zu machen. Doch würden wir darüber keine zuverlässige Nachricht haben ohne die schriftlichen Urkunden des Neuen Testaments. Dies erkennt der Verfasser des Lukasevangeliums, wenn er die schriftliche Abfassung seines Berichts mit der Absicht motiviert, daß Theophilus von der „Zuverlässigkeit" der Lehren, in welchen er unterrichtet sei, sich möge überzeugen können, und der Verfasser des Johannesevangeliums, wenn er sagt (Joh. 20, 31), diese (Zeichen) aber sind beschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus, der Christus, der Sohn Gottes ist, und damit ihr durch den Glauben Leben habet in seinem Namen. Was wären wir doch ohne jene schriftliche Sammlung der Herrenworte, welche jedenfalls eine Hauptquelle der drei ersten Evangelien bildet? Was wären wir ohne die Briefe des Paulus? Was hat im Laufe der Weltgeschichte mehr zur Verbreitung des echten Christentums beigetragen, die mündliche oder die litterarische Thätigkeit des Apostels? Ich sollte meinen, ent-

schieden die letztere. Jener Einwand gegen litterarische Missionsthätigkeit, daß sie dem Geiste des Neuen Testaments nicht entspreche, ist also durch den Einfluß des Neuen Testaments selbst als einer schriftlichen Darstellung des Christentums widerlegt.

Der Einfluß der Apologeten.

Man hört oft gegen litterarische Missionsthätigkeit und namentlich gegen die Bemühungen einzelner Missionare, durch gediegene Schriften die höheren Gesellschaftsklassen in China zu erreichen, den Einwand, daß das Evangelium vor allem den Armen gepredigt werden solle, und daß Paulus schon sage, daß nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen seien (1. Kor. 1, 26). Wir bestreiten nicht jenes „vor allem den Armen", nur möchten wir die höheren Klassen in China nicht ganz vernachlässigt sehen. Jene Worte des Paulus und die Geschichte des Urchristentums lehren nach unserer Ansicht überhaupt nicht mehr, als daß in dem Anfangsstadium der Missionsthätigkeit vor allem die unteren Klassen als am ehesten empfänglich berücksichtigt werden sollen, sie schließen aber nicht aus, daß nach einem gewissen Zeitraum von Massenpredigt gerade die höheren Klassen eines Volkes die wichtigsten Missionsobjekte werden. So ist es gewesen bei der Ausbreitung des Evangeliums im römischen Weltreich. In dieser Hinsicht ist die Thätigkeit und der Einfluß der ersten Apologeten von hoher Bedeutung für eine weise Missionsmethode. Abt Uhlhorn giebt darüber in seinem vortrefflichen Buche: „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" lehrreiche Winke. In dem Kapitel: „Der wachsende Einfluß des Christentums" S. 241 ff. schildert er die Thätigkeit jener hochgebildeten Männer. Er konstatiert, daß vor dem Wirken der Apologeten die Zahl der Christen eine verhältnismäßig noch geringe war. Die litterarische Thätigkeit der Apologeten bedeutet einen epochemachenden Wendepunkt in der Geschichte der Ausbreitung des Evangeliums. Uhlhorn sagt: „Der Kampf mit dem Heidentum wird jetzt auch in der Litteratur begonnen". — „Hatte das Christentum sich bis dahin mehr in der Stille ausgebreitet, hatten seine Anhänger, ein stummes, nur in den Winkeln geschwätziges Volk, wie die Heiden spotteten, die Verteidigung nur schweigend und duldend geführt, jetzt traten in klassischer Wissenschaft geschulte, der Sprache mächtige Männer auch in Schriften dafür auf". . . . „Die nächste Aufgabe der Apologeten war, die Vorwürfe zu widerlegen, welche dem Christentum gemacht wurden". . . . „Dann galt es, überhaupt die Vorurteile zu beseitigen, welche die Heiden gegen den neuen Glauben hegten. Dieses konnte nur dadurch geschehen, daß man die Heiden mit dem neuen Glauben bekannt machte, denn aus Unkenntnis gingen die Vorurteile ja meist hervor. Deshalb legen die Apologeten offen dar, welches die Lehren und Grundsätze, die Sitten und Bräuche, welches das ganze sittliche Verhalten der Christen ist. . . . Dann aber gehen sie auch zum Angriff über. Die Apologie wird zur Polemik. Die Thorheit des Götzendienstes, die Sittenlosigkeit der Götter, . . . die Frucht, die davon im Leben der Heiden sich zeigt, das selbst ein Pfuhl von Unsittlichkeit ist, das alles wird den Heiden offen und scharf vorgehalten. Aber dabei allein bleiben die Apologeten doch nicht stehen. Sie kennen nicht bloß

die vom Christentum abgewandte, sie kennen die dem Christentum zugewandte Seite des Heidentums. Nicht die Kluft zwischen Christentum und Heidentum möglichst weit und klaffend zu machen, ist ihr Streben, sondern das Christentum dem Heidentum möglichst nahe zu bringen. Deshalb suchen sie nach Ahnungen des Christentums im Heidentum, nach Ähnlichkeiten zwischen den Lehren der Weltweisen und denen des Christentums, nach Typen und Weissagungen auf dieses mitten in der Heidenwelt". (Uhlhorn S. 244.) „Noch bestimmter sieht der Brief an den Diognet in der Zeit des Heidentums eine Vorbereitungszeit auf das Christentum. Indem er die Frage beantwortet, die von den Heiden oft aufgeworfen wurde, weshalb denn Gott seinen Sohn so spät gesendet habe, führt er aus, daß die Welt erst für diese Sendung reif werden mußte". . . . „Im ganzen und großen klingt durch die ganze Apologetik der Zeit ein Ton gewinnender Liebe hindurch, der seinen schönsten Ausdruck in dem oft erwähnten herrlichen Brief an den Diognet findet. Die Apologeten wollen nicht abstoßen, sondern heranziehen und benutzen dazu jeden Anknüpfungspunkt, den sie im Heidentum, den sie in der Seele der Heiden finden können. Galt den Heiden das Christentum als etwas aller Humanität Widerstrebendes (NB. jetzt gerade so in China), sie zeigen, daß es das eigentlich wahrhaft menschliche ist; denn wie Tertullian es etwas später so schön ausgesprochen hat, „die menschliche Seele ist von Natur eine Christin". (Uhlhorn S. 245.) Bedeutsame Lehren fürwahr sind in diesen historischen Sätzen für unsere moderne Missionsarbeit enthalten.

Und was war der Erfolg? Uhlhorn bemerkt: „Eine direkte Spur davon findet sich nirgend"[1]) (NB. auch bei moderner litterarischer Missionsthätigkeit darf man nicht viele statistische Angaben über direkte Bekehrungen durch Schriften erwarten; Gott allein sieht diese Erfolge), doch er fährt fort: „Aber das ist klar, ignorieren ließ sich eine Religion, die so auf den Kampfplatz trat, nicht mehr. Mit dem Ignorieren ist es jetzt auch für immer vorbei! Hatten noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die gebildeten Heiden es für unter ihrer Würde gehalten, sich um den barbarischen Aberglauben zu kümmern, jetzt ist das anders. In Rom disputiert der Philosoph Crescenz mit Justin über den christlichen Glauben. . . Der Rhetor Fronto, der Lehrer des Kaisers Marc Aurel, einer der gefeiertsten Männer der Zeit, den Zeitgenossen der unübertroffene, mit Cicero um den Vorrang streitende Meister der Beredsamkeit, hält es für nötig, seine Kunst zu einem Angriff auf das Christentum zu verwenden. Es ist die erste heidnische Gegenschrift, von der wir hören, die aber bald durch die viel umfassendere, auf wirklichem Studium des Christentums ruhende Schrift des Celsus in Schatten gestellt wird. Lucian, der vielgelesene Spötter, spottet auch über das Christentum, und selbst der Kaiser kann nicht umhin, es gelegentlich in seinen Monologen zu erwähnen. Sind die Urteile auch alle ungünstig, zum Teil stark gehässig, davon geben sie doch Zeugnis, daß das Christentum anfängt, eine spürbare Macht zu werden in dem geistigen Leben der Zeit". (Uhlhorn S. 246.)

Wenn wir doch auch in China erst einmal sagen könnten: „Mit dem Ignorieren ist es jetzt für immer vorbei". Das ist gerade das

[1]) Die spationierten Stellen rühren von mir her. P. K.

Gräßliche, daß vorläufig die Gelehrten im Lande die geiſtige Größe des Chriſtentums ignorieren, oder wenigſtens zu ignorieren vorgeben, daß nur ſehr ſelten chineſiſche Gelehrte das Chriſtentum wirklich ſtudieren, daß wir alſo das eigentliche Herz der Nation noch nicht getroffen haben. Es iſt meine Überzeugung, daß gerade wie in der alten Kirche, ſo auch in China weſentlich litterariſche Miſſionsthätigkeit dazu beitragen wird, um dieſem Ignorieren für immer ein Ende zu machen. Beſſer Kampf, Geiſterkampf auf Leben und Tod als dieſes Schweigen!! Enthält alſo nicht die Thätigkeit und der Erfolg der erſten Apologeten eine deutliche Mahnung an die Miſſionsgemeinde der Gegenwart, die litterariſche Miſſionsthätigkeit nicht zu vernachläſſigen oder als ein Stiefkind zu behandeln?

Der Einfluß von Litteratur in der weiteren Entwicklung der Kirche.

Dasſelbe gilt von allen weiteren wichtigen Epochen der Kirchengeſchichte. Man kann mit Recht behaupten, daß alle bedeutenden Männer der Kirchengeſchichte auf ihre Zeitgenoſſen und beſonders auf die Nachwelt faſt ausnahmslos mehr durch ihre Schriften als durch ihr mündliches Wort eingewirkt haben. Ich weiſe nur hin auf den Einfluß, den Männer wie Origines und Auguſtin, Anſelm und Abälard, Petrus Lombardus und Thomas Aquinas, Meiſter Eckart, Tauler, Thomas a Kempis, Hus und Wiclif, Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin, Johann Arndt und Jakob Böhme, Spener und Francke, Zinzendorf und Wesley, Kant und Schleiermacher ꝛc. durch ihre Schriften auf Generationen und Jahrhunderte ausgeübt haben. Und iſt nicht ſeit Erfindung und durch immer ſteigende Verbeſſerung der Buchdruckerkunſt der Einfluß chriſtlicher Litteratur auf die Völker Europas ſtetig im Wachſen begriffen? Nehmt doch weg aus unſerem eigenen deutſchen Volksleben den geſegneten Einfluß aller chriſtlichen Schriften, die Arbeit der Bibel- und Traktatgeſellſchaften, die Sonntagsblätter und chriſtlichen Zeitungen, die Geſangbücher und Gebetbücher, die Tauſende von gelehrten und populären Bibelerklärungen, die Millionen von gedruckten Predigten, nehmt ſie weg und laßt nur übrig den Einfluß von Perſon zu Perſon, von des Predigers Mund zu des Hörers Ohr, und noch mehr, nehmt ſie weg, aber überlaßt gleichzeitig dieſe furchtbare Waffe der Preſſe dem mächtig anſtrömenden widerchriſtlichen Zeitgeiſte, — dann werdet ihr verſtehen, was eine chriſtliche Miſſionsthätigkeit unter einem litterariſch aufs höchſte intereſſierten Volke, wie dem der Chineſen, ohne die Hilfe einer gediegenen chriſtlichen Litteratur wäre, und wie unangebracht die Klage einiger Freunde iſt, daß unſer Verein in China wohl bis auf weiteres noch mit litterariſcher Thätigkeit ſich werde „begnügen" müſſen. Möchte nur Gott geben, daß wir noch ein Dutzend Männer wie Dr. Faber, Dr. Allen, Dr. Fryer, Dr. Martin und Mr. Richard für litterariſche Miſſionsarbeit in China hätten! Wenn irgend etwas außer den donnernden Schickſalsſchlägen Gottes, ſo könnten deren Werke das Herz der Nation erreichen. Ich beklage nicht den Mangel an guten Gelegenheiten, ich beklage die eigene Unfähigkeit, ſie beſſer ausnützen zu können. Es iſt eine Arbeit, die einen Engel verlocken könnte, vom Himmel zur Erde zu kommen,

eine Arbeit, die ungeheuer schwer und aufreibend, aber zugleich ungeheuer aussichtsreich ist, und wenn ich vielleicht nicht fähig sein werde, selbst viel gute Bücher zu schreiben, so kann ich wenigstens helfen, die guten, die da sind, im Land zu verbreiten.

China für litterarische Missionsthätigkeit besonders geeignet.

Dazu kommt, daß China ein für litterarische Missionsthätigkeit besonders geeignetes Land ist, ganz anders z. B. wie Afrika. Warum? Weil das ganze nationale Leben Chinas sich um seine Litteratur bewegt und das höchste Streben aller Chinesen dahin geht, sich litterarische Ehren zu erwerben. 400 Millionen Chinesen, mehr Menschen als alle Einwohner Europas zusammengenommen, sind hier durch eine Schriftsprache mit einander verbunden, und während es zahlreiche verschiedene Dialekte giebt (Kantonesisch, Hakkadialekt, Futschaudialekt, Ningpo-, Shanghai-, Sutschau-Dialekt, Kuanhoa), die sich nicht, oder nur sehr schwer untereinander verstehen, sind dagegen die überall gleichen Charaktere der Schriftsprache das große Einheitsband und der seit beinahe drei Jahrtausenden bewährte Gedankenträger der Nation. Während also z. B. Dr. Faber zur Zeit, als er in Kanton lebte und kantonesisch redete, sich mündlich in keiner andern der vielen Provinzen Chinas hätte verständigen können, sind die Schriften, die er damals in chinesischem Wenli (Buchstil) verfaßte, ohne weitere Veränderung geeignet, durch das ganze Land zu gehen, und werden jetzt wirklich in den entferntesten Gegenden des Reichs gelesen, in Peking der Hauptstadt, im äußersten Norden der Mandschurei, im Centrum Chinas in Shanghai und Hankau, im äußersten Westen in Sz-tschuan, in den südlichen Provinzen und selbst in Korea und in den chinesischen Kolonien jenseits des Meeres. Wie kann ein Mensch so durch die Presse seine Kraft verzehnfachen, ja millionenmal verstärken! Der verstorbene Dr. Williamson, der Begründer der Diffusion Society (Gesellschaft zur Verbreitung christlicher und allgemeiner Kenntnisse unter den Chinesen) sagt einmal: The truth is that we cannot reach China as a whole but by the Press, d. h. die Wahrheit ist, daß wir China als ein Ganzes nur durch die Presse erreichen können. Vor nicht langer Zeit hat Dr. Bretschneider in Petersburg eine vorzügliche Karte Chinas veröffentlicht. Wenn ich diese Karte mit den vielen, vielen Städten manchmal studiere und mir dabei vorstelle, wie in all diesen Städten die bezopften Menschen wimmeln, Menschen, von denen ich die meisten nie von Angesicht zu Angesicht sehen kann, so ist es mir oft ein ermutigender Gedanke, daß wir sie alle doch mit unserer christlichen Litteratur von Shanghai aus erreichen können. Dies gilt nicht nur im geographischen Sinne; Bücher und Zeitschriften finden auch dahin ihren Weg, wo die Stimme des Predigers aus sozialen Standesrücksichten nie hinkommen könnte, in die Paläste der höhergestellten Beamten und den Kreis ihrer Familien. Ja, die einzige Art, wie man diesen einflußreichsten Personen beikommen kann, ist durch litterarische Arbeit. — Dazu kommt, daß ein gediegenes Buch auf jeden einigermaßen gebildeten Chinesen mehr Eindruck macht als viele Worte. Beredsamkeit ist von den besseren Kreisen der Chinesen bisher nur wenig gepflegt und in ihrem Werte wenig geschätzt. Märchenerzähler auf der Straße, Taschenspielkünstler und Schauspieler führen eine beredte Zunge, aber der wahr-

haft Gebildete drückt wichtige Dinge lieber schriftlich in charaktervollem Buchstil aus. China has been a literary country for several thousand years and she can only be elevated by literature, d. h. China ist seit mehreren tausend Jahren ein Land der Litteratur gewesen und kann nur durch Litteratur auf eine höhere Stufe gehoben werden, sagt Dr. Kung, ein höherer chinesischer Beamter in Shanghai in einem Brief an den früheren Lehrer des Kaisers mit Bezug auf ein neueres Werk Dr. Allens. Die bisherige Entwicklung des chinesischen Geisteslebens macht es unzweifelhaft, daß die Entscheidungsschlachten zwischen dem alten heidnisch-chinesischen und dem modernen christlichen Geiste auf litterarischem Gebiete müssen ausgefochten werden.

Was für Bücher sind nötig?

Was für Bücher sind denn nun aber nötig, um die Chinesen immer mehr in diesen Geisteskampf hineinzuziehen und zugleich diesen Kampf zu gunsten des christlichen Geistes zu entscheiden? Dr. Williamson in seinem vorzüglichen Aufsatz über diesen Gegenstand, gehalten auf der Missionskonferenz zu Shanghai 1890, sagt: Der ganze Kreis der westlichen Litteratur oder die ganze westliche Litteratur ist nötig. Gewiß eine umfassende Antwort! Ich würde lieber sagen non multa, sed multum, nicht zu vielerlei, aber doch eine gute Anzahl von Werken, in denen die Überlegenheit des christlichen über den altchinesischen Geist einen gediegenen Ausdruck findet. Sehr richtig bemerkt Williamson: „Nicht Übersetzungen, sondern Original-Kompositionen sind nötig. Jedes Land hat seine Eigentümlichkeiten; Bücher, die für das eine Volk passen, passen nicht oft für ein anderes, weder im Stil noch in der Anordnung des Stoffs. Dies ist besonders so in China. Wer also mit Erfolg westliche Kenntnisse an China übermitteln will, muß sie durch seinen eigenen Geist gehen lassen und sie der Eigentümlichkeit des Volks entsprechend darstellen. Dies vermehrt die Arbeit". Diesen Grundsatz hat Dr. Faber stets befolgt; er hat nie einfach Zeile für Zeile übersetzt, sondern erst den Stoff selbst ordentlich bemeistert und dann ihn von seinen chinesischen Sekretären gründlich durcharbeiten lassen. Dabei hat er oft ihre Arbeiten drei-, vier-, ja wohl zehnmal korrigieren müssen. Das Resultat ist dann, daß in einem solchen Buch der christliche Geist bereits gründlich den chinesischen Geist durchdrungen hat und so der Sieg in dem Buche bereits entschieden ist. Es würde zu weit führen, alle Gegenstände aufzuzählen, über die eine gründliche Abhandlung in chinesischer Sprache erwünscht wäre; wir haben auch schon eine große Anzahl gediegener Bücher in Chinesisch, und fortwährend erscheinen neue Bücher auf dem Markte. Es ist besonders der Standpunkt der Diffusion Society, welcher ich seit 1½ Jahren ziemlich viel Zeit gewidmet habe, daß wir nicht nur Bibeln und Traktate, welche direkt auf die Bekehrung des Lesers abzielen, bedürfen (obwohl sie sicherlich sehr nötig sind), sondern daß wir auch allgemeinere Gegenstände von einem christlichen Standpunkt beleuchten und auch die sozialen und nationalen Interessen Chinas berücksichtigen wollen. Wir wollen Anknüpfungspunkte suchen, welche für die Chinesen ein wirklich lebendiges Interesse haben, z. B. der Krieg mit Japan, die Armut des niederen Volks und selbst der meisten Gelehrten, die Sehnsucht nach Reform, nach einer besseren Erziehung, Einführung der Eisenbahn u. s. w., und wir sind überzeugt, daß jeder Fort-

schritt auf irgend einem sozialen Gebiet das Herz dieser konservativsten aller Nationen auch mehr dem Einfluß des Christentums öffnen wird, und daß es andererseits nach dem Grundsatz Jakob. 2,15. 16 auch direkt eine pflichtmäßige Bethätigung der christlichen Liebe ist, ein geistiges Scherflein beizutragen, um dem sozialen und nationalen Elend der Chinesen, das sie gegenwärtig am meisten drückt, abzuhelfen. Wessen Herz kann unbewegt bleiben, wenn er jährlich von Hungersnöten in irgend einer Provinz Chinas hört, wenn er das elende Leben der großen Massen der Bevölkerung in ihren erbärmlichen Hütten im Innern des Landes sieht, wenn er die Hilflosigkeit dieses einst so großen und mächtigen Volks im Kreise der modernen Großmächte bedenkt? Da ist es gewiß keine Verschwendung christlicher Streitkräfte, wenn zwei oder drei weitherzige Missionare, wie Dr. Allen und Rev. Richard, sich anstrengen, den Leitern des chinesischen Volkslebens durch litterarische Arbeiten die Augen zu öffnen über die nationalökonomischen Gesetze, welche den Fortschritt der Nationen regieren, gleichzeitig immer darauf hinweisend, daß alle rein intellektuelle und materielle Kultur nicht ausreicht, um ein Volk groß und glücklich zu machen, sondern daß dazu kommen muß die moralische Pflege des Charakters, welche wiederum nur wahrhaft gedeihen kann, wenn sie ihre Motive und ihre tägliche Kraft empfängt von der religiösen Wurzel des Christentums. Wir müssen auf alle mögliche Weise versuchen, die Aufmerksamkeit der Chinesen auf die rettenden Kräfte des Christentums hinzuweisen. Schöne moralische Phrasen haben sie genug, aber keine Kraft sie auszuführen. Da kann nur eine individuelle und nationale Wiedergeburt durch das Christentum helfen.

Die Verbreitung der Bücher.

Mit dem Schreiben der Bücher ist es nicht genug, sie müssen vor allem auch verbreitet werden. Das kostet Geld, viel Geld. Ist es nicht ein Jammer, denkt mancher, daß die idealsten Bestrebungen oft durch den Mangel an Geld gehindert werden? Andererseits ist es nicht auch schön, daß wir das Geld, „den ungerechten Mammon", so bequem in Bücher umsetzen und damit Tausenden zum Segen werden können? — Die beste und weiseste Methode, christliche Litteratur in China zu verbreiten, ist jedenfalls die, welche sich auch mehr und mehr Bahn bricht, nämlich die Bücher zu *verkaufen* und die Chinesen mindestens den vollen Preis der Druckkosten bezahlen zu lassen. Diesen Grundsatz befolgen wir seit einigen Jahren namentlich in der Diffusion Society. Wir chargieren für den Einzelverkauf das Doppelte der Druckkosten, gewähren aber bei Bezügen von fünf Dollars und darüber 30% Rabatt, um die Leute zu größeren Einkäufen zu ermutigen, und wir verwenden den Rest der Mehreinnahme zur Deckung der mit dem Verkauf verknüpften Unkosten und zum Druck neuer Bücher. Nur auf diese Art kann eine solche Gesellschaft hoffen, allmählich von Beiträgen der Heimat unabhängiger zu werden. Die immer steigende Cirkulation der Bücher darf nicht einen fortwährend größeren Verlust der Gesellschaft bedeuten, wie es der Fall wäre, wenn als Regel (Ausnahmen sind natürlich oft zweckmäßig) *unter* Kostenpreis verkauft würde, sie muß vielmehr einen Gewinn abgeben, der es möglich macht, neue Werke zu drucken. Auf diese Art hat die Diffusion Society im vorigen Jahre über 6000 Dollars Bücher ver-

kauft. Um den Absatz der Bücher zu erhöhen, sind fortwährende Annoncen in wichtigen chinesischen Zeitungen und auch in englischen Missionsblättern nötig, auch ausführliche Besprechungen und Empfehlungen der Bücher in leitenden Blättern, was natürlich alles Geld kostet. Die Missionare im Innern leisten uns eine schätzenswerte Hilfe beim Verkaufe der Bücher, indem einer etwa 100 Exemplare mehrerer Werke übernimmt und sie an seinem Wohnort zu verkaufen sucht. Mehr und mehr stellt sich aber das Bedürfnis heraus, an größeren Orten Chinas feste Niederlagen unserer Bücher zu eröffnen. So hoffen wir im Laufe dieses Jahres eine Niederlage in Mukden in der Mandschurei, in Tientsin, in Hankau und vielleicht auch in Tschungking zu eröffnen. Damit sind viele Schwierigkeiten verbunden, da chinesische Agenten ohne Aufsicht eines Fremden unzuverlässig sind, und man andererseits von einem schon sonst mit Arbeit überhäuften Missionar im Innern nicht erwarten kann, daß er viel Zeit auf solche rein geschäftliche Dinge verwendet. Andere Gesellschaften, z. B. Bibel- und Traktatgesellschaften haben außerdem chinesische Kolporteure im Dienst, die beständig im Lande umherreisen und deren Gehalt von einem Procentsatz der verkauften Bücher bestritten wird. Die größte Schwierigkeit ist die, daß die Chinesen noch immer wenig geneigt sind, die Bücher der Fremden zu kaufen; welchen großartigen Absatz müßten unsere Bücher sonst unter diesem bücherliebenden Volke finden! Die Chinesen sind noch zu stolz auf die Weisheit ihrer alten Klassiker und haben den Wert christlicher Civilisation noch nicht begriffen. Die wenigen Christen aber, welche da sind, sind meistens zu arm, um Bücher kaufen zu können. Darum ist es nötig, daß wir soviel als nur irgend möglich auch gratis unsere Bücher unter die Leute bringen. Das Verschenken mehrerer Exemplare eines Buches ist die beste Annonce und reizt andere, das Buch sich durch Kauf zu erwerben. Auch bei solcher freien Verbreitung von Büchern sind viele Missionare im Innern gern behilflich. Gelegenheiten giebt es ja genug in China, Bücher loszuwerden, besonders auf Reisen; unsere Hauptsorge muß sein, die rechten Bücher an die rechten Leute zu bringen, sodaß die Bücher auch wirklich studiert und geschätzt werden. Das habe ich bei Verteilung es Markuskommentars angestrebt, und es ist mir, glaube ich, mit Hilfe vieler Missionare gelungen.

Die Staatsexamina.

Eine besonders günstige Gelegenheit zur Verbreitung von Büchern sind die chinesischen Staatsexamina, wo die Gelehrten des Landes zusammenströmen. Es giebt drei Hauptgrade für Gelehrte in China: 1. Den Grad der Siu Tsai, 2. den der Kü Ren, 3. den der Tsin S' (der letztere Grad oft ungenau allgemein als Hanlin bezeichnet, cf. dagegen Etienne, Examens Littéraires en Chine, S. 200 Anm. 1 u. S. 208, Anm. 1). Zur Erlangung eines jeden der drei aufsteigenden Grade ist das Absolvieren mehrerer Vorexamina nötig. Das Hauptexamen für den Siu Tsai-Grad findet in jeder Präfekturstadt jeder Provinz innerhalb von 3 Jahren zweimal statt; das für den Kü Ren-Grad in jeder Provinzialhauptstadt alle drei Jahre einmal im 8. chinesischen Monat (unser September), und das für den Tsin S' alle drei Jahre einmal im 4. Monat in Peking. Das Examen für den Kü Ren-Grad, welches alle drei Jahre einmal im 8. Monat in

jeder Provinzialhauptstadt gleichzeitig im ganzen Reiche abgehalten wird, ist das für die Verbreitung christlicher Litteratur wichtigste, weil dabei die größte Anzahl von Gelehrten zusammenkommt. Etienne giebt in seinem vorzüglichen französischen Buch über die Examina S. 123 an, daß bei diesem Examen sich in Nanking 10 000 bis 14 000 Gelehrte für die Provinz Kiangsu und 8 bis 10 000 für die Provinz An Wei versammeln, zusammen in Nanking 24 000 (von denen nach S. 118 nur 142 den erwünschten Grad erlangen); in Kanton 20 000 Gelehrte (von denen 86 promoviert werden); in Tschentufu in Sztschuan 18 bis 20 000 (von denen 80 promoviert werden); in Kaifongfu in Honan 14 bis 16 000 (von denen 79 promoviert werden); in Peking 14 bis 15 000 (von denen 280 promoviert werden); in Hangtschau in Tschekiang 13 000 (von denen 104 promoviert werden); in Tsinanfu in Schantung 12 bis 13 000 (von denen 71 promoviert werden); in Wutschang in Hupeh 11 bis 12 000 (von denen 57 promoviert werden); in Futschau in Fukien 10 000 (von denen 100 promoviert werden); in Taiyüenfu in Schansi 7000 (von denen 70 promoviert werden); in Kueiyang in Kueitschau 4000 (von denen 50 promoviert werden).

Soweit gehen die zuverlässigen Angaben des Père Etienne; es fehlen in seiner Liste noch die Provinzen Kiangsi, Hunan, Schensi, Kansu, Kuangsi, Yünnan, wo nach einer anderen Liste Etienne's noch 365 Gelehrte zu Kü Ren promoviert werden und sich also wenigstens noch 50 000 Bewerber einfinden, sodaß man sagen kann: Es kommen in den verschiedenen Provinzialhauptstädten alle drei Jahre wenigstens 200 000 Gelehrte (d. h. solche, die bereits Siu Tsai sind) zusammen, um sich um den Kü Ren-Grad zu bewerben, und davon werden im ganzen alle drei Jahre nach vom Kaiser fixierter Norm nur etwa 1500 Gelehrte (genau 1484 nach Etienne S. 118) zu Kü Ren befördert. Das ist nicht Traum, auch nicht Märchen, das ist Wirklichkeit! Welche großartige Gelegenheit, christliche Litteratur zu verbreiten!! An vielen Orten haben die Missionare diese Gelegenheit auch treulich ausgenutzt. Freilich drängt man den vom „Examenfieber" aufgeregten Kandidaten die Bücher nicht vor dem Examen auf, wo ihr ganzes Interesse sich auf das Examen und auf die Themata richtet, die sie erst in den Examenshallen erfahren; aber wenn das Examen zu Ende ist und die Thüren der Examenshallen sich öffnen, um die Kandidaten partienweise herauszulassen, dann stehen die Missionare mit ihren Gehilfen und eingebornen Christen bereit, um den Herauskommenden längst vorbereitete Packetchen mit allerlei Büchern und Glückwünschen zu überreichen. Auch in den Herbergen und Theehäusern der Stadt und bei den Booten findet sich Gelegenheit genug, die Bücher an den Mann zu bringen, und wenn dann die zumeist „durchgefallenen" Kandidaten etwas, obwohl nicht zu sehr enttäuscht, die Heimreise antreten, dann lesen sie gern auf der Reise diese Bücher der Fremden und nehmen sie heim in ihre Marktplätze und Dörfer. — Wie es bei einer solchen Bücherverteilung hergeht, darüber findet sich im Chinese Recorder 1894 (S. 598 ff.) eine vortreffliche Schilderung; sie ist zu lang, um sie hier wiederzugeben. Der Schauplatz war Tschentufu im fernen Sztschuan. Am Sonnabend, den 14. September 1894, morgens 6 Uhr, verteilten dort 7 Missionare und eine große Anzahl chinesischer Gehilfen 12 000 Päckchen mit Büchern an die heraus-

kommenden Gelehrten; leider waren der Bücher zu wenige, denn die Kandidaten, sagt der Verfasser des Artikels, betrugen 17,000. Mit sehr wenigen Ausnahmen wurden die Bücher mit Dank angenommen. Zum Schluß sagt der Verfasser jener Schilderung folgendes: „Jeder Winkel der Provinz hatte hier seinen Repräsentanten. Angenommen 10,000 erhielten ein Packet Bücher; in 10,000 Familien kommt so ein Teil des göttlichen Wortes. Diese Familien sind einflußreich; ein Sohn, welcher Siu Tsai und berechtigt ist, sich um den Kü Ren-Grad zu bewerben, macht nicht nur seiner Familie, sondern der Stadt oder dem Ort, wo er lebt, große Ehre. Bücher, welche bei einer so wichtigen Gelegenheit und unter so aufregenden Umständen empfangen sind, werden sicher gelesen werden; sie werden von Hand zu Hand herumgehen unter Freunden und Nachbarn. Die Geschichte vom Kreuz wird von vielen zum ersten Mal vernommen werden. Der Same wird ausgestreut werden, und wer dürfte die Zahl derer eingrenzen, welche selbst mit diesem schwachen Lichte eingehen werden in das Königreich Gottes?" Eine andere Notiz über Bücherverteilung bei den Examina in Nanking in demselben Jahre findet sich im Chinese Recorder 1894 S. 511. Manchmal finden auch außerordentliche Examina statt, durch die besondere Huld des Kaisers verordnet, so im Jahre 1893 zur Feier des 60. Geburtstags der Kaiserin-Witwe. Rev. Richard berichtet, daß die Diffusion Society bei den Examina 1893 60,000 Traktate und Büchlein verbreitet habe, und 1894 20,000 Broschüren, 3000 Exemplare einer Monatsschrift und andere Schriften, zusammen in 1894 260,000 Seiten. In dem Jahresbericht dieser Gesellschaft für 1894 schätzt Richard die Zahl der Gelehrten, welche sich zu den Staatsexamina stellen (einschließlich derer, die sich um den Siu Tsai-Grad bewerben) auf mindestens 600,000 (die anderen, die nicht mehr zu den Examina gehen, sind also nicht eingerechnet) und sagt: „Indem wir diese erreichen, erreichen wir in Wirklichkeit die 350 Millionen von China; wenn wir den Geist dieser beeinflussen, so haben wir praktisch wenigstens drei Viertel des Restes beeinflußt, denn die Massen in China blicken mit besonderer Verehrung auf zu den Gelehrten als zu den einzigen, die etwas wissen. Die Arbeit unserer Gesellschaft, indem sie Vorurteile von dem Geist der natürlichen Leiter des Volkes entfernt, öffnet neue und ungeheure Felder von Nutzbarkeit für andere Gesellschaften unter den Massen, und alle Klassen werden so berührt. Wie wichtig es ist, die Führer zu beeinflussen, wird deutlich sein, wenn wir bedenken, nicht nur daß die Bekehrung und Erhebung von Nord-Europa eintrat, nachdem zuerst die Führer Karl der Große, Alfred der Große, Wladimir der Große und andere Regierende beeinflußt waren, und daß das dauernde Werk moderner Missionen im stillen Ozean, in Madagaskar, in Süd-Afrika und an anderen Orten auch hauptsächlich durch die Führer geschehen ist, — sondern auch, wenn wir bedenken, daß das Hinschwinden des Christentums in Kleinasien, Ägypten und Nord-Afrika dem Abfall der Führer zum Mohammedanismus folgte."

Im nächsten September werden wieder solche Examina für den Kü Ren-Grad in allen Provinzialhauptstädten abgehalten, und auch die Diffusion Society wird wieder eine große Anzahl kleiner Büchlein mit angeheftetem Katalog verbreiten. Die Eile, mit welcher bei dieser Gelegenheit die Bücher an die Gelehrten abgegeben werden müssen, wenn sie aus den Examinationshallen kommen, macht es unmöglich, in dieser Situation an Verkaufen zu

denken; die Bücher müssen einfach geschenkt werden. Rev. Richard bemüht sich jetzt, in England christliche Freunde zu bewegen, jeder oder mehrere zusammen 20 Pfd. (400 M.) jährlich für Bücherverbreitung an je einer Centralstation für die Siu Tsai- und Kü Ren-Examina beizutragen. Mehrere haben sich schon bereit erklärt. Im letzten Jahr erhielten wir von Schottland (von der Christian Literature Society for China) 300 Pfd. (=6000 M.) für Schriftenverbreitung in China. Die Britische Bibelgesellschaft und verschiedene von England und Amerika unterstützte Traktatgesellschaften sind auch eifrig an der Arbeit. Möchte Deutschland diesem Beispiel folgen[1])! Wie ich schon sagte, es giebt ja außer den Examina auch unzählige Gelegenheiten zur Bücherverbreitung; namentlich ist es unsere Aufgabe, die chinesischen Christen mit guten Büchern zu versorgen. Es giebt kein Land der Erde, in welchem sich für die Verbreitung christlicher Schriften eine so großartige Aussicht eröffnet als hier in China. Wenn man an die Millionen unsterblicher Menschenseelen in China denkt, denen die Botschaft von der Erlösung durch Christus nahezubringen, ohne Zweifel die wichtigste Aufgabe der Kirche der Gegenwart ist, und wenn man dann auf die geringen Mittel blickt, die uns die Christen der Heimat zu diesem Zweck darreichen, so könnte man wohl manchmal verzagt ausrufen: Was ist das unter so viele? Möge der Herr, von dem die Evangelien erzählen, daß er einst mit fünf Broten fünftausend Menschen sättigte, auch das Wenige, was wir für China thun können, so segnen, daß es doch viel Frucht trägt. An Seinem Segen ist ja alles gelegen. Das Mittel aber, diesen Segen auf

---

[1]) Die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese empfing im Jahre 1896:

von der Chinese Literature Society of Glasgow . .	£ 200 =	Doll. 1762,55
von den Ladies auxialiary branch of Glasgow . .	£ 100 =	Doll. 912,58
von der American Tract Society		Doll. 183,—
		Summa Doll. 2858,13

The Central China Religious Tract Society (Hankow) empfing 1896:

von der Religious Tract Society of London	Taels 2582,39
von der Upper Canada Religious Tract Society	Taels 666,05
von der New-York Religious Tract Society	Taels 325,97
Summa	Taels 3574,41
=	Doll. 4830.

The Chinese Tract Society of Shanghai empfing 1896:

von der American Tract Society (New-York)	Doll. 919,85

The North China Religious Tract Society empfing 1895 (letzter zugänglicher Bericht):

von der Religious Tract Society of London	Doll. 2143,62
von der American Tract Society	Doll. 882,83
Summa	Doll. 3026,45

Das macht zusammen 11 634 Dollars; sagen wir, da die Beiträge jährlich wachsen, rund 12 000 Dollars, die England und Amerika zur Verbreitung von christlichen Traktaten jährlich nach China schicken. Es werden keine Gehälter gezahlt.

Außerdem haben für Bibelverbreitung (Gehälter der Agenten sind hier mit eingerechnet) 1896 für China ausgegeben:

The British & Foreign Bible Society	Doll. 60 000
The American Bible Society	Doll. 59 427
The National Bible Society of Scotland	Doll. 35 000

(ein Dollar = 2 Mark 10 Pfg.)

Summa der Ausgaben der englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften für China pro Jahr rund Doll. 155 000!! What may we expect from Germany?

unſer Miſſionswerk herabzuziehen, iſt das Gebet. Die Einpflanzung des Chriſtentums in chineſiſche Herzen iſt eine durchaus übermenſchliche und übernatürliche Angelegenheit. Da gilt das Naturgeſetz in der Geiſterwelt: Je mehr Gebet, deſto mehr Segen, und je ernſtlicher die Chriſten der Heimat für China beten, deſto herrlicher und hoffnungsreicher ſind auch die Ausſichten für alle litterariſche Miſſionsarbeit in China. Darum „liebe Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und geprieſen werde, wie bei euch."

Japaniſches.

Von Pfarrer Dr. O. Hering in Oberroßla.

XXXV. Die Lage auf dem Miſſionsfelde.

Die von dem Rev. Loomis in Yokohama veröffentlichte Statiſtik über die Miſſionsarbeit in Japan im Jahre 1896, die wiederum in den meiſten Kolumnen einen Rückgang gegenüber dem Vorjahre aufweiſt, iſt von Miſſionar Schiller im vorigen Hefte unſerer Zeitſchrift zutreffend beſprochen worden[1]). Heute liegen uns noch eine Reihe anderer Urteile vom japaniſchen Miſſionsfelde über die Lage und die Ausſichten für die Zukunft vor. Sie verkennen nicht die Schwierigkeiten der Lage, lauten aber gleichwohl nicht hoffnungslos, ſondern weiſen auf viele erfreuliche Anzeigen einer kommenden Beſſerung hin. Den Hauptanteil am Verluſt tragen die amerikaniſchen Kongregationaliſten (American Board Mission), die im Anſchluß an den Verluſt der Doſhiſha[2]) im vergangenen Jahre allein 1300 Gemeindeglieder oder 11,6% eingebüßt haben. Die Missionary Review bemerkt hierzu in ihrem Septemberheft: „Beſondere Urſachen haben dies Miſſionswerk, das lange Zeit das ausſichtsreichſte von allen war, beeinflußt, während die anderen Miſſionen günſtigſten Falls ihren Stand behauptet haben. Es iſt viel, daß ſie ihren Stand behauptet haben, und viel, daß in der Miſſion, die ſo ſchwer hat leiden müſſen, noch ſo viele feſtſtehen und dem Glauben treu bleiben. Im Geſamtergebnis ſtehen ſie an zweiter Stelle, in der Opferwilligkeit ſind ſie allen anderen voraus. Soweit wir wiſſen, iſt niemand entmutigt. In den Tagen des Erfolges haben viele, wie in der älteſten Kirche unter der Leitung der Apoſtel, ſich zum Glauben bekannt, die ſeine Kraft nicht kannten, und viele blühten eine Zeit lang, aber ſie hatten keine Wurzel und welkten dahin. Aber viele von ihnen halten aus und aus ihnen wird die Kirche kommen, die andauert. Das Werk behauptet nicht mehr ſeinen alten Platz in den Augen der Öffentlichkeit, aber es geht fort und wird das Land beſitzen. An vielen Orten zeigt ſich lebendiges Intereſſe und treue Arbeit bringt Früchte. Miſſionare und Bekehrte befinden ſich in größerer Harmonie, als in der Zeit vorher. Es giebt weniger Unruhe, weniger Fragen nach der neueſten Neuigkeit, und eine ruhigere,

---

[1]) Z. M. R. 1897, S. 157 ff.
[2]) Z. M. R. 1896, S. 150 ff., 1897, S. 22 f., S. 96.

nüchterne Auffassung der Arbeit, die gethan werden muß, greift Platz“ [1]). Dr. Atkinson, Missionar des American Board in Kobe, berichtet: „Die Prediger und Evangelisten auf dem Missionsgebiete arbeiten mit einem Eifer, wie ich ihn seit geraumer Zeit nicht habe beobachten können. Im ganzen Lande wendet sich das Verhalten gegenüber dem Christentum zum Besseren“ [2]). Der englische Bischof Dr. Awdry in Osaka spricht sich in einem Berichte an das Komitee der Church Missionary Society vom April 1897 dahin aus, daß die Fortschritte des Christentums, die in den letzten Jahren weniger ausgesprochen gewesen sind, als in der Zeit vorher, wieder merklicher werden. Einst, so sagt der Bischof, war das Christentum, wie alles Fremde, in Japan Modesache. Die Regierung erwog sogar den Gedanken, es zur Staatsreligion zu machen, ein Schritt, der für das Christentum große Gefahren in sich geschlossen hätte. Die verminderte Gunst, mit der das Christentum in der letzten Zeit betrachtet worden ist, und der damit zusammenhängende Abfall vieler, die nicht aus den rechten Beweggründen übergetreten waren, sei daher nur als erfreulich zu betrachten. Aber es sind Anzeichen vorhanden, daß die Flut wiederkehrt. Die Behörden erkennen die größere Vertrauenswürdigkeit der Christen an, und ein großer Teil von ihnen nimmt angesehene Stellungen ein. Unter den im vergangenen Jahre von ihm getauften 114 Japanern waren drei Richter, drei Bankiers, zwei oder drei Doktoren, ein Gefängnisvorsteher und mehrere Polizisten [3]). Ein amerikanischer Journalist, der Japan bereist hat, faßt im »North China Herald« vom 19. März 1897 die Hindernisse, die seines Erachtens der Ausbreitung des Christentums in Japan entgegenstehen, nicht unzutreffend in folgende Punkte zusammen:

1. Das japanische Nationalgefühl verleitet die Japaner zu der Meinung, daß sie ihren Weg allein gehen können, „ohne die Hilfe oder die Zustimmung einer anderen Nation“.

2. Die Japaner sind ein sehr bewegliches Volk. Es findet daher ein häufiger Wechsel des Wohnsitzes statt. Die Folge ist, daß Christen, die in Orte kommen, wo sie keinen Anschluß an christliche Gemeinschaften oder Prediger haben, zu ihrem früheren Glauben zurückkehren.

3. Sehr hinderlich ist der Umstand, daß sich die christlichen Missionare in Japan in ungefähr 30 Sekten scheiden, von denen jede behauptet, diejenige zu sein, der die heidnischen Japaner beitreten müßten.

4. Viele, die dem Christentum an sich nicht abgeneigt sind, sind in Zweifel, ob es rätlich und angebracht sei, die Sitten und Gebräuche, die das soziale Leben des japanischen Volkes seit Jahrhunderten charakterisiert haben, aufzugeben, besonders die japanische Auffassung der Ehe.

5. Die in Japan lebenden, Handel und Gewerbe treibenden Ausländer stehen dem Missionswerk mit vollständiger Gleichgiltigkeit gegenüber, mit einer Gleichgiltigkeit, die eigentlich Feindschaft genannt werden muß. Denn der Durchschnitts-Kaufmann im Orient (ganz besonders in Japan) blickt mit einer Art von Verachtung auf das Missionswerk.

6. Es ist fremden Gesellschaften unmöglich, Kirchen, Schulen und anderes Eigentum sicher zu stellen.

---

[1]) Missionary Review, Vol. X No. 9, S. 669.
[2]) Miss. Herald, Sept. 1897, S. 360.
[3]) Proceedings of the Church Miss. Soc. 1896/97, London, S. 369.

XXXVI. Japan in den letzten zwölf Monaten.

Einem Aufsatze des amerikanischen Missionars Dr. Knox in der Missionary Review entnehmen wir die nachfolgenden interessanten Mitteilungen:

„Der Tod der Kaiserin Wittwe erfolgte im Januar 1897, und ihre Beisetzung gab den Japanern Gelegenheit zu zeigen, daß sie in einigen Dingen noch Freunde der Vergangenheit sind. Die Begräbnisceremonien waren lang, kostspielig, unaussprechlich langweilig (für ungeduldige Occidentalen wenigstens), übertrieben, veraltet. Das ganze Reich wurde durchsucht nach Ochsen von genau der rituellen Farbe, um den Wagen mit dem Sarg zu ziehen. Der Wagen selbst war von besonderer Gestalt, und seine Räder gaben beim Umdrehen einen traurigen Ton von sich. Nach langem Suchen war ein alter Wagner gefunden worden, der die Konstruktion eines solchen Wagens verstand. Die schließliche Beisetzung des Sarges fand in der Nacht statt, und eine Stunde wurde gebraucht, um den Sarg an seinen Platz hinabzulassen. Alles Alt-Japan mit seinem umständlichen Ceremoniell, seiner endlosen Zeit und seiner unerschöpflichen Geduld!

Eine Amnestie für Gefangene wurde erlassen. Sechzigtausend erhielten Ermäßigungen ihrer Strafen, Sechzehntausend wurden in Freiheit gesetzt. Vergebens protestierten einige der Zeitungen gegen diese alte Sitte. In den alten Zeiten waren alle Vermutungen gegen den Gefangenen, und er wurde oft Jahre lang festgehalten, manchmal für die Zeit seines Lebens, ohne daß eine Schuld festgestellt war, ja oft ohne förmliches Verfahren. Viele wurden auch verurteilt wegen ceremonieller oder unabsichtlicher Übertretungen, oft auch wegen solcher ihrer Verwandten. Für solche bot sich durch den Tod einer Person aus dem Herrscherhause eine ersehnte Gelegenheit, frei zu kommen. Aber jetzt, so wurde betont, unter dem neuen Recht, erhalten die Schuldigen nur, was ihnen gebührt, und ein solcher Straferlaß vollzieht sich nur auf Kosten der Gerechtigkeit. Es wurde auch prophezeit, daß eine Folge die Zunahme der Verbrechen sein werde, und die letzte Zeit schien dem Recht zu geben. Mehr in Übereinstimmung mit modernen Anschauungen war eine Gabe von 400 000 Yen (à $2^1/_4$ M.) für wohlthätige Anstalten aus der kaiserlichen Schatulle, wiewohl diese Gabe vielleicht in keinem Verhältnisse stand zu den Verlusten, welche Tänzerinnen, Schauspieler und Musikanten dadurch erlitten, daß ihnen verboten wurde, für fünfzehn Tage ihrem Lebensunterhalt nachzugehen. Bei all dem war die Kaiserin-Witwe nicht einmal die Mutter des Kaisers. Aber in den Familienverhältnissen, wie in den Leichenceremonien, ist das kaiserliche Japan noch ganz archaistisch und unreformiert".

„Äußere Politik. — Patriotische Heißsporne tadelten die Regierung scharf, daß sie nicht darauf drang, daß die auswärtigen Höfe bei dem Tode der Kaiserin-Witwe trauerten.

Ernster war die russische militärische Mission nach Korea, die dem zwischen den beiden Mächten über das fatale kleine Königreich abgeschlossenen Vertrage entgegen zu laufen schien. Doch wird jetzt berichtet, daß die Angelegenheit in befriedigender Weise erledigt sei. Nichtsdestoweniger bleibt Korea ein Dorn im patriotischen Fleische Japans. Niemand kann behaupten, daß es hier einen Frieden mit Ehren erreicht habe.

Auch nicht in Formosa. — Aufstände, Epidemien, Unzufriedenheit und das Schlimmste von allem, das Verhalten der Japaner selbst, erscheinen als Ursachen von Fehlschlägen und schlimmen Erfahrungen. Die Zeitungen sind heftig erregt über diese Verhältnisse und rufen laut nach Reformen".

„Innere Politik. — Hier hat's den gewohnten Zank gegeben, sowie den üblichen Ministerwechsel. Kein Ministerium scheint imstande zu sein, länger als zwölf Monate auszuhalten. Vielleicht hat das letzte ein freundlicheres Geschick. Zwei Maßnahmen von Wichtigkeit hat es bereits mit der willigen Unterstützung des Parlaments vollendet. Es giebt jetzt größere Redefreiheit und größere Freiheit für die Presse. In der That ist jetzt Japan hierin manchen europäischen Staaten, die sich auf der Höhe glauben, weit voraus. Auch hat es noch keine Unzuträglichkeiten gegeben, trotzdem es an Gelegenheit zu erregten Debatten nicht gefehlt hat. Wir wagen zu prophezeien, daß Freiheit in Japan konservativ und nicht revolutionär sein wird.

Offene Klagen werden laut über ernste Korruption in der Regierung. Es wird offen behauptet, daß der Ministerwechsel durch Bestechung des Parlaments möglich gemacht wurde. Sicher ist, daß eine feindselige Majorität auf geheimnisvolle Weise in eine unterwürfige verwandelt wurde, und sicher ist auch, daß eine rapide Wandlung in der japanischen Gesellschaft vor sich geht, eine Wandlung, die in vielen Beziehungen unheilvoll ist".

„Die Geldmacht. — Japan hat auf sozialem Gebiet bis jetzt seine feudalen Ideale und Grundsätze beibehalten. Im alten Japan waren Reichtum und Luxus verachtet. Der ärmste Samurai galt mehr, als der reichste Kaufmann. In den großen Klans wurden die jungen Edelleute als Soldaten erzogen und durch Vorschriften und Vorbilder gelehrt, daß Reichtum von Edelleuten nicht angestrebt werden dürfe. Knaben wuchsen zu Männern heran, ohne etwas vom Gelderwerb zu verstehen und ohne einen Dollar ihr eigen nennen zu können[1]). In den alten Samuraifamilien herrschte eine geradezu puritanische Einfachheit. Nach dem Fall des Feudalismus blieb der alte Grundsatz. Der kleinste Beamte hatte das Bewußtsein, zur regierenden Kaste zu gehören und hoch über dem gemeinen Volke zu stehen. Die niederen Beamten waren arm, aber über jeden Verdacht erhaben. Man konnte nicht einmal einen Polizisten bezahlen, auch nicht für außergewöhnliche Dienste. Das Ansehen, das diese Leute genossen, und die Macht, die sie ausübten, trotzdem sie aufs dürftigste bezahlt waren, war erstaunlich.

Aber mit der neuen Civilisation kommt eine Wandlung, die sich zumal seit Beendigung des Kriegs bemerkbar macht. Der alte japanische Ehrgeiz, den großen Mächten gleichzustehen, scheint nur durch Vermehrung des Wohlstandes erreichbar zu sein. Die Nation hat sich selbst nie für arm gehalten. Sie hatte genug, aber mit der neuen Lebensführung kommen neue Bedürfnisse. Civilisation im modernen Stile ist eine kostspielige Sache. Verglichen mit Europa und Amerika ist Japan thatsächlich arm, aber es muß in der neuen Gesellschaft standesgemäß auftreten. Die Ausgaben wachsen Schritt für Schritt und die Steuern mit ihnen. Aber man glaubt nun einmal, auf diesem Wege den westlichen Nationen gleichzukommen. Man

[1]) Ihren Lebensunterhalt erhielten sie in natura von ihren Lehnsherren.

sagt jetzt, daß es der Ehrgeiz jüngerer Leute ist, reich zu werden, und das Verhältnis in der sozialen Stellung der armen Beamten und der reichen Kaufleute ist plötzlich umgekehrt. Überall macht sich ein Haschen nach Geld bemerkbar. Neue Unternehmungen werden geplant und neue Geldquellen gesucht. Trotz der mächtigen Ausdehnung des Handels und der Industrie in den letzten Jahren fühlt sich die Nation noch arm und dürstet nach Wohlstand. Man kann auf diese neuesten Erscheinungen in Japan nur mit größter Besorgnis blicken. Zweifellos sind sie unvermeidlich. Aber was wird aus dem Reiz des alten Lebens werden, das so ruhig war, so voll Anmut, so weit ab von dem gemeinen Streit der modernen Welt? Der Gedanke ist peinlich, daß „christliche" Civilisation Japan erst gelehrt hat, wie man auf die bewährteste Weise Menschen tötet, und dann den Hunger nach mehr und mehr und immer mehr von den Gütern dieser Welt eingeführt hat. Es ist nicht erfreulich, wenn es heißt, daß Geld parlamentarische Majoritäten schafft und beseitigt, und daß ein Ministerium nur aushalten kann, wenn es mit Millionären verbündet ist. Wann werden wir imstande sein zu sagen, daß nicht allein westliche Kriegskunst und Handel und selbstsüchtige Politik, sondern daß Christi Lehre der Liebe und der Wahrheit Japan gewonnen hat? Nicht so bald, fürchten wir" [1]).

XXXVII. Ausstoßung eines christlichen Schülers.

Von verschiedenen Seiten wird darüber geklagt, daß in den höheren und niederen Schulen Japans neuerdings eine christenfeindliche Strömung herrsche. Es wird dabei hervorgehoben, daß namentlich die Volksschullehrer dem Christentum Opposition machen. Bezeichnend hierfür ist ein Fall, der sich unlängst im Lehrerseminar zu Yamaguchi zugetragen hat. Yamaguchi liegt im westlichen Japan. Die Provinz ist die Heimat mehrerer der bedeutendsten modernen Staatsmänner Japans, wie Ito, Inouye, Aoki und hat neben Satsuma den Hauptanteil an der neuen Entwicklung Japans. Um so auffälliger ist es, daß gerade hier solcher Fanatismus herrscht. Oritake, der einzige christliche Schüler des Seminars, hatte um seines Glaubens willen beständig Anfeindungen und Gehässigkeiten von seiten seiner Mitschüler zu erdulden. Aber er war ein tüchtiger Schüler. Sein Fleiß und sein Betragen waren tadellos. Es bot sich daher kein Anlaß, ihn aus der Schule auszuschließen. Unlängst stellten nun zwei Schüler einer höheren Klasse folgendes Examen mit ihm an. Frage: Wer steht höher, Gott oder Seine Majestät der Kaiser? Antwort: Natürlich steht Gott höher. Frage: Wer steht also tiefer? Gott oder der Kaiser? Antwort: Das ist ein unangemessener Ausdruck. Aber man könnte sagen, daß der Kaiser, verglichen mit Gott, der über alles herrscht, tiefer steht. Hierauf hielten die verschiedenen Klassen Versammlungen ab, in denen beschlossen wurde, bei der Leitung der Schule gegen Oritake Anzeige zu erstatten. In dieser wurden folgende Punkte hervorgehoben:

1. Oritake sagt: Gott steht höher als Seine Majestät der Kaiser.
2. Er übt Kritik an dem kaiserlichen Erlaß über den Unterricht.
3. Er liest öfter in der Bibel, als in seinen Lehrbüchern.
4. Er sagt, er habe noch mehr Verlangen gehabt, in das Seminar einzutreten, nachdem er zum Christentum übergetreten sei.

[1]) Missionary Review, Vol. X. Nr. 9 S. 665 ff.

5. Er hat während der letzten Sommerferien die Sonntagsschulkinder in Yoshikawa unterrichtet.
6. Er sagt, daß er die große Verantwortung hat, auch andere zur wahren Religion zu führen.

Einige Tage darauf wurde Oritake durch Beschlüsse der Schulleitung aus der Schule ausgestoßen. Der japanische Prediger Nishimura (bischöfl. Methodist) in Yamaguchi verwandte sich für ihn und suchte festzustellen, was der Grund der Ausschließung sei. Der Direktor des Seminars mußte ihm zugeben, daß die Anklagepunkte bis auf Nr. 2 das religiöse Gebiet beträfen, und daß der Kaiser selbst durch die Verfassung allen seinen Unterthanen Religionsfreiheit verliehen habe, sagte aber, daß Punkt 2 zur Ausschließung geführt habe. Oritake habe sich unehrerbietig über einen kaiserlichen Erlaß ausgesprochen. Es sei daher auch keine Hoffnung auf Wiederaufnahme in die Schule. Er soll nämlich geäußert haben, der kaiserliche Erlaß sage nichts von Gott, und auch ein kaiserlicher Erlaß könnte Unvollkommenheiten haben. Zweifellos wird man noch mehr über den Fall hören.

Der Segen der Mission für die Gemeinde in der Heimat[1]).

Von D. Dr. O. Riemann, Prediger in Berlin.

Die sanguinischen Hoffnungen, mit denen man früher die Mission in Japan betrachtete, sind zwar erloschen, und der Traum, das ganze japanische Volk werde sich in wenigen Jahrzehnten zum Christentum bekehren, ist freilich ausgeträumt, ja, die letzten Jahre haben drüben das politische und das materielle Interesse nur allzu sehr in den Vordergrund gedrängt und statt eines Fortschritts in der Christianisierung viel eher einen Rückschritt gebracht; aber, Gott sei Dank, diese Krisis scheint doch nun überwunden zu sein, und es wird mit des Herrn Hilfe wieder vorwärts gehen, und auch unsere Missionare — Gott mehre ihre Zahl! — sind wieder frisch am Werke.

Dabei freuen wir uns über jede Anerkennung, die ihrer Arbeit gezollt wird, und über jeden Erfolg, den sie erzielen. So wird am besten offenbar werden, daß der Allgemeine ev.-prot. Missionsverein in Japan und in China nur ein Ziel hat, und daß seine Arbeiter, freilich in ihrer eigenen Weise, aber doch mit allen evangelischen Missionsarbeitern drüben gemeinsam, nur ein Ziel verfolgen, das eine hohe, heilige Ziel, die großen Völker für unseren Heiland und das Christentum zu gewinnen.

Dazu sollen und wollen unsere Missionare jenen Völkern das Wort Gottes „lauter und rein" verkündigen, d. h. geschichtlich zuverlässig und als Evangelium, und wir freuen uns, daß sie frisch und fröhlich in dieser Arbeit stehen, und sind gewiß, unser Gott bekennt sich zu ihrer Glaubensarbeit, und so kann ihnen sein Segen nicht fehlen — die Zukunft wird es

[1]) Aus einer Ansprache beim Missionsfeste des Berliner Hauptvereins im Februar 1897.

noch lichter beweisen! — und dabei wird auch auf uns selber, wenn wir in Treue hinter ihnen stehen, etwas von jenem Segen mit abfallen.

Das wäre doch sehr stolz und hochmütig oder ein starkes Stück von Selbsttäuschung, wenn wir so thun wollten, als stände es mit unserem Christentum hier in Kirche und Gemeinde, in Haus und Herz immer recht und stets gut. O wie vieles, wie vieles müßte in unserer heimatlichen Kirche besser sein, wieviel lebendiger und überzeugungsvoller der Glaube, wieviel treuer und thatkräftiger die Liebe, wieviel inniger und vertrauensvoller das ganze Gemeinschaftsleben! Oder sind etwa unsere christlichen Gemeinden, sonderlich hier in der großen Stadt, wirkliche christliche Gemeinden, in denen der paulinische Grundsatz gilt: „Wo ein Glied wird herrlich gehalten, da freuen sich alle Glieder mit, und wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit?“ Und weht durch unsere Häuser wirklich immer der Geist des Herrn, daß man es merkt, da wohnen Christen? Und beweisen wir in unserem persönlichen Christenleben immer, daß wir es wissen, was wir unserem Herrn und Haupte schuldig sind, und wachsen wir so an unserem inwendigen Menschen nach dem Maß und Vorbilde unseres Herrn Jesu Christi selbst? Oder spielen wir so und so oft nur mit dem Christheißen und Christsein?

Wer ist ehrlich unter uns und in diesem Augenblick von christlichem Ernste erfüllt, und fühlt die Vorwürfe nicht, die in diesen Fragen für uns alle ohne Ausnahme liegen? Nun dann ist der Beweis genugsam geliefert: Wir bedürfen jenes Segens so sehr, den unser Gott freundlich bei aller Reichsgottesarbeit für andere und an anderen auch auf diejenigen legen will, die diese Arbeit leisten oder unterstützen. Nur daß wir diesen Segen auch ja in seiner ganzen Fülle erkennen!

Gewiß, das ist auch schon ein Gottessegen, den die Missionsarbeit da draußen auf die Missionsgemeinde in der Heimat zurückflutet, wenn sie uns unseren geistigen Horizont weitet und uns genauere Kunde von fernen und fremden Völkern und Verhältnissen vermittelt, wenn sie den Verkehr zwischen den Nationen hebt und den Handel bereichert u. s. f. Aber es wäre eine unberechtigte Genügsamkeit, wenn uns das schon befriedigen würde. Nein, viel wichtiger ist der Segen auf sittlichem und religiösem Gebiete, den wir da gewinnen sollen!

Ich will nur an zweierlei erinnern: Da sehen wir speziell in Japan, daß auch das entwickeltste Kulturleben die Völker nicht gut macht, und daß der Mensch von Brot und Zubrot und erst recht von Leckerbrot nicht satt wird, sondern daß die höchste äußere Kultur mit einem inneren Bankerott verbunden sein kann, bei dem die Menschen immer tiefer in den Schlamm versinken und gänzlich ihren Beruf verfehlen, das zerstörte göttliche Ebenbild wieder herauszuarbeiten, welches der Menschheit ursprünglich aufgeprägt war, und den Adel der Gotteskindschaft zu offenbaren, zu dem sie verordnet sind; und wir erkennen es ohne weiteres: Auch unser liebes deutsches Volk hat in seinen Kulturfortschritten und Kulturerträgen, wenn dieselben auch noch viel herrlicher werden, keinen Schutz gegen sittlichen Niedergang und innere Verödung. Wir müssen uns vielmehr an die heiligen, erhaltenden Mächte halten, wie sie uns in unserer christlichen Religion allein an unsere Seite treten, oder besser gesagt, wir müssen uns ganz persönlich an unseren Heiland Jesus Christus selber halten, in dem wir allein das Leben haben und volles Genüge. Und diese Erkenntnis ist doch wahrlich ein Segen!

Und das andere, worauf ich aufmerksam machen will: Wo das Christentum in den jungen Christengemeinden wirklich lebendig wird, da trägt es auch noch immer etwas von jener Jugendblüte an sich und von jenem Jugendschmelz, den wir an den Gemeinden der ersten Christenheit, trotz aller Mängel, die ihnen auch anhafteten, bewundern. Da pulsiert das Herz so warm in der Liebe zu dem, von dem man weiß: „Er hat uns erst geliebt!" Da schließen sich auch diejenigen, die nun eines neuen Glaubens geworden sind, so innig in treuer Gemeinschaft zusammen. Da sieht man, daß ihr Christentum Leben ist, junges, frisches, reges, warmes Herzens- und Geistesleben. Speziell wird sich in Japan auch dies je länger je mehr zeigen, daß der japanische Geist, wo er sich mit dem christlichen vermählt, ein japanisches Christentum entwickeln wird, in voller Eigenart und Selbstständigkeit. Und ist es nun kein Segen, wenn wir durch das, was wir da werden und sich entwickeln sehen, auch in der alten und alt gewordenen Christenheit wieder jünger werden und aus unserem alten Schlendrian herauskommen und vertrauensvoll daran arbeiten lernen, auch unsererseits das Christentum Jesu Christi für uns und unsere Zeitgenossen wieder neu zu prägen und neu zu bewähren?

Ich möchte nicht mißverstanden werden! Das Christentum Jesu Christi muß selbstverständlich immer das alte bleiben, und es giebt nur einen Jesus Christus, den alten, welcher derselbe bleibt gestern und heute und für alle Menschen und Völker in alle Ewigkeit, und unsere Arbeit im Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein hätte weder ein Recht noch eine Verheißung, wenn wir diesen Jesus Christus nicht predigen wollten, wie sein Wort Ihn uns offenbart, und wie Er selber als der Auferstandene und als der Lebendige lebendig und persönlich noch immer in die Welt hineinwirkt und in das einzelne Menschenleben. Aber unsere Verbindung mit Ihm muß immer wieder neu werden und unsere dankbare Liebe zu Ihm und unsere Begeisterung für Ihn, und diese Begeisterung muß Ihn dann mit neuen Zungen so verkündigen, wie sie Ihn erkennt und wie sie Ihn erfährt, und da können wir bei der Missionsarbeit und aus der Missionsarbeit gar mancherlei lernen, was uns in diesem Verjüngungsprozeß fördert und in unserem Christwerden überhaupt. Ich sage in unserem Christwerden überhaupt — oder wie, wäre es nicht eine Selbstverhöhnung, wenn wir uns an die große, an die riesengroße Aufgabe machen wollten, Japan und China zu christianisieren, und vergäßen, selber Christen zu werden, wirkliche Christen und uns so zur Missionsarbeit die rechte Qualifikation zu erwerben?!

Die Qualifikation, Mission zu treiben, erwirbt man sich thatsächlich nur, wenn man unter dem Versuche, andere zu Christen zu machen, je länger je mehr Christ wird; und darin sehe ich recht eigentlich den Hauptsegen auch unserer Missionsarbeit in unserem Vereine, daß wir mit unseren lieben Missionaren unter dieser Arbeit je länger je mehr Christen werden, wirkliche Christen, und zwar durch unsern Herrn Jesum Christum, den Auferstandenen und Lebendigen selbst, durch Sein persönliches Einwirken auf uns.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

IV.

Das furchtbare indische Gewitter spiegelt sich dem religiösen Gemüt des vedischen Inders in dem Indra, der mit dem finsteren Wolkendämon, dem Vṛtra, kämpft und ihn erschlägt.

Vṛtra, d. h. der Umhüller, erscheint als das devafeindliche Ungeheuer, welches die Kühe oder Rinder d. h. die Wolken in seinen Burgen gefangen hält. Neunundneunzig Umwallungen werden ihm zugeschrieben. Er selbst in Schlangengestalt umlagert seine Burgen. Träg und in ununterbrochenem Schlafe liegt er da. Außer der Trägheit ist sein Hauptlaster der Geiz, aus welchem er die Kühe gefangen hält und dadurch den Erdbewohnern die Quelle des Reichtums verstopft. Vṛtra prahlt und rühmt sich seiner Zauberkraft, und niemand ist stark genug, ihn zu besiegen, außer Indra. Aber auch dieser könnte gegen Vṛtra nichts ausrichten, wenn die Deva's ihm nicht alle Kraft, Einsicht und Herrschaft übertragen hätten. Die höchsten göttlichen Kräfte aber liegen in „Soma" (von su = erzeugen), dem unsterblichen Göttertrank, sowie in „Agni" beschlossen. Daher muß „Twaschtar" (hinter welchem Agni verborgen scheint) ihm den Donnerkeil schmieden, mit welchem er Vṛtras Umwallungen durchbricht und die Kühe aus dessen Burgen führt, um den Menschen Herden, fruchtbare Äcker, Reichtum an Kindern, Rossen und Helden zu verschaffen.

Zuvor aber muß sich Indra berauschen an dem göttlichen Naß, welches ungeheure Kraft ihm verleiht, dem Soma (Madhu, Meth). Von den Rischis, unter feierlichen Lobgesängen, vielmehr Zaubergesängen, Zaubersprüchen, von denen Indra ebenfalls ein Freund ist, wird der Soma bereitet und dann Indra zum Zechgelage eingeladen. Und siehe, er kommt in Gestalt eines gewaltigen Stiers, mit hohem Nacken, starken Kiefern. Er besitzt zwei gewaltige Bäuche, die er mit furchtbarer Gier zu füllen sucht. Er kann dreißig Kübel Madhu auf einen Zug leeren. Dementsprechend ist auch sein Appetit. Sein Freund Agni hat ihm einmal dreihundert Rinder geschlachtet. In einzelnen Liedern geht die sinnliche Ausmalung seiner Gestalt soweit, daß auch von seinen Därmen gesprochen wird. Er läuft wie ein durstiger Ochse zu dem Salzsee. Dabei besitzt er eine nicht minder gewaltige Zeugungskraft und eine dementsprechende Geilheit; wenn er die Kühe besamt, dann lassen sie fruchtbaren Samen auf die Erde strömen und unerschöpflicher Reichtum an Kindern ist die Folge.

Die geile Natur des indischen Landes ist in diesen Bildern zwar nicht fein, aber drastisch geschildert.

In den schauerlichen Gewitterstürmen seines Landes hörte des vedischen Inders Ohr das unwiderstehliche Heranbrausen, das Waffengeklirr und Kriegsgeschrei der ritterlichen Maruts (der Totengeister?) und des Rudras (d. h. des Heulenden?), der in der Einzahl auch als der Führer der Maruts erscheint. Und in den mächtig flutenden, reiche Fruchtbarkeit bewirkenden indischen Regenströmen spürte sein dankbares Herz die Wohlthat seines schon aus der arischen Heimat mitgebrachten Gottes Parjanya (lit. Perkun)[1]).

[1]) „Eine der einflußreichsten Ursachen der klimatischen Eigentümlichkeit des heutigen Indiens liegt in den periodischen Winden, die Monsune genannt werden. Ihrer sind vorzüglich zwei, der eine von Südwest wehend, der andere von Nordost. Der stärkste

Übrigens gilt, was von den Göttern des sogenannten vedischen Zeitalters gesagt ist, auch von den späteren obersten Göttern der Hindu, insbesondere von der Göttertrias Brahma-Vischnu-Siva, daß ihnen Erscheinungen der Natur Indiens tief eingeprägt sind; nur hat an ihrer Ausgestaltung bereits

---

und einflußreichste ist der Südwestmonsun: „„Starke, stets wachsende Wolkenmassen türmen sich allmählich am Horizonte zusammen und kündigen die herannahende große Naturerscheinung an. Nach einigen Tagen angedrohten Ausbruches bricht in der Nacht gewöhnlich der Monsun unter unaufhörlichen Blitzen und majestätischen Donnerschlägen ein, die Flut der Gewässer stürzt sich über das Land. Der Himmel bleibt mehrere Tage in Nacht gehüllt und gießt fortwährend Regen herunter; dann zerreißt das Gewölk, die Luft ist heiter und gereinigt, die ganze Natur wie durch ein Wunder umgewandelt; statt des ausgetrockneten Bodens, der wasserlosen Strombetten, der stauberfüllten, trübschimmernden Atmosphäre ist plötzlich üppiges Grün, kein Bach ohne überströmende Fülle.““ So ist nach Lassen, Altert. I², 251 ff. „„der Südwest-Monsun im größten Teile Indiens, nur bringen die höhere Breite, die größere Entfernung vom Meer und die Höhe der vorgelagerten Berge örtliche Änderungen hervor.““

„Hören wir nun Atris, des Sohnes des Bhumi, Schilderung Rig-Veda 5, 83:

1. Mit diesen Lobgesängen preis den starken,
erheb Parjanya, andachtsvoll ihn suchend.
Laut brüllend, spritzt der Stier den raschen Samen,
legt Lebenskeim in Pflanzen und Gewächse;
2. Er spaltet Bäume, schlägt zerschmetternd die Rakschas,
jedwede Kreatur flieht zitternd sein Geschoß.
Vorm Regenspender weicht selbst der von Frevel rein,
wenn er, Parjanya, donnernd trifft die Übelthat.
3. Gleich wie ein Wagenlenker, treibt mit raschem Hieb
er sein Gespann, die Regenschwangern, her zu uns;
Von fern erhebt sich schon des Leuen laut Gebrüll,
Wenn er, Parjanya, Wolken regenschwanger macht.
4. Die Stürme brausen, zuckend schießt herab der Blitz,
Gewächse sprießen auf, der Himmel strotzend schwillt.
Für jede Kreatur wird Labung, Trank geschaffen,
wenn sein, Parjanyas Same, der Erde Schoß erquickt.
5. Vor dessen Macht der Erde Grund erbebet,
bei dessen Wirken scheu entflieht die Herde,
Durch dessen Werk der Kräuter bunte Menge,
Du, du Parjanya, starken Schutz gewähre.
6. Des Himmels Naß, o Marut, spendet reichlich,
laßt schwellend strömen des kräftigen Hengstes Güsse.
Eil her zu uns auf jener Donnerwolke,
mit Wasser gießend; du bist unser Vater.
7. Auf donnre, brüll' heran und spende Samen,
umfliege uns auf deinem Wasserwagen.
Nach unten zieh den Schlauch mit offener Mündung:
Es sollen Höhen und Tiefen eben werden.
8. Heb hoch die große Kufe, gieße nieder,
entfesselt sollen strömen die Gewässer.
Mit fettem Naß durchtränke Erd und Himmel,
es werde herrliches Getränk den Kühen.
9. Du gabst uns Regen, halt jetzt an die Spende;
die öden Striche machtest du uns gangbar.
Du ließest sprießen zur Erquickung Kräuter,
Dafür ertönte dir der Preis der Wesen."

Vergl. noch Rig-Veda 5, 85, 4; 1, 19, 7; 1, 37, 6—8; 10—12; 1, 64, 8; 1, 88, 5; 1, 38, 5.

Zimmer, a. a. O. S. 42, 43.

Die Marut. Alb. Weber, Indische Streifen II, 229, 2: Nach Mahidhara zu Vāj. S. 19, 49 (u. 60) werden die aushauchenden Seelen zu Luft vâtâtmâno vâtarûpam prâptâs. Kuhn hat vermutet, daß die Marutas (von mar sterben), die Winde, nicht die Tötenden, sondern die „Sterbenden", resp. Gestorbenen bedeuten, und erklärt sich

der reflektierende, philosophierende und dogmatisierende Geist — wie überall sonst auf mythischem Gebiet, sie mehr von ihrem ursprünglichen Naturzusammenhang losgelöst und auf ein näher in die Menschenwelt hereingerücktes Piedestal gestellt. Dennoch sind gerade in diesen Göttern der späteren Zeit die in der Natur Indiens mit besonders schroffen und gewaltigen Übergängen auftretenden und wirksamen Prinzipien der Erzeugung, Erhaltung und Zerstörung, — für das philosophische Denken das Ansichsein in ununterschiedener Indifferenz, das Aussichhervortreten in die Dualität des Daseins und das Zurückkehren in die Einheit des Wesens eindringlich und ausdrucksvoll dargestellt.

Ja, noch mehr! Wie namentlich Leopold von Schröder, Vorlesungen 2c. S. 341—351 nachgewiesen, tragen Çiva und Vischnu den Ort und die Landschaft ihrer Entstehung so tief eingeprägt an sich, daß sie beide als „höchste Götter neben einander bestehen und sich nicht vereinigen lassen", jener ist in der Gebirgslandschaft des Himalaya, dieser in dem unteren Gangesgebiet entstanden.

Gangâdvâra, der Ort wo die Ganga aus dem Gebirge hervortritt, gilt als ein Hauptsitz seiner (des Çiva) Verehrung. Auf dem Berge Kâilâsa im Himalaya soll er thronen. Arjuna ging zum höchsten Himalaya, um von Çiva die göttlichen Waffen zu erhalten. Auch in Kaschmir wurde er früher verehrt. Darum wird nun auch Çiva der Herr der Berge Giriça oder Girîça genannt; und eben darauf deuten auch die Namen seiner Gemahlin, Pârvatî oder Durgâ, denn Parvati heißt die „Bergestochter", und Durgâ „die schwer Zugängliche", Bezeichnung eines Gebirgspasses. Die Sage läßt die Durgâ vom Himmel herab auf das Haupt des Çiva stürzen, und von dort erst gelangt sie dann zur Erde, — offenbar wieder weil Çiva dort heimisch war, wo der heilige Strom entspringt. Dort im Gebirge ist ja auch der Sitz der furchtbarsten Stürme, dort mußte man der schreckenerregenden Gewalt dieses Gottes sich beugen. Für diese an erhabenen Schreckniſſen der Natur reichen Gegenden war Çiva der rechte Gott, wie für das Gangesland der milde, wohlthätige Vischnu. Es war der dämonische Reiz des Furchtbaren und Übergewaltigen, was unzählige Inder zur Verehrung des Rudra-Çiva in schauernder Demut zwang. Schröder, 349.

Aus der Licht- und Luftregion steigen wir herab in die Region der Berge, Flüsse und Bäume. Hier finden wir der angebeteten Namen viele. Die „festen", „hochgepriesenen", „grasreichen" Berge, die „schwellenden" Flüsse, die „glänzenden", „raschen", mütterlichen Ströme, die süßen Bäume und „heilbringenden" Pflanzen werden neben und mit den andern (bereits genannten und noch weiter zu nennenden) Trägern mehr oder weniger hochangebeteter Namen (dem Himmel, der Erde, der Sonne, der Morgenröte u. s. f.) angerufen zu hören und angefleht um ihr „Madhu", Hilfe, Schutz, Heil, ja auch um Befreiung von Schuld[1]).

Einer ausgezeichneten Verehrung und Anbetung erfreuen sich die Gewässer, besonders die Flüsse und Ströme. Sie werden mit individueller Namennennung ausgezeichnet, und unter ihnen sind vorzüglich einige Träger hochgefeierter Namen. So im Rig-Veda schon vor allem die Sindhu (der Indus). Rig-Veda 10, 75 heißt es: „Eure Größe ohne gleichen, o Wasser, möge der Sänger hier an Vivasvats Sitze verkünden. Je sieben und sieben sind

---

so nur zur Genüge die sonst so befremdende enge Verbindung des Todes und der Manen mit dem Winde (und dessen Repräsentanten und Namensvetter, dem Hunde). Die ganze Luft ist von jenen ausgehauchten Seelen, abgeschiedenen Geistern erfüllt, und der Wind (mâtâli, Sarameja oder Hermeias) ist also ein wahrer *ψυχοπομπός*.

[1]) Vergl. Max Müller, Urspr. der Relig. S. 230—232.

sie dreifach hervorgekommen, aber die Sindhu übertrifft alle dahinlaufenden (Flüsse) an Stärke. Ausgefurcht hat vor dir Varuna deine Pfade, o Sindhu, als du nach den Preisen des Wettlaufs rannst. Auf einem abschüssigen Rücken der Erde gehst du hin, wenn du als Herr den Zug der Eilenden anführst. Zum Himmel über der Erde dringt der Schall; unendliches Brausen läßt sie ausgehen mit Lichtglanz. Wie aus einer Wolke rauschen die Regengüsse, wenn die Sindhu naht, brüllend wie ein Stier. Wie Mütter zu ihren Jungen fließen dir zu die brüllenden Kühe (Flüsse) mit ihrer Milch. Wie ein König im Kampf führst du die beiden Heeresflügel, wenn du an die Spitze dieser Strömenden trittst.

Empfangt, o Ganga (Ganges), Jamuna (Jumna), Sarasvati (Sursuti), Sutudri (Sutlej), Parushni (Rani), mein Loblied! Mit der Asikni (Akesines), höre, o Marudhvridha, und mit der Vitasta (Hydaspes, Behat), o Arjikiya, höre mit der Sushoma!

Mit der Trishtamia gehst du zuerst einig voran, mit der Susartu, der Rasa, der Sveti, gehst du, o Sindhu, mit der Kubha (Kophen, Kabulfluß), zu Gomati (Gomal), mit der Mehatnu zur Krumu (Kurum), um mit ihnen auf demselben Wege einherzuwandern. Schimmernd, strahlend, in großem Glanze wälzt sie die Fluten durch die Länderstrecken, die ungehemmte Sindhu, die Schnellste der Schnellen, wie eine schöne Stute, ein herrlicher Anblick.

Reich an Rossen, an Wagen, an Gewändern, an Gold, an Futter, an Wolle und Gras umgiebt sich die schöne und jugendliche Sindhu mit honigreichen Fluren. Die leichtrollenden Wagen hat die Sindhu bespannt, den rossegezogenen; möge sie auf diesem für uns Beute gewinnen in dem Wettlauf. Denn hoch wird die Herrlichkeit der Unwiderstehlichen, Glänzenden, Kraftvollen gepriesen".

Während aber in diesem Lobgesang auf die Sindhu das ästhetisch poetische Moment vorherrscht, kommt bei der in späterer Zeit unter allen heiligen Gewässern am meisten hervorragenden Ganga das religiöse Moment der Anbetung und Verehrung im höchsten Sinn immer mehr zur Geltung. Die aus dem Fuße Brahmas hervorgegangene jungfräuliche Tochter Vischnu's ist die Quelle der Weisheit und Reinheit in Indien bis auf diesen Tag. In ihr baden ist der Weg zur Sündlosigkeit, in ihr sterben Seligkeit. Darum hat die „holde" Ganga, die sich bewegen ließ, vom Himmel herniederzusteigen, um alle Sünden der in ihr Untertauchenden abzuwaschen, einst unzählige Opfer verschlungen. Eines der verdienstlichsten Werke, die ein frommer Hindu vollbringen kann, ist, den heiligen Strom von seinen eisigen Quellen im Himalaya bis hinab nach Ganga Sagar, wo sich der Hughyarm ins Meer ergießt, und von da auf der entgegengesetzten Seite wieder zurück nach Gangotri zu begleiten, denn auch seine Ufer sind geweihter Boden. Es ist das ein Weg von zweimal 860 Stunden und wird zu Fuß gerade in drei Jahren zurückgelegt.

Hat diese Art der Verehrung etwas Naiv-kindliches, so dürfen wir aber auch die schauerliche Gestalt nicht verbergen, welche diese Stromanbetung je und je angenommen hat. „Der Göttin Ganga pflegten bengalische Mütter zuweilen ein erst gehofftes Kind zu weihen, um dadurch in schweren Krankheitsfällen das Leben eines ihrer Lieblinge zu erkaufen. Dieses Gelübde nicht zu erfüllen, hätte nach der Drohung der Priester den Fluch der Göttin nicht auf die wortbrüchige Mutter, sondern auf den wiedergeschenkten Sohn herabgezogen, und so blieb dem gequälten Mutterherzen nichts übrig, als voll unsäglichen Jammers ihren Säugling in's Wasser zu schleudern, den hungrigen Krokodilen zur Beute".

„Sein Leben in den beseligenden Fluten der Ganga zu enden, scheint jedem von fernher gekommenen Pilger ein so beneidenswertes Los, daß in

Benares wie in Allahabad früher viele freiwillig den Tod suchten. Festlich geschmückt, ließ in Benares derjenige, welcher diesen Entschluß gefaßt hatte, sich von seinen Freunden in die Mitte des Stromes rudern und stieg dann, mit leeren Krügen behängt, in das Wasser hinab. Drüben am Ufer aber murmelte der Priester seine Gebete, während die allmählich sich füllenden Gefäße den Ertrinkenden in die Tiefe zogen. Und noch immer gilt es bei allen in der Nähe des Ganges Wohnenden für die erste Liebespflicht, die man einem Sterbenden schuldet, ihn an's Ufer des Stromes hinauszubringen, damit sein brechender Blick auf dem heiligen Flusse ruhe."

„Wie alle Kasten und die verschiedenen Lebensstadien eines Brahmanen ohne Tugend, ohne Kenntnisse, wie Opfer ohne Somasaft, so wäre die Welt ohne Ganga." Mahabharata 13. 1793. (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus **Schillbach** in Buttstädt.

XII. Mission und Kaste.

Fortsetzung.

Aber die Hauptsache ist und bleibt doch die Verkündigung des Evangeliums, das den Menschen von Grund aus erneuert und den wahrhaft gläubig gewordenen Hindu von selbst dahin bringt, daß er die Kastenvorurteile ablegt. Die Predigt wird in Indien (vielleicht die Kolsmission ausgenommen, die unter der Kaste nicht zu leiden hat) vornehmlich die spezielle Aufgabe nicht aus dem Auge zu verlieren haben, wie die Kaste überwunden werde, wenn sie sich auch von allen direkten Angriffen gegen die Kaste freihalten, vor allem sie nicht lächerlich machen wird; sie wird — so schwer das auch zunächst verständlich sein wird — besonders auf die Vaterschaft Gottes gegenüber allen Menschen ohne Ansehen der Person, auf die Pflicht der Nächsten- und Bruderliebe auch gegen den Fremden und Niedrigen, auf die Bedeutung des Gottesreichs, das nicht mit äußeren Gebärden kommt und nicht im Essen und Trinken besteht, auf die Reinheit des Herzens, auf die es bei Gott vor allem ankommt, auf das Wesen der Sünde, die nicht in äußeren Ceremonien-Verletzungen, sondern in wirklich sittlichen Verfehlungen besteht, auf die Demut als eine der schönsten christlichen Tugenden und dgl. hinzuweisen haben.

Aber damit ist die Frage freilich noch lange nicht erledigt. Es handelt sich weiter um die Stellung der Mission zur Kaste in den Christengemeinden. Und da gehen die Meinungen sehr weit auseinander. Die verschiedenartige Stellung geht zumeist aus der verschiedenartigen Beantwortung der Frage hervor, ob die Kaste mehr eine religiöse, oder eine bürgerlich-soziale Einrichtung ist. Ich denke mir die Sache so ähnlich, wie bei unserer Sozialdemokratie, in der die einen eine prinzipiell atheistische Welt- und Wirtschaftsauffassung sehen, während die andern das bürgerlich-soziale Element als das Hauptsächlichste und den Atheismus nur als eine prinzipiell nicht zur Sache gehörende Anschauung der einzelnen Mitglieder betrachten. Stosch und Grundemann sehen mit der Leipziger Mission in der Kaste ein vorwiegend soziales Institut, das freilich mit den sozialen Unterschieden bei den alten Griechen, Römern und bei uns nur entfernt verglichen werden kann, Warneck dagegen behauptet: „Das bürgerlich-soziale Element ist nicht das

charakteristische Wesen der Kaste, sondern nur ein Accidenz, und noch dazu ein kaum zu isolierendes Accidenz; ihrer ganzen Natur nach ist die Kaste religiös-sozial". Gewiß sind noch jetzt beide Elemente aufs innigste vereint, aber die Kaste war vor der Religion da, und die Priester haben ihr nur den religiösen Stempel aufgedrückt, und so konstatieren objektive Beurteiler, wie Elliot (Gold-, Sport- and Coffee-Planting in Mysore, Westminster 1894, vgl. A. M. Z. 1895, 430 ff.) auf Grund eigener Erfahrung, daß die religiöse Seite der Kaste nicht unlöslich mit der sozialen verquickt sei. Die Aufgabe der Mission ist es daher, diese Trennung der beiden Seiten nicht aus den Augen zu verlieren, das bürgerliche Element, so weit es geht, zu dulden, dem religiösen dagegen entschieden entgegenzutreten.

Die römische Mission dagegen hat gar keinen Versuch gemacht, die Kaste zu überwinden; sie duldete die Kaste nicht nur, sondern pflegte sie sogar. De Nobili gab sich selbst für einen Brahmanen aus und trug die Brahmanenabzeichen, ja man gründete eine besondere Brahmanenkirche, die mit der Kirche aus den niederen Kasten keine Gemeinschaft hatte, und wenn auch die Geschichte ihr vernichtendes Gericht über dieses Akkommodationsverfahren gehalten hat, im Grunde steht die römische Mission noch heute nach dem eigenen Bekenntnis ihrer Kirche und dem praktischen Verhalten ihrer Missionare auf diesem Standpunkt, sie läßt die Kaste fortbestehen.

Im schroffsten Gegensatz dazu steht das Verhalten der englischen und amerikanischen Missionare. In einer Zeit, wo die politischen Machthaber, den Segen der Mission anerkennend, sich freundlich zu ihr zu stellen begannen, proklamierte man das Verdammungsurteil gegen die Kaste, deren Bedeutung man unterschätzte, und ist noch heute in der Theorie auf demselben Standpunkt geblieben, obgleich schmerzliche Erfahrungen nicht ausgeblieben sind. Wiederholt ereigneten sich bei jenen Proklamationen tumultuarische Scenen, die man leider in den Berichten verschwieg; es verschärften sich in den Gemeinden die Kastengegensätze innerlich, während sie äußerlich Gewalt litten, der Gegensatz des Heidentums wurde ein viel heftigerer, viele fielen ins Heidentum zurück oder traten zur katholischen Kirche über, die Kapellen und Kirchen leerten sich. Daß auch in neuerer Zeit solche Kastenstürmerei noch immer vorkommt und von jenen traurigen Folgen begleitet ist, beweisen u. a. die Tausende von Sudrachristen, die Anfang der 90er Jahre allein aus der Tinnevelly-Gemeinde der englischen Kirchenmissionsgesellschaft infolge der verletzenden Strenge in der Handhabung der Antikastenvorschriften zur römischen Kirche übergetreten sind. Grundemann sagt mit Recht (A. M. Z. 1892, 60): „Fasse ich meine Reiseeindrücke über diesen Punkt zusammen, so kann ich nicht umhin zu sagen, daß mit der strengen Praxis leider viele Illusionen verknüpft sind. Das Unternehmen, diese Macht radikal zu überwinden, kommt mir nicht anders vor, als wenn Menschen den Versuch machen würden, den St. Gotthard durch Dynamitsprengung zu beseitigen". Und so ist denn auch in der That die englische Kastenpraxis fast überall eine viel mildere geworden, als man nach den rigorosen Vorschriften, die noch auf dem Papiere zu Recht bestehen, vermuten sollte. Wenn es auch nicht fehlt an z. T. großen Christengemeinden, die die Kastengesetze nicht mehr befolgen, in denen die Christen aus den verschiedenen Kasten zusammen wohnen, gegenseitig heiraten, ohne jedes Bedenken mit einander essen[1]), so steht doch die

[1]) Ein Beispiel hierzu erzählt Missionar Walter (Ev. M. M. 1896, 339 f.) von der Baseler Mission: Am ersten Advent 1892 feierten wir ein schönes Tauffest in Kodakal, einer Baseler Station in Malabar. Es wurden da 172 Heiden, die verschiedenen Kasten und Altersstufen angehörten, durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Nach dem Gottesdienst fand ein gemeinsames Essen statt, an dem alle Täuflinge bereitwilligst teilnahmen. Vom Kastenunterschied trat keine Spur zu Tage. Friedlich saßen

Mehrzahl der englischen Missionsgemeinden noch in beträchtlichem Maße unter dem Einflusse der Kaste, selbst wenn letztere von jedem Übertretenden ostentativ gebrochen werden muß. Bei den Erkundigungen darüber hat Grundemann gerade auch von englischen Missionaren weitgehende Zugeständnisse gehört. In zwei Fällen ist ihm gesagt worden: „Wir sprechen nicht gern davon, die Leute daheim würden es nicht verstehen". Aber auch in der Heimat scheint sich nach und nach eine mildere Auffassung Bahn zu brechen. Wenigstens hat man auf der „allgemeinen kirchlichen Missions-Konferenz", die Anfang 1894 in London tagte, „sich nicht ermannen können", ein energisches Bekämpfen dieses eigentlichen Krebsschadens am indischen Volkskörper zu empfehlen (Allg. ev.-luth. K.-Ztg. 1894, 779 f.). Nun, da soll man wenigstens aufhören, über die mildere Kastenpraxis mit so großer Emphase den Stab zu brechen.

Diese mildere Praxis übt die Leipziger Mission, die Erbin der dänisch-hallischen Mission, ganz im Geiste unseres Missionsvereins, schon seit langer Zeit und zwar mit vollem Bewußtsein. Anfangs hatten jene alten deutschen Missionare überhaupt keine prinzipielle Stellung zur Kaste eingenommen, sie hatten alle Zwangsmaßregeln vermieden und bis zu einem gewissen Grad Kastengebräuche auch im Gotteshause geduldet. Namentlich hat der „Königspriester" Christian Friedrich Schwarz mit viel Weisheit und gesundem Takte die rechte Behandlungsweise der Kaste gefunden, die Hohen und Niederen das Herz abgewann; mit weitherziger Liebe hat er ohne allen Zwang die Kastenvorurteile zu überwinden gesucht. Erst in der Zeit ihres Niederganges ist die dänisch-hallische Mission in dem Entgegenkommen gegen die Kaste in Kirche und Schule zu weitgegangen, wenn es auch nur vereinzelt und vorübergehend vorgekommen sein mag, daß für die Sudra- und Pariachristen zwei verschiedene Kelche beim heiligen Abendmahl gebraucht wurden. Die Leipziger Mission, die diesen Mißbrauch nicht mitgemacht hat, — es ist das nachgerade so oft hervorgehoben worden, daß es kaum verständlich ist, wenn ein so sachkundiger Mann, wie Dekan Römer in Nagold, in dem oben angeführten Artikel des evangelischen Kirchenblattes für Württemberg das alte Märchen von neuem auftischt, — hat sich in gleich weitem Geiste, wie der alte Schwarz, von Anfang an zur Kaste gestellt und versucht, sie besonders durch Predigt, Seelsorge, Beispiel, Kirchenzucht, Hebung der niederen Kasten — auch in letzterer Hinsicht gilt es recht vorsichtig zu sein, um soziale Gefahren zu verhüten — von Innen heraus zu überwinden, den Kastengeist auszutreiben. Namentlich hat Graul schon 1858 auf Grund sorgfältiger Studien bestimmte Grundsätze aufgestellt, die noch heute von den Leipziger Missionaren befolgt werden, und wenn sie auch etwas allgemein gehalten sind und somit einen gewissen Spielraum übrig und feste Ordnungen für bestimmte praktische Fälle vermissen lassen, so sind sie doch fern von jener gesetzlichen Treiberei der englischen Mission und von wahrhaft evangelischem Geiste getragen. Auf einzelne Mißgriffe in der Leipziger Praxis werden wir nachher noch kommen.

Es giebt nämlich eine ganze Anzahl nicht unwichtiger praktischer Fragen, die hier zu lösen sind, und von deren rechten Lösung viel abhängt. Da erhebt sich zunächst die Frage: Wie ist der Übertritt eines Kastenangehörigen zum Christentum zu gestalten? Ist er, wie das grundsätzlich in der englischen Mission der Fall ist, mit dem sogenannten test, d. h. einem öffentlichen gemeinsamen Probeessen mit niederen Kastenleuten zu verbinden, das alljährlich zu wiederholen ist? Mir will das sehr bedenklich scheinen,

die jungen Christen in Reihe und Glied beisammen am Boden der schattigen Festhütte und ließen sich den Reis, der ihnen nach Landessitte auf grünen Bananenblättern gereicht wurde, trefflich schmecken. Nach den oben geschilderten Kastenverhältnissen war dies ein glänzender Sieg über die Kaste.

einmal weil nur zu leicht der Wahn erregt wird, als ob es im Christentum auf solche äußeren Dinge, auf Essen und Trinken ankomme, ein Wahn, der freilich durch den test gerade bekämpft werden soll, und weil der Kastengeist ruhig fortwuchern kann, wenn auch einmal seine Form gebrochen zu sein scheint, ferner weil es durchaus nicht immer Kastenhochmut ist, wenn ein höherer Kastenmann mit einem niederen nicht zusammen essen will. Viele Parias essen Gefallenes, namentlich das Fleisch der Kühe, die nicht getötet werden dürfen, sondern verenden. Und wenn auch christlichen Parias solches verboten wird, der Verdacht lastet doch auf ihnen; und es ergreift daher die höheren Kasten, die sich seit Jahrhunderten des Fleisches überhaupt enthalten haben, und die es für widernatürlich halten, Verendetes zu essen, nicht selten ein Gefühl des Ekels, wenn sie mit solchen Parias zusammen essen sollen. Stosch berichtet (S. 170) von einem der Leipziger Landprediger, die ja auch bei ihrer Ordination in einem besonderen formulierten Gelübde versprechen müssen, daß sie in ihrem amtlichen Verhalten, auch in Bezug auf die Tischgemeinschaft, sich nicht von Kastengesetzen beeinflussen lassen wollen, daß dieser ihm erzählt habe, welche körperliche Überwindung es ihn koste, das Haus eines Mannes zu betreten, von dem er wisse, daß er Gefallenes äße. Und er erzählt weiter von einem treuen alten Diener seiner Kirche, der den Seinen das Fleischessen erlaubt, sie aber gebeten habe, ihn selbst damit zu verschonen, weil sein Körper zu solcher Speise „Nein" sage. Man soll also den test, besonders den Fleischgenuß, überhaupt die Tischgemeinschaft nicht erzwingen, ebensowenig wie den gesellschaftlichen Verkehr, wenn auch bei natürlich gegebenen Gelegenheiten höhere Kastenchristen mit niederen zusammen zu essen haben, wenn sie nicht wie einst Petrus den Vorwurf der Feigheit und Heuchelei auf sich laden wollen. Und wozu die Leute mit jener berüchtigten Tasse Thee quälen? Wenn wir beim Trinken die Tasse an die Lippen setzen, was hat es für einen Zweck, den Hindu auch dazu zwingen zu wollen, wenn er sich davor scheut? Hatte nicht jener Sudrachrist, sagt Stosch (S. 185) mit Recht, dem die Ordination unter der Bedingung angeboten wurde, eine Tasse Thee mit seinem Missionar zu trinken, zum mindesten das Recht der Ehrlichkeit auf seiner Seite, wenn er sagte: „Behalten Sie Ihre Tasse Thee und Ihr Amt; ich bedarf beides nicht". Er ist nachher ohne jene Tasse Thee ordiniert und ein gesegneter Zeuge Christi geworden, der den geringsten Paria seinen Bruder nannte. Es dürfte wohl kein Zweifel sein, daß ein Kastenchrist, der in solchen Äußerlichkeiten von der Kastensitte nicht abweicht, sich viel freier unter seinen Standesgenossen bewegen und unter ihnen für das Christentum mehr wirken kann, als wenn er durch das Gegenteil ihnen Anstoß giebt. Durch die Macht des Christentums und durch die Fortschritte der Kultur wird die Reaktion gegen solche äußeren Dinge nach und nach von selbst überwunden. Die Annahme des Christentums aber bedeutet an und für sich schon einen völligen Kastenbruch. Hierüber kann kein Zweifel bestehen. Wozu also noch mit solchen nebensächlichen Dingen ein Hinduherz quälen? — Es möge bei dieser Gelegenheit auch darauf hingewiesen werden, daß selbstverständlich auch jeder höhere Kastenchrist verpflichtet sein muß, seinen niederen Volksgenossen auch dann beizustehen, wenn z. B. bei einem Unglücksfall oder in der Krankenpflege auch eine leibliche Berührung sich nötig macht, daß dagegen die Zwischenheirat, ohne die eine dauernde Überwindung der Kaste unmöglich ist, nicht befohlen werden darf, und Kastenbräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen und sonst, soweit sie nicht heidnisches Gepräge tragen, zu dulden sind.

Das führt uns zu einem weiteren Punkt, zur Frage: Wie hat sich die Mission zu den äußeren Kastenzeichen zu stellen? Sind bei der Taufe Brahmanenschnur, Zopf und Stirnzeichen abzulegen? Wenn diese Zeichen

ein religiöses Gepräge tragen, so müssen sie entfernt werden. Und es will mir in der That so scheinen, als ob das — von den Stirnzeichen wollen wir schweigen, weil man da verschiedener Meinung sein kann — von Schnur und Zopf gelte. Letzterer insbesondere, der in einem kürzeren oder längeren nicht geflochtenen, sondern lose in einer Schleife zusammengeknoteten Haarschopf oder Haarbüschel besteht (der größere Teil des Kopfes wird rasiert) und von den Männern getragen wird, scheint mit heidnischem Aberglauben völlig verquickt zu sein. Er ist der Schutz des Scheitels, der heiligsten Stelle des Körpers, der Wohnung der Gottheit, des Sitzes der Seele; sein Anrasieren in früher Jugend ist mit feierlichen Ceremonien verbunden, er autorisiert den Hindu zu vielen religiösen Handlungen durch das ganze Leben bis zum Tode. Walter sagt (Ev. M. M. 1896, 332) vom Zopf: Der Hindu opfert alles lieber als seinen Zopf. Schneidet ein Hindu seinen Zopf ab, so wird er aus der Kaste verbannt und ist mundtot gemacht. Man muß Augenzeuge bei Übertritten zum Christentum gewesen sein, um einigermaßen begreifen zu können, welchen Kampf es einen Hindu kostet, seinen Zopf, diesen Lebensnerv des Heidentums, zu durchschneiden. Hierfür nur ein Beispiel: Im Jahre 1892 taufte ich die Erstlinge aus den Heiden in der Stadt Angedipuram, im Innern von Malabar, nämlich einen Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Vor der Taufe bat mich der Hausvater, ihm seinen Zopf abzuschneiden. Als ich bereitwilligst zur That schritt, begann er am ganzen Leibe zu zittern, sank auf die Knie nieder, wehrte einerseits mit seinen Händen, damit ich die Haarlocke doch ja nicht zu nahe am Kopf abschneide, andererseits wünschte er, daß ich sein unwillkürliches Wehren nicht berücksichtigen möchte. Sobald der Zopf gefallen war, fühlte er den Bann der Kaste von sich gewichen, er erhob sich freudig von seinen Knien und war fortan ein anderer Mensch.

Wir können demnach die Praxis der Leipziger Mission und der englischen Ausbreitungsgesellschaft nicht billigen, die den Brahmanen ihren Zopf belassen. Die Schnur wird wohl allgemein abgelegt.

Daß bei der Feier des heiligen Abendmahls nicht verschiedene Kelche, Administranten und Tage für die verschiedenen Kasten verwendet werden dürfen, versteht sich von selbst. Eine sanitäre Gefahr für die höheren Kastenleute, die mit und unter den Parias das heilige Abendmahl genießen, und die Elliot (s. o.) so ausführlich behandelt, ist kaum vorhanden, da bis auf verschwindende Ausnahmen die christlichen Parias nicht mehr auf gleicher Stufe mit ihren Aas essenden Landsleuten stehen, und bei den Christen auch die Reinlichkeit eine ganz andre ist als bei den Heiden. Wenn aber nach dem Herkommen in den älteren Gemeinden der Leipziger Mission — in den neuen wird zumeist kein Unterschied mehr gemacht — erst die Sudramänner, dann die Pariamänner, dann die Sudrafrauen, endlich die Pariafrauen zum Altare treten, so haben wir dafür Parallelen in der Praxis vieler deutscher Landgemeinden, in denen auch nach alter, fester Sitte Großbauern, Kleinbauern, Dienstleute nach einander an den Altar herantreten oder an verschiedenen Tagen zum heiligen Abendmahl gehen. Gewiß ist es wünschenswert, daß gerade beim heiligen Abendmahl alle Unterschiede verschwinden, und das zu erreichen, ist ja auch das Ziel der Leipziger Mission, wie denn auch die aus Geistlichen und Ältesten bestehende 3. tamulische Synode in Madras 1893 auf Grund eines Referats des eingeborenen Pastors Periajánachen mit allen Stimmen gegen die des Laien-Deputierten von Koimbatur den Kastenunterschied beim Abendmahl für verwerflich erklärt und beschlossen hat, den energischen Vortrag des genannten Pastors drucken und in den Gemeinden verbreiten zu lassen, den Ältesten es aber zur Pflicht gemacht hat, mit gutem Beispiele voranzugehen (Ev. luth. Miss.-Bl. 1894, 163 ff. 183 ff.). Und daß

solche Beschlüsse nicht bloß auf dem Papiere stehen, beweist der Bericht des Leipziger Missionsdirektors v. Schwartz über eine Abendmahlsfeier, der er am Charfreitage 1894 in Trankebar, also einer der ältesten Gemeinden, gelegentlich seiner Visitationsreise beiwohnte, und bei der gegen 200 Abendmahlsgäste, Sudrafrauen und Pariamänner zusammen am Altar knieten, auch Sudrafrauen mitten unter Pariafrauen und die Ältesten der Gemeinden als die letzten das Sakrament empfingen. Das war wohl, schließt er diesen Bericht, eine gesegnete Frucht unsrer letzten tamulischen Synode und ein neuer Beweis, daß der Weg geistlicher Einwirkung auf die Eingeborenen langsam, aber friedsam zum Ziele führt, während gesetzliches Drängen von seiten des Europäers den Widerspruchsgeist weckt und die Erreichung des Ziels in die Ferne rückt (56, 162). Auch Grundemann berichtet von ähnlichen Erfahrungen, die er in den Leipziger Gemeinden gemacht hat. Wenn aber Leipziger Tamulenchristen, die in andere evang. Gemeinden ziehen, sich nicht an der Abendmahlsfeier dieser beteiligen, so mag wohl hier und da bei den Eingeborenen das Kastenbewußtsein mitsprechen, aber der wahre Grund ist der übertriebene lutherische Kirchenbegriff, aus dem es sich von selbst ergiebt, daß die eingebornen Christen, ebenso wie die Missionare nur an der Abendmahlsfeier solcher Kirchengemeinschaften teilnehmen, die unzweifelhaft auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehen; die Frage gehört also nicht hierher.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Mission der Gegenwart.

Dem Gesamtbericht der akademischen Missionsvereine

über das Winter-Semester 1896/97 entnehmen wir folgende Angaben: Es bestehen jetzt an 14 deutschen Universitäten und der Universität in Basel akademische Missionsvereine, die im verflossenen Winter 448 Mitglieder zählten, darunter 33 Nichttheologen, und 2491 M. vereinnahmten. Für kirchliche Zwecke wurden 1282 M. ausgegeben. Die meisten Mitglieder (76) hatte Greifswald; dann folgte Bonn (54), Heidelberg (48) und Halle (45); wogegen Berlin nur 15, Königsberg nur 13, Straßburg nur 12 und Breslau gar nur 10 Mitglieder aufzuweisen hatten. 41 Vorträge über äußere, 14 über innere Mission wurden gehalten. In den Berichten der einzelnen Vereine findet sich manches recht Erfreuliche; wir können uns aber dem Eindruck nicht erwehren, daß im großen und ganzen die Teilnahme eine äußerst geringe ist, und daß es in vielen dieser Vereine an einem frischen, kräftigen Leben fehlt. Es liegt z. T. an den ungünstigen Zeitverhältnissen, die alles Interesse auch der Studentenschaft auf die sozialen Fragen lenken, z. T. aber auch an der geringen Unterstützung, die die Vereine von seiten der akademischen Lehrer erhalten. Die Mission ist ein so großes und gewaltiges Werk, daß sie jedem das Herz abgewinnen muß, und wir können uns nicht denken, daß ihr unsere akademische Jugend so teilnahmlos gegenüberstehen würde, wenn sie von den Universitätsprofessoren immer wieder auf diese herrliche und heilige Arbeit im Reiche Gottes hingewiesen würde! Das Bestreben, eine Centralstelle für alle akademischen Missionsvereine zu gründen, ist mit Freuden zu begrüßen. Wir sind der Überzeugung, daß die Sache der Vereine dadurch nur gefördert werden wird. Sehr interessant waren uns die Auseinandersetzungen S. 47 ff. mit dem Studentenbund. Höchst überflüssig und vollständig unangebracht ist der Ausfall gegen die „glaubensarme Theologie“ S. 8. Wir raten dem jugendlichen Schreiber des betr. Passus, vorerst sich einmal gründlich in das Studium der Dogmatik zu vertiefen, und wenn er das gethan, sachlich die „zweifelsüchtige“ Theologie zu bekämpfen. In einen Bericht über akademische Missionsvereine gehören derartige Auslassungen nicht.

Die Rheinische Mission

hat durch den Tod des Missionars Dietrich, der am 8. Juli d. J. vom Typhus dahingerafft wurde, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Missionar Dietrich stand seit 1877 in den Diensten der Rheinischen Mission. Er hat in Zeiten, wo die Leitung an gänzliche Aufgabe des Werkes in China dachte, treu ausgehalten und nicht wenig zu dem Aufschwung neuerdings beigetragen. Am 19. März d. J. waren es 50 Jahre, daß die ersten Barmer Sendboten Genähr sen. und Köster chinesischen Boden betraten. Bei der Feier dieses Jubiläums hielt Missionar Dietrich noch ein Referat über die 50jährige Geschichte der Rheinischen Mission in China. Genauere Nachrichten über seinen Tod fehlen noch. Ebenso hat

die Pariser Missions-Gesellschaft

ein schwerer Schlag getroffen: Am 21. Mai sind zwei ihrer Sendboten, der frühere Senegalmissionar B. Escande und der erst wenige Wochen vorher auf der Insel gelandete Pastor P. Minault ein paar Tagereisen südwestlich von Antananarivo durch eingeborene Wegelagerer ermordet worden. Eine neue Heimsuchung für die so schwer geprüfte evangelische Mission auf Madagaskar!

H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Kawerau, Prof. D. G.: Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Breslau, Verlag von Wilh. Gottl. Korn. —

Über diese hochinteressante Frage hat Kawerau auf der schlesischen Missions-Konferenz in Breslau am 6. Oktober 1896 einen Vortrag gehalten, der auf Wunsch in Druck gegeben ist. Über das Thema zu reden, gehört nicht zu den dankbaren Aufgaben in dem Sinn, daß die gegebenen Ausführungen von vornherein der warmen, freudigen Zustimmung der Hörer gewiß sind; dazu nehmen sie zu viele Illusionen, mit denen wir meist an die Sache herantreten. Kann man doch selbst bei einem Luther, wenn man seine Stellung zur Mission gewissenhaft prüft, nicht sagen, daß er die Missionsaufgabe der Kirche erkannt, sondern muß sich dabei begnügen, daß er den Grund wieder freigelegt, auf dem in späteren Jahren dann die Mission bauen konnte, das Evangelium von der göttlichen Gnade, die da will, daß den sündigen Menschen geholfen werde, daß er die Arbeit der Mission im wesentlichen als abgeschlossen angesehen, wenn er auch einen Blick für die Geschichte der Mission gehabt, daß nur ganz vereinzelt der Gedanke durchblickt, das Evangelium müsse noch weiter laufen, ein Gedanke, der aber nie zu der Folgerung ausreift: So lasset uns denn das Evangelium hinaustragen! Lasset uns Mission treiben! Fast zwei Jahrhunderte mußten vergehen, ehe auf dem Boden der deutschen evangelischen Kirche der Missionsgedanke klar erkannt und ausgesprochen wurde. Warum das geschah? Kawerau giebt uns Aufschluß in seiner wichtigen Schrift, deren Grundgedanken kurz wiederzugeben mir gestattet sei.

Kawerau geht von einer Kritik der Missionsfreunde aus, die bisher das Thema behandelt und zum großen Teil besonders den Reformatoren dasselbe lebendige Missionsinteresse imputiert haben, das ihnen selbst innewohnt. Speziell

wendet er sich gegen Ostertag, der auf Grund zweier Lutherstellen (Psalm 117 und Himmelfahrtspredigt in der Kirchenpostille 1522) den Reformator als Zeugen für den Missionstrieb der reformatorischen Kirche reklamiert, sodann eigentümlicher Weise Erasmus mit seinen warmen, schönen Missionsworten als Streiter für die evangelische Sache ins Feld führt. Auch Plitts Ausführungen über Luther verschleiern künstlich die schlichte Thatsache, daß den Reformatoren Blick und Verständnis gefehlt hat für das, was wir Mission nennen. Warneck erst hat den Thatbestand erkannt und ausgesprochen, daß den Reformatoren der Blick für die Missionsgedanken der Schrift getrübt gewesen, und nach den Gründen dieser Erscheinung gefragt.

Kawerau beginnt nunmehr seine eigenen Ausführungen. Der Thatbestand ist der, daß sämtliche Reformatoren, nicht nur ein Luther und Melanchthon, sondern ebenso auch Zwingli und nicht weniger Calvin, der treffliche Exeget des Neuen Testaments, an all' den Stellen der hl. Schrift, wo uns heutigen Tages die Missionsgedanken des Evangeliums und die Missionsaufgabe der christlichen Gemeinde entgegenleuchten, durchaus nicht die gleichen Gedanken gespürt haben. Sie wissen von einer großen Missionszeit in der Vergangenheit, die Apostel sind in alle Welt ausgegangen, sie und ihre Schüler haben im wesentlichen das Missionswerk ausgerichtet, durch sie ist die Kirche aus den Heiden aufgerichtet. Die Missionsverheißungen der hl. Schrift sind also bereits erfüllt. Nur selten einmal kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß auch die heidnischen Völker das Evangelium noch hören werden. Wie das geschehen werde? An dieser Frage gehen die Reformatoren vorüber. Auch das direkte Gebot: Ihr sollt das Evangelium den Heiden bringen! kommt nicht zur Erkenntnis. Auch die Genfer Unternehmung in Süd-Amerika (1557) und die Gustav Wasas unter den Lappen (1559) können nicht als Belege für den Missionstrieb der reformatorischen Zeit dienen; jene ist keine Sendung von Missionaren, sondern eine Kolonialgründung, und die mitgezogenen Kolonialprediger geben schon 3 Wochen nach ihrer Ankunft die Hoffnung auf, die Heiden zu Christen zu machen; diese ist die einfache Anwendung des Grundsatzes: Cujus regio, ejus religio. Auch das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts beweist, wie fern den Reformatoren die Missionsgedanken gelegen. Der Türkenmission wird hie und da in der reformatorischen Zeit das Wort geredet. Für Luther sind die Türken ein wichtiger Faktor unter den Anzeichen des herannahenden jüngsten Tages. Die Eschatologie Luthers ist das Haupthindernis für die Erkenntnis der Missionsgedanken und die Entwicklung des Missionstriebs. Auch Melanchthon ist in diesen eschatologischen Anschauungen befangen gewesen. Die eschatologische Stimmung der Reformatoren, ihre Geschichtsbetrachtung (basiert auf ihrer Auslegung der Danielstelle von den 4 Weltreichen) in Verbindung mit der Thatsache, daß die Heidenwelt thatsächlich außerhalb ihres Gesichtsfeldes lag, macht es erklärlich, daß wir so wenig Missionsgedanken bei ihnen finden. —

Warum verhält sich aber das nachfolgende Geschlecht bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts den Missionsgedanken gegenüber nicht nur kühl, sondern geradezu ablehnend? Kawerau findet die Erklärung in der Lehre vom apostolischen Amt in seinem Unterschied vom Predigtamt. Nach Johann Gerhard war das Besondere, wodurch sich das Apostelamt vom Predigtamt unterschied, der Auftrag, das Evangelium in der ganzen Welt zu predigen und überall Kirchen zu gründen, und diesen Auftrag haben die Apostel ausgerichtet. Folglich ist er seitdem erloschen. Von nun an giebt es ein Predigtamt, das immer nur einer einzelnen Gemeinde gilt und für welches eine Berufung erfolgen muß. Zudem ist die Missionsausstattung der Apostel nunmehr verschwunden. Sie hatten die Gabe der Krankenheilungen, besonders aber die Gabe, in fremden Sprachen zu reden. Auch hier wieder das Folg-

lich: Da die Wunderausrüstuug mit den Apoſteln aufhörte, war auch der Miſſionsauftrag erledigt. Mit dieſen Gedanken hat ſich die alte lutheriſche Kirche die Hände für die Arbeit der Heidenmiſſion gebunden. Das difficile Gewiſſen betr. ordnungsmäßige Berufung der Sendboten konnte nur beruhigt werden, wenn ein lutheriſcher Fürſt heidniſche Länder in Beſitz nahm und nun kraft ſeiner Pflicht, in ſeinem Gebiet nur chriſtlichen Kult zu dulden, und kraft ſeines Rechts als Landesbiſchof Prediger für ſeine heidniſchen Unterthanen vocierte. Daher denn die lutheriſche Miſſion ihre Anfänge von Dänemark und Norwegen gehabt hat, d. h. von den Ländern, mit denen Kolonialbeſitz mit heidniſcher Bevölkerung verbunden war. Das Facit jener engherzigen, von Rückſichten der Dogmatik diktierten Anſchauung war das: Das Heidentum, das noch vorhanden war, hat ſich ſelbſt verſtockt. Iſt die Predigt der Apoſtel auch nicht überall hingekommen, ſo iſt doch ihr Schall durch alle Welt erklungen. Die Heiden haben ſie verworfen, alſo ſtehen ſie nun nicht mehr unter Gottes Gnade, ſondern unter ſeinem Zorn. Ja, man ſchreckt ſelbſt vor der grauſamen Folgerung nicht zurück: Woher wißt ihr denn, daß es Gottes Wille iſt, den Heiden den Weg der Seligkeit jetzt noch anders zu zeigen, als durch die allgemeinen Mittel ſeiner Providenz, durch die natürliche Gotteserkenntnis? Gottes gerechter Zorn liegt auf der Heidenwelt: So gnädig als er iſt, ſo zornig kann er ſein.

Mit dieſer Betrachtung hat Kawerau ſein Thema erſchöpft. Er ſchließt ab mit dem erfreulichen Ausblick, den uns die kommende Periode zeigt; beſonders mit den Ausführungen Chriſtian Scrivers in ſeinem Seelenſchatz. Hier ſproßt neues Miſſionsleben. Alle Bedenken ſchwinden ihm, denn ihn hat die Liebe, das Mitleid mit den Heiden ergriffen, und er hofft, daß Gott ſich ihrer annehmen werde. Damit hat Scriver den Kernpunkt alles Miſſionslebens getroffen. Die Liebe, die Liebe zu Chriſtus und den verirrten Brüdern, iſt Seele und Triebfeder der Miſſion. Wo das Herz ſo geſtimmt iſt den Heiden gegenüber, da will man ihnen auch helfen. Und wo ein Wille iſt, da findet ſich auch ein Weg. —

Soweit die Inhaltsangabe! Kaweraus Vortrag erſcheint im unſcheinbaren Gewand eines Schriftchens von etwa 27 Oktavſeiten. Aber auf ihn kann man getroſt das non multa, sed multum anwenden. In großen Zügen iſt uns die Stellung der maßgebenden Kreiſe in der evangeliſchen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts zu den Aufgaben der Heidenmiſſion geſchildert; klar, ſcharf in der Gedankenführung, voll wiſſenſchaftlicher Tiefe und unbeſtechlicher Wahrheitsliebe. Auch wo er manche Illuſion zerſtört, geſchieht es nur um der Wahrheit willen, und wohlthuend, verſöhnend wirkt auch dann die warme Liebe zur heiligen Sache, die aus jeder Zeile hervorleuchtet. Beſonders ſchätzenswert iſt es, daß er ſich nicht weiter bei den äußeren Gründen aufhält, die einer Entwicklung des Miſſionsgedankens in jener Zeit hindernd im Wege ſtanden, ſondern, wie nachgewieſen, aus der religiöſen Gedankenwelt der beiden Jahrhunderte heraus es aufzeigt: Die Zeit war für die evangeliſche Miſſion noch nicht erfüllt. Kaweraus Vortrag iſt nicht nur leſenswert — dazu allein iſt er zu inhaltsreich bei ſeiner Kürze —, ſondern verdient gründlich ſtudiert zu werden. Er bleibt ein wichtiger Beitrag für das Verſtändnis der Miſſionsgeſchichte. Wollte Gott, alle Kritiker auf chriſtlichem Gebiet brächten auch das mit, was Kawerau bei ſeiner vorliegenden kritiſchen Arbeit ſich bewahrt hat: Pectus facit theologum! E. Lachmann.

A. Keller. 1. Der Geiſteskampf des Chriſtentums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. Leipzig 1896. Verlag der Akademiſchen Buchhandlung (W. Faber). 90 S. 2 M.

J. Thoma. 2. Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus von Petrus Venerabilus. Leipzig 1896. Derſ. Verlag. 136 S. 2 M.

Andreas, Dr. F. C. 3. Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig 1896. Vers. Verlag. 60 S. 1 M.

Diese drei Schriften stehen im Dienste der Bestrebungen, die der Mission im Gebiete des Islam neues Interesse gewinnen und neue Bahnen eröffnen wollen, Bestrebungen, denen namentlich der Akademische Verlag in Leipzig bezw. Herr Pastor W. Faber in Berlin mit Eifer dient. Es bedarf nur eines Gedankens an die vielfältigen Fragen im Orient und andererseits an das europäische Kolonialgebiet in Afrika, wo auf Schritt und Tritt Islam und Arabertum Hindernis und Gefahr sind für das Festwerden und Weiterdringen der Kultur-Arbeit, um inne zu werden, wie weit über das engere Missionsinteresse hinaus die Frage: Was will mit dem Islam werden? von schwerwiegendster Bedeutung ist.

1. A. Keller schildert die verschiedentliche Gestalt innerer, geistiger Beziehungen zu dem gleich so gewaltig auftretenden Feinde seitens der mittelalterlichen Kirche, Versuche mehr einer geistigen Auseinandersetzung mit demselben, als einer Einwirkung auf ihn zu seiner Überwindnng durch das Kreuz. Der Islam selbst begnügte sich in den Gebieten, die er unterwarf, im wesentlichen damit, den dort vorhandenen Bekenntnissen und Kulten gewisse Schranken zu setzen inbetreff ihrer öffentlichen Ausübung. Er trat als erobernde, aber nicht als missionierende Religion auf, war es doch im wesentlichen die arabische Nation, die in und mit ihm einen staunenswerten Siegeslauf antrat und vollbrachte und ihre Herrschaft über die Völker aufrichtete. So konnte die unterworfene griechische Kirche nichts anderes thun, als in dogmatischen Kontroversen (die seitens des Islam in seiner Stellung als Herrscher meistens in der weitherzigsten Weise behandelt wurden, wenn es auch ab und zu einmal ums Leben ging für einen allzu eifrigen kirchlichen Dogmatiker) wenigstens geistig ihren Besitzstand zu wahren und ihre Überlegenheit trotz der Unterdrückung zu behaupten. Es ist nicht zu verkennen, wie der Islam seinerseits, und zwar nicht unbewußt, reichlich geistigen Gewinn daraus gezogen hat. Etwas wie Missionsinteresse regt sich aber in der abendländischen Kirche, die ja der neuen Erscheinung freier gegenüberstand. Die Kreuzzüge zwar hatten mit solcher Absicht nichts zu thun, hier galt es nur — abgesehen von den hierarchischen Interessen, die dabei mitspielten — durch Wiedergewinnung des heiligen Landes eine Schmach von der Christenheit abzuwälzen und ihr freien Zutritt zu den heiligen Stätten zu gewinnen. Auf die Welt des Islam als solche machten sie so gut wie gar keinen Eindruck. Aber in der zweiten Periode der Kreuzzüge treten zwei Männer auf, Raimundus Lullus und Peter Venerabilis v. Clugny, mit litterarischen Arbeiten, mit eindringenderer Kenntnisnahme vom Islam, mit praktischen Missionsbestrebungen. Diese wenigstens finden wir bei Lullus. Bei Peter will es uns weniger leicht werden, den christlichen Liebeseifer zu spüren, den Keller bei ihm findet. Jedenfalls ist er sehr tief eingehüllt in den kirchlichen Eifer des hierarchischen Dogmatikers. Wir haben gleich von ihm besonders zu sprechen. Keller schließt mit Schilderung einer Bekehrungsformel für konvertierende Sarazenen, in der zunächst die ganze stattliche Reihe von Verfluchungen gegen Mohammed und seine Lehre und Bräuche aufgeführt ist, die der Täufling aussprechen mußte; dann folgt ein rein dogmatisches Bekenntnis mit der ganzen Theologie, Christologie und namentlich auch Marienlehre jener Zeit, während eine Spur eigentlicher Religiosität kaum zu finden ist. Daß eine solche Auflegung eines anderen Jochs, doch desselben starrkirchlichen Charakters, wie das des Islam, keine Christianisierung bedeutet, ist klar, und es ist auch gar nicht ersichtlich, wie der Moslim dazu kommen sollte, seine „Gläubigkeit“ mit einer anderen ebenso gearteten, nur etwas verwickelteren, vertauschen zu wollen.

2. Der große Abt von Clugny, in gewissem Sinne das Gegenstück zu dem größeren Bernhard von Clairvaux, hat „Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus“ hinterlassen, oder wenigstens sind diese erhalten geblieben als Bruchstück einer größeren Streitschrift. Joh. Thoma legt sie uns in einer dankenswerten Übersetzung vor mit kurzem Vorwort. Wir haben eben schon angedeutet, daß wir hier in der That mehr eine Streitschrift, als eine Missionsschrift vor uns haben. Die gelegentliche Betonung der Liebe zu den Verlorenen nimmt sich doch neben durchgehender unbedingter Verwerfung alles dessen, was um sie und in ihnen ist, etwas frostig aus. „Vielleicht kann das herauszugebende Werk, heißt es z. B., auch bei unseren Glaubensgenossen geheimen Bedenken entgegentreten, die ihnen innerlich Unruhe machen, nämlich ob bei diesen unfrommen Leuten nicht doch eine gewisse Frömmigkeit zu finden sei, ob diese Diener der Lüge nicht doch auch ein Fünkchen Wahrheit besäßen“. Für Petrus könnte es sich also, wenn es zur Sache käme, doch nur um einfache bedingungslose Unterwerfung der Mohammedaner handeln. Es ist höchst interessant zu sehen, wie sich hier diese unbedingt verkirchlichte Gestalt des Christentums, indem sie sich als schlechterdings göttlich giltig über den Islam erhebt, doch unwillkürlich als Parallele neben diese arabische Abart von rabbinischem Judentum einerseits und dogmatisiertem Christentum andererseits stellt. Immerhin, wie bedeutsam war es für jene Zeit, doch endlich einige wirkliche Einsicht in den Islam zu erhalten, zumal Petrus auch für eine lateinische Übersetzung des Koran gesorgt hat. Ein eigentliches Eingehen in die Materie findet indessen nicht statt. Wenigstens erschöpfen sich die uns vorliegenden Bücher in der Verhandlung über den frevelhaften Anspruch Mohammeds, ein Prophet sein zu wollen und seinen Koran als Gottes Eingebung verkündigen zu dürfen. Die Behandlung ist rein scholastisch nach einem willkürlich festgestellten Begriffe von Prophetie, dem natürlich nur die biblischen Propheten entsprechen dürfen.

3. Keller sagt am Schlusse seiner oben besprochenen Schrift: „Gelingt es einmal, einen gewissen abgegrenzten Kreis, eine Gemeinde, einen kleinen Stamm für sich für das Christentum zu gewinnen, so ist damit eine Bresche gebrochen, durch welche das Christentum sieghaft Einzug halten kann“. Etwas Ähnliches und in seiner Art Verheißungsvolles dürfte sich darbieten, wenn innerhalb des Islam eine, wenn auch nicht unmittelbar christlich hervorgebrachte, doch auf christliche Ideen zustrebende Bewegung sittlichen Fortschritts sich zeigt, in der der „verbildete und verkümmerte Keim echter Gotteserkenntnis“, der doch im Islam vorhanden, gesunder und reiner emporkommen möchte. Als etwas derartiges beurteilt Faber in einem kurzen Vorwort zu der Abhandlung Andreas' die Bewegung des Babismus in Persien, von der er sagt, daß sie nunmehr weit über Persiens Grenze hinaus bereits Millionen von Anhängern zähle. Er nennt ihn „die Morgenröte einer besseren Zeit (für Persien zunächst), durch welche die Strahlen der aufgehenden Sonne des Christentums durchleuchten“. Nun, auf jeden Fall ist der Babismus, wie er uns in der liebevoll warmen und klaren Schilderung durch den früheren Docenten am orientalischen Seminar entgegentritt, der man zugleich die geschichtliche Sicherheit des Gelehrten und des Augenzeugen anmerkt, eine höchst ansprechende und auch zukunftsvolle Erscheinung.

Im Babismus hat sich ein kräftiger Schößling des Sufismus erhoben, jener eigentümlichen, im Grunde anti-islamischen Verbindung von morgenländischem Mystizismus mit dem persischen Schiitismus, dem Zweige des Islam, der in Ali, dem Sohne des Propheten von der Fatimeh, und dessen Nachkommen die legitime Nachfolge Mohammeds erblickt im Gegensatz gegen das Chalifat.

Die Bewegung begann im Jahre 1844 durch den 1820 in Schiraz ge-

borenen Mirza Ali Muhamed, Schüler sufitischer Weisen, der mit seinem Auftreten sich Bab nannte, die „Pforte", nämlich durch die man zur Erkenntnis der Wahrheit kommt. Er ist 1850 den Märtyrer-Tod gestorben. Unter den Fortsetzern seiner Predigt ragt eine Frau hervor, Zerrin Tadsch, die goldene Krone, mit dem Beinamen Qurret ul Ain, die Augenfreude, eine begeisterte, ja mächtige und doch anmutende Gestalt, auch Märtyrerin ihres Werkes. Weiter dann, der dem Babismus von seiner Verbannung in Bagdad aus größte Kraft und weiteste Verbreitung schaffte: Mirza Hurzein Ali, mit dem Beinamen Beha d. h. „Glanz", 1892 in Akka in Syrien, wo ihm als einer Verkörperung der Gottheit von seinen Anhängern unbegrenzte Verehrung entgegengebracht wurde.

Der Babismus will nicht eine esoterische Lehre oder nur spekulative Theorie sein, „sondern das ganze Leben fordert er von seinen Anhängern, um es von Grund aus umzugestalten — er will Religion sein", und er ist persischer Patriotismus, dessen Ziel auch die politische Rettung des Vaterlandes. Eben damit freilich hängt es auch zusammen, daß er nicht bloß in Märtyrerblut getauft ist, sondern auch selbst Blut vergossen hat, und nicht bloß in Gegenwehr, ja auch nicht bloß von Feinden, sondern auch im Parteizwist. Dennoch sind die Träger der Idee nicht bloß hochragende, sondern reine Gestalten. Der mystisch-spekulative Hintergrund der Lebensanschauung und des Bekenntnisses ist die Lehre, daß der Bab, das Medium aller wahren Erkenntnis, in besonderem geistigen Verkehr mit dem „Imam Mehdi" steht, dem im Verborgenen fortlebenden, am Ende der Zeiten zur Einleitung des goldenen Zeitalters wiederkommenden letzten Nachkommen Alis. Es ist eine fortlaufende und immer weiter sich entwickelnde und vertiefende Offenbarung Gottes, der unveränderlichen Wesenheit, des ewigen Urwillens, durch Propheten zur Führung der Welt gedacht. Auch der Bab darf nicht als der letzte, alles ein für alle Mal abschließende gelten. Und wie die Propheten nur Einzelvertreter einer gleichsam fließenden Fleischwerdung des Urwillens sind, so scheinen die Menschen überhaupt, die Individuen, Einzelerscheinungen des Menschengeistes sein zu sollen, die ihre Unsterblichkeit haben in ihrem Abspiegeln des Urgeistes, aber in ihrer Besonderheit vergänglich sind. Bemerkenswerte Fortschritte nach der ethisch-sozialen Seite hin sind die freiere, würdigere Stellung der Frau, namentlich durch Einschränkung der Ehescheidung und der Vielweiberei, und die freundliche und liebevolle Beachtung der Kinder. Eine Reihe ritueller Vorschriften sind eigentlich für die Zeit erst möglich, wenn die Lehre allgemein geworden. Das heilige Buch ist der Beyan d. h. Erklärung, Darlegung, vom Bab, entstanden in den Jahren 47—50.

„Es läßt sich nicht bestreiten", schließt Andreas, „daß der Bab und seine Jünger, getrieben von der Entrüstung über die Verderbtheit der Regierung und der Geistlichkeit, in großem Stile die nationale Wiedergeburt Persiens angestrebt haben". — — — Ob die Verwirklichung gelingt, läßt sich einstweilen nicht entscheiden. Wenn nicht, würde der Babismus nur die Zahl der Sekten und Orden in Persien vermehrt haben. — — — „Wir können das weder für Persien noch für uns wünschen, denn, im Gegensatz zu der gehässigen Haltung des Islam gegen Andersgläubige, ist die Gesinnung der Babis gegen die Bekenner anderer Religionen eine durchaus freundliche und tolerante; und überdies haben wir ja auch einen hochwichtigen Gedanken mit ihnen gemein: Ihre Lehre von immer vollkommneren Offenbarungen ist ja völlig aus einer Anschauung hervorgewachsen, der wir alle huldigen, und die unser ganzes Leben beherrscht, aus der Anschauung von einem beständigen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit". M. Fischer.

Pierre Loti. Japanische Herbsteindrücke. Übersetzt von Robert Prölß. Stuttgart 1896. J. G. Cotta Nachf. 248 S. 3 M., geb. 4 M.

Der Franzose Pierre Loti ist nur wenige Monate als Marineoffizier in Japan gewesen und hält sich deshalb für unterrichtet genug, nicht nur Landschaften, Gebäude, Paläste und seine Erlebnisse im Reiche der aufgehenden Sonne zu schildern, sondern auch — ohne zu wissen, daß er damit den Pfad eines anderen wohlbekannten Schriftstellers wandert — Urteile über den japanischen Volkscharakter u. s. w. zu fällen, als ob er in der kurzen Zeit dem japanischen Volke hätte „ins Auge und Herz" blicken können. Sein Aufenthalt in Japan fällt ins Jahr 1886, also lange vor den japanisch-chinesischen Krieg. Dieser Umstand ist verhängnisvoll für den Verfasser geworden. Er schreibt über die Geschichte von den 47 Ronins (S. 186): „Sie ist unbegreiflich wie ein altes Rätsel, wenn man die heutigen unmännlichen, entarteten Japaner kennt; sie erweckt die Vorstellung einer großen, edlen und ritterlichen Vergangenheit und wirft selbst noch jetzt für mich einen Schatten von Achtung auf dieses moderne Japan, das ich so sehr verspottet habe". Daß dies Urteil so verkehrt ist, wie nur möglich, hat der Krieg gezeigt. Mag immerhin der plötzliche Umschwung, der in Japan im Laufe der letzten Jahrzehnte sich vollzog, manche Karrikatur europäischen Lebens gezeitigt haben, so ist doch des Erstaunlichen und Bewunderungswürdigen bei diesem schnellen Wechsel mehr als des Verspottungswürdigen. Doch für den Vertreter der Grand Nation, zumal wenn er Offizier ist, giebt's ja außer seiner Nation wenig Bewundernswertes in der Welt. Und außer den Wundern von Nikko, der Totenstadt der japanischen Kaiser, findet Pierre Loti in der That so gut wie nichts zu bewundern in Japan. Wenn er seine dienstfreie Zeit zu Reisen u. dgl. benutzt, so hat es wohl nur den Zweck, sich zu amüsieren und dabei Stoff für eine Reiseschilderung, für ein hübsch gebundenes Buch zu sammeln. „Bei einbrechender Nacht findet in einem besonderen Stadtteile die Ausstellung der Frauen statt. Sehr amüsant!" schreibt er, wo er von der Prostitution in Kioto handelt (S. 34). Am letzten Tage, den er in Japan zubringt, ist er in Uyeno und um 8 Uhr abends befindet er sich am Halteplatz „der kleinen Wagen und Läufer" und weiß nicht, was er nun anfangen soll. „Was thun? Geradeswegs nach dem Bahnhof zurückkehren, den Neunuhrzug nehmen, hübsch verständig nach Yokohama fahren und mit einem gemieteten Sampan mich zu meinem Schiffe auf der Rhede begeben? Mein Gott, ich hatte ja doch noch den Mitternachtszug, da wir erst bei Morgengrauen die Anker zu lichten beabsichtigten — den Mitternachtszug, der mir Zeit ließ, mich noch ein wenig herumzutreiben" (S. 207). Und wohin läßt er sich fahren? „Nach dem großen Yoshiwara". Zwar bittet er, „daß sich niemand entrüste" und versichert uns der unschuldigsten Absichten, er will nur „ein einfacher Zuschauer sein". Und er hält Wort. Aber er nennt die dort stattfindende Ausstellung der unglücklichen Frauen „keusch und anmutig" (S. 212), „bewundert" die „hübschen, stummen Puppen" und wirft, bevor er wieder in seinen Wagen steigt, „den letzten Blick auf dieses magische Schauspiel". Echt französische Leichtfertigkeit zeigt sich auch anderweitig in Pierre Lotis leider ins Deutsche übersetztem Buche, und hochmütige Herzlosigkeit fehlt nicht. „Alle meine Gefährten im Tramway saßen, abgezehrt, bleich und stumpf, mit herunterhängenden schlaffen Lippen da; meist kurzsichtig, hatten sie runde Brillen vor den Augen und rochen nach ranzigem Kamelienöl, nach wilden Tieren, nach der gelben Rasse. Und nicht eine hübsche Musme, auf der ich den Blick hätte ruhen lassen können! Wie sehr ich es bedauerte, Gott! mich in diesen Wagen des gemeinen Volkes verirrt zu haben" (S. 195). Es ist überaus

betrübend, den Namen Gottes so oft ohne alle Ehrfurcht gebraucht, d. i. gemißbraucht zu sehen; doch der Verfasser ist ein Mann, der allem Anschein nach nichts von Gott wissen will, sondern nur an die Materie glaubt. Folgende beiden charakteristischen Stellen berechtigen mich zu dieser Annahme: „Sie [japanische Gräber] glichen den Gräbern, die sich auf unsern Dorfkirchhöfen dicht an die Kirche drängen; nur daß bei uns die Toten auf dem Gottesacker unsre Eichen, unsre Gräser, unsre französischen Blumen befruchten, während hier in der japanischen Erde die gelben, aus anderen Bestandteilen zusammengesetzten Körper andre Gewächse, Bambusse, Kryptomerien und Lotus ernähren. Hierin liegt der einzige Unterschied, sonst aber ist es hier wie dort ein letztes Gebet [?] beim Eintritt ins Nichts“ (S. 118). „Daß diese [Japanerin] da so hübsch, so jung und besonders so ungewöhnlich frisch und gesund war, und ein unerklärliches Etwas in ihrem Blick den meinigen anzog, hatte plötzlich allein einen Zauber auf diese elende Hütte, in der sie lebte, geworfen; ich verspätete mich fast, ich fühlte mich hier nicht mehr allein und verbannt, eine Erschlaffung ergriff mich, die in einer Stunde vielleicht wieder vergessen war, die aber, ach, nur zu sehr jenen Dingen glich, die wir Liebe, Zärtlichkeit, Neigung nennen, und die wir uns bemühen, für groß und edel zu halten. Solche Wirkungen sind geeignet, uns einen erschreckenden Beweis von der Materialität unsers ganzen Seins und von der Nichtigkeit dessen zu geben, was folgt“ (S. 178).

Sonderbar nimmt es sich daher aus, wenn der Verfasser schildert, wie er in dunkler Nacht am Grab des letzten der Schogune stehend, eine Art religiösen Gefühls empfindet: „Hier gab es selbst keine verspäteten Spaziergänger, nicht einen einzigen mehr, weder etwas Drolliges, noch etwas Lächerliches, noch ein Lächeln — nur Geheimnisvolles und zur Andacht Aufforderndes“ (S. 204).

Der einzige Weg, um einigen Nutzen von der Lektüre dieses Buches zu haben, ist, daß man von all den subjektiven Urteilen und Gefühlen des Verfassers absieht und sich einzig an die Beschreibung äußerer, sichtbarer Dinge und Vorgänge hält und bei den landschaftlichen Schilderungen nie vergißt, daß es sich um „Herbsteindrücke“ handelt, also diese Schilderungen nur für einen kleinen Teil des Jahres zutreffend sind.

Das Buch ist durchaus nicht denen zu empfehlen, die wenig über Japan wissen und sich ein Urteil bilden wollen. Wer schon andere gute Bücher über Japan gelesen hat, wird einzelne nicht uninteressante Dinge aus Pierre Lotis Buch entnehmen, besonders was den offiziellen gesellschaftlichen Verkehr zwischen europäischen Nationen und Japan betrifft. „Ein Ball in Yeddo“ und „Die Kaiserin Frühling“ sind Abschnitte nicht ganz ohne Wert für den Missionsfreund und den Ethnologen. Ad. Wendt.

Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2 Bde. Freiburg u. Leipzig. 2. Aufl. J. C. B. Mohr. 1896/97.

Es darf wohl als Zeichen des wirklich bei uns vorhandenen Bedürfnisses eines Lehrbuchs der Religionsgeschichte genommen werden, daß die „zweite völlig neu gearbeitete Auflage“ eines so umfangreich angelegten Buchs innerhalb zehn Jahren möglich geworden ist, und daß dasselbe trotz seines auch jetzt nicht geheilten Grundschadens der Konstruktion, mangelnder religionsphilosophischer Geistestiefe, als „unser“ Lehrbuch der Religionsgeschichte gilt. Der Titel „zweite völlig neu gearbeitete Auflage“ betrifft wesentlich die Anlage des Buchs. Der allgemeine, wenn man so sagen durfte, religionsphilosophische und der ethnologisch-geographische Teil ist, gewiß zum Vorteil der Bestimmung des Buchs, hinweggefallen, so daß es nun als ein ausschließend religionsgeschichtliches Werk erscheint. Noch wesentlicher aber ist die Änderung, daß Herr Chantepie de la Saussaye eine Reihe von Mit-

arbeitern zur Ausführung einiger Völkerreligionen zugelassen hat, was als ein sehr zweifelhafter Gewinn und Fortschritt angesehen werden muß. Gerade das Beste, Eigenartigste, was ein Lehrbuch der Religionsgeschichte, im Unterschiede von andern denselben Stoff behandelnden, etwa allgemein weltgeschichtlichen Darstellungen geben kann, daß die einzelnen Völkerreligionen im Zusammenhang des Ganzen geschaut werden, geht durch eine solche encyklopädische Behandlung verloren. Chantepie's Werk ist nun kein Lehrbuch der Religionsgeschichte mehr, sondern der Religionsgeschichten. Das buntscheckige Aussehen, welches dem Buche dadurch gegeben worden ist, zeigt sich besonders darin, daß einige der Mitarbeiter, wie der Herr Redaktor selbst, „Entwicklungstheoretiker" sind, die andern nicht; der eine und der andere Artikel ein wirklich tieferes Interesse an der Sache spüren läßt; manche dagegen die Religion mehr nur als eine symptomatische Krankheits-Erscheinung des menschlichen Geistes, und ihr Wesen hauptsächlich in derb-realistischen und massiven Äußerungen der großen Menge erscheinen lassen; oder die Geschichte der Religion vorzüglich als eine solche der theologischen und sektiererischen Streitigkeiten behandeln. Für gediegenst halte ich den Artikel über die nordsemitischen Religionen von Dr. Friedrich Jeremias, und über die Religion der Perser hat Dr. Lehmann einen flotten Artikel geschrieben, auch den Verlauf dieser, wie der indischen Religionsgeschichte wesentlich richtig gezeichnet. In Professor Houtsma's Darstellung des Islam macht besonders die gerechte Beurteilung Mohammeds einen günstigen Eindruck; dagegen ist die Wurzel des Islam in der altarabischen Religion nicht genügend bloßgelegt, und die ganze Beschreibung nimmt zu sehr das Aussehen einer farblosen Sektengeschichte an.

Die speziellste Leistung des Herrn Redaktors, die Religion der Griechen, Römer, Germanen trägt die bekannten Vorzüge und Schwächen seiner religionsgeschichtlichen Leistungen: Ausgebreitete Kenntnis der Sachen und geschickte Darstellung derselben, Mangel an tiefer Erfassung des Objekts. Während sonst die 2. Auflage seines Werks insofern einen Fortschritt bedeutet, als sich die Darstellung wenigstens teilweise vom Bann der modernen Entwicklungstheorie freigemacht und die hölzernen Schachteln „Animismus, Fetischismus 2c." schon ziemlich in die Rumpelkammer gestellt hat, ist ihnen leider gerade in der Geschichte der griechischen Religion von dem Herrn Redaktor selbst der Vortritt gelassen worden, und von dem tief-religiösen Geist, der die homerischen Gedichte durchweht, zeigt der Verfasser keine Ahnung.

Der Artikel über die Religion der Ägypter von Lange charakterisiert sich selbst am zutreffendsten durch folgende Sätze: „Eine gründliche Darstellung des theologischen Glaubens kann hier nicht gegeben werden". — „Die alten Formen der religiösen Vorstellung und der Kultus waren die wesentlichen Elemente der Religion . . . Das Bild, das wir nach den vorliegenden Quellen von der ägyptischen Religion geben können, wird mit Notwendigkeit lückenhaft, einseitig und unsicher sein" (S. 102). Daß Herr Lange Wort gehalten hat, bescheinigen wir ihm hiermit gern, wären aber doch an dieser Stelle lieber begegnet: Brugsch's Darstellung der ägyptischen Religion, obschon sie nach Herrn Lange „eigentlich im großen und ganzen eine Darstellung der theologischen Auffassung derselben ist, wie sie sich in Heliopolis ausgebildet hatte" (S. 142).

Über die Religion Israels hat Herr Valeton jr. einen Artikel geschrieben. Nach ihm ist „die israelitische Religion Jahvismus, und der Jahvismus war ursprünglich nur ein Rahmen, der sich allmählich mit immer reicherem Inhalt ausfüllen sollte" . . . „Die Unbestimmtheit in betreff der äußerlichen Formen ermöglichte es dem Jahvismus, sich nach

Bedürfnis in die verschiedenen Zustände einzuleben, oder besser gesagt (!), dieselben in sich aufzunehmen, ohne damit seinen eigentlichen Charakter einzubüßen". Sapienti sat!

Die Religionsgeschichte Japans, Leistung des Herrn Buckley aus Chikago, möge hier mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt bleiben.

Als Kuriosum zum Schlusse noch die Mitteilung, daß Herr Chantepie de la Saussaye seinem Herrn Verleger strengen Befehl gegeben hat, der Redaktion dieser Zeitschrift kein Rezensionsexemplar zukommen zu lassen, weil — die Rezension der 1. Auflage nicht nach Wunsch ausgefallen ist.

Julius Happel.

Verhandlungen der 9. Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen am 25., 26. und 28. Mai 1897. Berlin, M. Warneck 1897, S. 150. Preis 1,20 Mk.

Zum ersten Male veröffentlicht die „Kontinentale Missionskonferenz", eine Vereinigung von Deputierten deutscher evangelischer Missionsgesellschaften, Vertretern der finnischen, schwedischen, norwegischen, dänischen, holländischen und französischen evangelischen Missionen, sowie besonders eingeladenen Missionsfachmännern, einen ausführlichen Bericht über ihre Verhandlungen. Die Konferenz hat bei ihrer im Mai d. J. seit 1866 zum 9. Male in Bremen abgehaltenen Versammlung fleißig gearbeitet. In 3 Tagen sind 8 ausführlichere oder kürzere Referate, die wörtlich mitgeteilt werden, erstattet worden, an jedes Referat schloß sich eine Diskussion, von der ein kurzer Auszug ins Protokoll aufgenommen ist. Fast alle Referate zeichnen sich durch ruhige, nüchterne Haltung aus, dringen in die Sache ein und sind von einem gesunden, evangelischen Geiste durchzogen. Missionsinspektor Dr. Zahn stellt in dem Vortrage über die Eheordnung für die evangelische Mission auf Grund der Schrift die ethischen Gesichtspunkte auf, die unbedingt für eine jede heidenchristliche Gemeinde gelten müssen, bezeichnet es aber als unevangelisch, ein bestimmtes Ehegesetz, das auch die Rechtsformen der Ehe regelt, den Heidenchristen aufzulegen. Prof. Dr. Warneck giebt eine vortreffliche Kritik der modernen Weltevangelisationstheorie, die auf Grund von Matth. 24, 14 „noch in dieser Generation" das Evangelium der gesamten Heidenwelt gepredigt wissen will, und weist nach, daß diese Theorie sowohl der von Christus gestellten Missionsaufgabe, als auch der von den Aposteln geübten Missionsmethode grundsätzlich widerspricht. Missionsinspektor Öhler will das Verhältnis des Missionsschulwesens zu dem kolonialen Regierungsschulwesen nach klaren Grundsätzen unter Wahrung der freien Bewegung der Missionsschulen regeln. Missionsinspektor Dr. Schreiber erteilt Ratschläge über die Organisation der Frauen-Missionsarbeit, empfiehlt nicht die Einrichtung besonderer Häuser für die Ausbildung der Missionsschwestern, möchte vielmehr die Diakonissenhäuser für diesen Zweck dienstbar machen. Prof. Dr. Plath warnt, den Privaterwerb der Missionare ohne Kontrolle zu lassen, und rät dringend, auch für diese Frage bestimmte Ordnungen aufzustellen. Missionsinspektor Merensky und Missionsdirektor von Schwartz kennzeichnen die Stellung der evangelischen Mission zur Beschneidung, über die sie wertvolle, auch in religionswissenschaftlicher Hinsicht bemerkenswerte Mitteilungen machen. Missionsdirektor Buchner schildert die römische Aggression und schlägt zu ihrer Abwehr vor, daß die evangelische Mission ihr passives Verhalten aufgeben und für sich dasselbe Recht, wie die Katholiken, beanspruchen soll, überall mit ihrer Arbeit einzusetzen, auch wenn in diesem Gebiet schon Katholiken thätig sein sollten; auch die katholische Taufe soll nicht in allen Fällen anerkannt werden, namentlich da nicht, wo sie leichtfertig erteilt worden ist. Missionsinspektor Dr. Zahn schildert zuletzt den Missionar als den Anwalt der Eingeborenen.

So ist in diesem Konferenzprotokolle eine Fülle von wertvollem Material sowohl zur Missionstheorie als zum praktischen Missionsbetrieb geboten, daß jeder Missionsfreund nur dankbar für die Veröffentlichung sein wird.

Auf der Konferenz, die im gastlichen Hause eines Bremer Kaufherrn (J. M. Victor) tagte und einen „familienhaften Charakter" trug, waren 10 deutsche evangelische Missionsgesellschaften vertreten, deren Abgeordnete sich in einer Separatkonferenz über ein „Statut für den Ausschuß der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften" einigten. Die auf der Konferenz nicht vertretenen Gesellschaften: Berlin II und Neuendettelsau, sollen noch zum Beitritt aufgefordert werden. Pastor Lic. Weser, Vertreter des Jerusalemsvereins, und Pastor Schwartzkopff, Vertreter des Morgenländischen Frauenvereins, waren zwar auch zur Konferenz eingeladen und erschienen, konnten aber nicht sofort erlangen, daß auch ihre Vereine in den Verband der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften aufgenommen wurden, vielmehr wurden sie mit ihren Wünschen an den neugewählten Ausschuß (Öhler, Buchner, Schreiber, v. Schwartz, Warneck) verwiesen. Unser Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein ist weder zur „Kontinentalen Missionskonferenz" eingeladen, noch mit einer Silbe in den Verhandlungen oder bei der Konstituierung des Ausschusses erwähnt worden. Indem wir diese Thatsache konstatieren, stellen wir zugleich fest, daß bisher noch niemand an dem öfters kundgegebenen guten Willen unseres Vereins, mit und neben den älteren Missionsgesellschaften an der Ausbreitung des Reiches Gottes zu arbeiten, Zweifel erhoben oder unter Anführung von Thatsachen behauptet hat, daß unsere Praxis diesem guten Willen widerspreche. Selbstverständlich hat jede Vereinigung das Recht, einzuladen, wen sie will, aber in dem Augenblicke, wo deutsche evangelische Missionsgesellschaften einen Ausschuß ernennen, der sich öffentlich, auch den Behörden gegenüber, z. B. dem Auswärtigen Amte, als den Ausschuß **der** deutschen evangelischen Missionsgesellschaften bezeichnet, so ist es unsere Pflicht, auf das Mißverhältnis des Namens dieses Ausschusses zu seiner wirklichen Entstehung und Zusammensetzung hinzuweisen. Dr. Th. Arndt.

G. Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeinde in Missionsstunden. 1. Heft. Grönland und Alaska. 1897. 142 S. Leipzig, Jansa. 1,50 M.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeinde darf auf einen Zeitraum von 165 Jahren zurückblicken. Missionsdirektor a. D. Burkhardt will nun diese Arbeit in einem gewissen Zusammenhang vorführen und zwar in Form fortlaufender Missionsstunden. Natürlich wird dabei keine vollständige Geschichte geboten, sondern nur Einzelbilder, aber diese werden so gehalten, daß man dadurch einen richtigen Gesamteindruck von der Arbeit eines bestimmten Gebietes erhält. Das erste Heft, das vorliegt, behandelt Grönland und Alaska. Auf Grönland entfallen 9 Missionsstunden, die von dem Herausgeber, auf Alaska 4 Missionsstunden, die von dem Prediger H. G. Schneider verfaßt sind. Dem Charakter der Missionsstunde entsprechend hat jedes Kapitel ein Bibelwort an seiner Spitze und beginnt mit einer erbaulichen Einleitung, die bei Schneider etwas ausführlicher als bei Burkhardt geraten ist und meist tiefe und gesunde Gedanken enthält. Die eigentlich erzählenden Partien sind frisch und anziehend geschrieben, machen in eindrucksvoller Weise mit Land und Leuten bekannt und zeigen in nüchterner und ehrlicher, aber von Ernst und Glaubensfreudigkeit getragener Darstellung, wie die treue Geduldsarbeit der Brüdergemeinde auch auf dem harten Boden Grönlands und Alaskas mancherlei Frucht gebracht hat. Das Buch, das fesselt, belehrt, stellenweise tief ergreift, wird sich gewiß viele Freunde erwerben und eignet sich auch zum Vorlesen. Aug. Kind.

Guinneß, L. E., Welches Haus? Eine Missionsstudie. Aus dem Englischen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 72 S. 1 M.

Ein mit großer Liebe zur Sache geschriebenes Büchlein, das der Christenheit ihre Missionspflicht warm ans Herz legt. Glühende Begeisterung spricht aus jeder Zeile, originell ist die Einkleidung des Ganzen. Möchte es recht viele erreichen, die die Mission als ein Aschenprödel behandeln! Allerdings dürfen wir nicht verschweigen, daß manches in dem Büchlein unsere ruhigere deutsche Art weniger anmutet. Das Beispiel aus der japanischen Mission S. 25 ist nicht glücklich gewählt. Der Grund, die dortigen Kräfte zu verstärken, sind gerade nicht die offenen Thüren, sondern die Hoffnung, daß nach der jetzigen Zeit des Stillstands und Rückgangs die Zeit der Flut wiederkommen wird, und die Pflicht, der jungen japanischen Christenheit über die gegenwärtige Krisis, die sie durchmacht, durch tüchtige europäische Missionare hinwegzuhelfen. H. Lehmpfuhl.

Holtzmann, H. u. Krüger, G., Theologischer Jahresbericht. XVI. Bd. enth. die Litteratur des Jahres 1896. 1. Abt., Exegese, bearb. von Siegfried und Holtzmann, 6 M., 2. Abt., Historische Theologie, bearb. von Lüdemann, Krüger, Ficker, Löschke, Hegler, Kohlschmidt und Furrer, 7 M., 3 Abt., Systematische Theologie, bearb. von Mayer, Troeltsch, Sulze und Dreyer, 4 M., Subskriptionspreis für alle 5 Abteilungen 20 M.

Der Theologische Jahresbericht ist ein unentbehrliches Mittel zur Orientierung über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie geworden und genießt so allseitige Anerkennung, daß er keiner Empfehlung bedarf. Wir machen an dieser Stelle auf die für die Religionswissenschaft besonders wichtigen, vorzüglichen Arbeiten von Prof. Dr. Furrer über Religionsgeschichte, Prof. Dr. Mayer über Apologetik und Prof. Dr. Troeltsch über Religionsphilosophie aufmerksam. H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

G. Warneck, Die moderne Weltevangelisations-Theorie (A. M. Z. 97, 7). Schowalter, Der Missionsgedanke in holländischen Studentenkreisen (ebenda). v. Ortzen, Der deutsche Studentenbund für Mission (ebenda). P. Wurm, Die niederländische Missions-Gesellschaft (ebenda, 8 u. 9). M. Zahn, Eheordnung für die evangelische Mission (ebenda). J. Richter, Die 9. kontinentale Missionskonferenz in Bremen (ebenda). P. Richter, Bischof French (Evangl. Miss. 97, 7). Erklärung des Missions-Departements (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 9). Unser Jahresfest (Rhein. Miss. 97, 9). Jahresbericht (Berl. M. B. 97, 6). Jahresfest und Generalversammlung (ebenda, 7). Gareis, Eine Predigt der Zahlen (Miss.-Freund 97, 8). Unser Missionsfest (Hermbg. Miss.-Bl. 97, 7). Jahresbericht (Nordd. Miss.-Bl. 97, 7). The Lambeth conference and foreign missions (Church Miss. Int. 97, 9). C. Berry, Medical missions (Miss. Her. 97, 7). Missionary schools (ebenda 9). H. Schodde, The protestant mission societies of Germany (Miss. Rev. 97, 8). A. T. Pierson, Spiritual movements of the half-century (ebenda, 7—9). H. W. Luce, Missionary instruction in theological seminaries (ebenda 7). Johnston, Commercial influence of foreign missions (Church at home and abr. 97, 8). G. T. Purves, Ch. H. Fowler, The reflex influence of missions (ebenda). Israel (Le Missionnaire 97, 8). G. Maspero, La table d'offrande des tombeaux égyptiens (Rev. de l'hist. des rel. 35, 3 und 36, 1). J. Goldziher, Du sens

propre des expressions „Ombre de Dieu, Khalife de Dieux“ pour désigner les chefs dans l'Islam (ebenda). E. Aymonier, Le Cambodge et ses monuments (ebenda 36, 1). L. Knappert, La Religion Germanique d'après le dernier ouvrage de M. Golther (ebenda). J. Vahl, De evangeliske Missionsselskaber og deres Virksomheder (Nordisk M. T. 97, 3). C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeel. van het Nederl. Zendelingg. 41, 1).

II. Die Arbeitsfelder der Miſſion.

A. Amerika.

Grönland (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 97, 7). Moskitoküſte (ebenda, 7 u. 8). Suriname (ebenda, 8). J. O. Stringer, Work among the Eskimo of Makenzie Bay (Church Miss. Int. 97, 8). P. v. Schweinitz, The Moravian missions in Labrador (Miss. Rev. 97, 7).

B. Afrika.

A. Merensky, Süd-Afrika (A. M. Z. 97, 7—9). G. Kurze, Noch einmal die „Germania“ und die Jeſuitenplage in Madagaskar (ebenda, 8 u. 9). L. Ohler, Die evangeliſche Miſſion auf Madagaskar (B. M. M. 97, 7 u. 8). Madagaskar im römiſchen Lichte beſehen (ebenda, 7). Kuſchke, Die Anfänge der Berliner Miſſionsarbeit in der Goldſtadt Johannesberg (Evangl. Miſſ. 97, 7). Leipoldt, 50 Jahre Arbeit auf der Weſtküſte Afrikas (ebenda, 8). Fr. Schlegelmilch, Die Baſeler Miſſion in Kamerun (ebenda, 9). Deutſch-Oſtafrika (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 97, 7—9). Südafrika-Weſt (ebenda, 9). Nachrichten von unſeren Stationen in Britiſch-Kafferland (Berl. M. B. 97, 8). Johanſen, Miſſionsarbeit unter den Wambugu (Oſtafr. M. N. 97, 8). T. E. Alvarez, Pioneer work in Kuranko, the hinterland of Sierra Leone (Church Miss. Int. 97, 9). T. Harding, A visit to the Interior Yoruba Country (ebenda, 8). T. A. Gurney, The transformation of Uganda (Miss. Rev. 97, 7). J. Gillespie, The pigmies or dwarfs of Afrika (ebenda, 8). E. Wilder, Pandita Ramahai and her work military rule in Madagascar (ebenda, 9).

C. Aſien.

O. Flex, Konſtantinopolitaniſche Plaudereien (A. M. Z. 97, 7—9). P. Meiſel, Das Evangelium unter den Armeniern (ebenda, 7). Zur religiöſen Charakteriſtik der Chineſen (ebenda). Die Basler Chinamiſſion vor 50 Jahren und heute (ebenda, 8 u. 9). R. Meumann, Die Miſſion auf den Sangi-Inſeln (B. M. M. 97, 7 u. 8). J. Frohnmeyer, Zwei neueſte Apoſtel des Hinduismus (ebenda, 9). Deutſche Miſſion in der Provinz Kanton (Monatsbl. f. öff. Miſſ.-Std. 97, 7). J. Frohnmeyer, Hausbeſuche in Malabar (ebenda, 9). Ein Fortſchritt in der Leipziger Miſſion (Calw. Miſſ.-Bl. 97, 9). Britiſch-Indien (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 97, 8). Sumatra (Rhein. Miſſ. 97, 7). Aus unſerer chineſiſchen Miſſion (ebenda, 8). Lorbeer, Miſſionsarbeit in Ghaſipur (Biene a. d. Miſſionsf. 97, 7). Hahn, Hungersnot und Teuerung (ebenda, 8). Charmetant, Das ſterbende Armenien und das chriſtliche Europa (Chriſtl. Or. 97, 7 u. 8). R. Harris, Briefe aus Armenien (ebenda, 7—9). Brown, Die Syrer in Perſien und der Oſttürkei (ebenda, 7 u. 9). Die Gelbbücher (ebenda, 7—9). Bishop, Missions in China Korea and Japan (Church Miss. Int. 97, 7). F. T. Cole, C. M. Gleaner, Special missions in India (ebenda). E. Day, A preaching tour to Rujhan (ebenda, 9). W. Banister, Opening of the West River (ebenda). De Forest, A two week's missionary trib in Japan (Miss. Her. 97, 8).

E. Speer, Persian Mohammedans and Mohammedanism (Miss. Rev. 97, 7). J. Vahl, The Skandinavian missions among the Santhals (ebenda). Blodgett, The worship of the earth in China (ebenda). G. Guinness, The focus of heathenism in India (ebenda, 8). E. Griffis, The religions of Japan (ebenda, 9). G. W. Knox, The year in Japan (ebenda). J. Batchelor, Something about the Ainu of Japan (ebenda). P. Hansen, Pundita Ramabai (Nordisk M. T. 97, 3). Derſelbe, Pundita Ramabai's Oplevelser under Hungersnoden i Indien (ebenda). J. Genähr, Kinesernes Religioner (ebenda). West-Java, Lebenswijze der Soendaneezen (Nederl. Zendelingsver. 97, 8 u. 9). H. Rooker, De Kweekschool voor Inlandsche Onderwijzers en Voorgangers te Tomohon (Mededeel. van het Nederl. Zendelingg. 41, 1). A. Kruijt, De school in hare beteekenis voor de Zending op Oost-Java (ebenda). H. Bettink, Een nog zelden besproken element van christelijke beschaving in de Minahassa van Menado (ebenda).

D. Südſee.

M. Paton, Aus dem Leben einer Miſſionarsfrau auf den Neuhebriden (B. M. M. 97, 7). R. Grundemann, Bilder von den Bismarck-Inſeln (Evangl. Miſſ. 97, 7 u. 8). Neuguinea (Rhein. Miſſ. 97, 7).

Vereinsnachrichten.

Von unſeren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Über die Einführung unſeres neuen Miſſionars Pf. Wendt

berichtet Pf. Dr. Chriſtlieb:

„Die feierliche Einführung von Paſtor Wendt in der Hongogemeinde fand am Sonntag, den 25. April, im Gottesdienſt ſtatt. Ausnahmsweiſe war an dieſem Tag keine deutſche Predigt, da in der Charwoche ſowohl in Yokohama als in Tokyo zweimal Gottesdienſt gehalten worden war; dadurch war es möglich geworden, die Feier auf einen Sonntag zu verlegen, an dem natürlich die Mitglieder der Hongogemeinde viel eher ſich zahlreich einfinden können als an einem Werktag. Frau Paſtor Minami ſpielte zum Eingang ein Orgelſtück; nachdem die Gemeinde ein Lied aus dem japaniſchen Geſangbuch geſungen hatte — wir Miſſionare hatten den neuen Ankömmlingen ein ſolches in lateiniſcher Schrift und ein eben ſolches Neues Teſtament zum Eintritt geſchenkt — wurde Pſalm 24 und Röm. 15, 15—33 verleſen, und Paſtor Minami ſprach ein Gebet. Als der älteſte der Miſſionare begann ich die Reihe der Reden mit einer Anſprache über 2. Kor. 5, 20, in der ich ausführte, wie wir uns alle noch erinnerten, mit welchen zwiſchen Sorge und Mut ſchwankenden Gefühlen der neue Miſſionar einer ſolchen Feier beiwohnt, daß aber außer dem Bewußtſein, eine treue Helferin zur Seite und an uns gute Freunde zu haben, doch nur das Vertrauen auf unſere göttliche Sendung uns den Mut geben kann, in einem fremden Volke für das Reich Gottes zu arbeiten, und daß es nun Sache der Gemeinde iſt, als Vertreter des Volkes, zu dem unſer Freund gekommen, ihn freundlich aufzunehmen und in ſeiner Arbeit ihm beizuſtehen.

Nach mir trat der jüngſte unſerer theologiſchen Schüler, Nakamura, der

bereits bei Pastor Wendt Stunden hat, mit einer kurzen englischen Begrüßungsansprache auf. Sodann sprach Pastor Schiller über Apostelgeschichte 1, 8. Wie die Apostel in der Kraft des Geistes Christi ausgezogen sind, um von ihm zu zeugen bis an's Ende der Erde, so ist die Botschaft von der Erlösung jetzt vor dreißig Jahren auch nach Japan gekommen und Großes ist schon erreicht worden. Der Liebeseifer der Missionsfreunde in unserer deutschen Heimat hat jetzt wieder einen neuen Glaubensboten herausgesandt, der alles verlassen hat, um hier das Evangelium zu predigen. Möchte er mit Liebe aufgenommen werden, und seine Arbeit vom göttlichen Segen begleitet sein!

Nun sang Frau Pastor Minami ein Lied mit Harmoniumbegleitung, und dann begrüßte Pastor Minami den neuen Missionar im Namen der Gemeinde. Er wies auf die schwierige Lage der Missionen in Japan im gegenwärtigen Zeitpunkt hin, erinnerte an die Anfangszeit unserer Mission unter Spinner und Schmiedel und mahnte zur Hoffnung. Auch in der übrigen Kirchengeschichte sind solche Perioden der Verzögerung des Fortschritts vorgekommen, und so wird auch diese jetzt überwunden werden. Um so erfreulicher ist es, daß wir gerade jetzt eine neue Verstärkung unserer Arbeiterzahl erhalten haben.

Als letzter von allen sprach Pastor Wendt selbst. Herzliche Worte der Begrüßung, so führte er aus, haben er und seine Frau bisher gehört von allen, mit denen er bis jetzt in Japan bekannt geworden, und heute werden sie in ihr eigentliches Arbeitsfeld eingeführt. Dank gegen Gott erfüllt ihre Herzen, ein Dank, den sie abstatten wollen in Thaten freudigen Gehorsams gegen Gott und selbstloser Liebe gegen die Brüder. Und die Arbeit in diesem Dienste soll ihnen hinweghelfen über die Trennung von all ihren Lieben in der Heimat. Und daß diese Arbeit offene Herzen finden wird auch im fremden Volke, dafür ist ihm Bürgschaft, daß er neulich im japanischen Gottesdienst so oft das Wort „Kokoro" = Herz in der Predigt gehört hat. Wo so viel vom „Herzen" gesprochen wird, da muß auch Herz und Gemüt im Volke vorhanden sein, und an diese Herzen will er sich wenden mit der Botschaft: „Gott ist die Liebe".

Nachdem die Feier mit Gesang und Gebet geschlossen hatte, gingen wir alle zusammen nach dem Uyeno-Park, wo wir in einem schön gelegenen Theehause, mit Aussicht über halb Tokyo, uns niederließen und die bei solchen Gelegenheiten übliche, einfache japanische Mahlzeit einnahmen. Herr Muko, unser ältestes Gemeindeglied, der jetzt als Lehrer des Deutschen an das Gymnasium nach Kanazawa kommt, hielt noch eine englische Begrüßungsrede und gegen 4 Uhr trennten wir uns.

Möge unserem neuen Freunde und Mitarbeiter ein reicher Erfolg der Arbeit, der er sein Leben weihen will, beschieden sein, und Gottes Segen auf seiner Thätigkeit ruhen."

Lebensläufe unserer theologischen Schüler Komai, Aoki, Hiroi,

die am Schluß des Sommersemesters ihr 2. Examen bestanden haben und nunmehr als japanische Gehilfen an der Seite unserer Missionare für unser Werk in Japan thätig sein werden:

1. Komai Kanao ist geboren am 21. Mai 1865 in einem Vororte von Kumamoto auf Kyūshiū als ältester Sohn eines Samurai, der ein eifriger Konfuzianist ist. Von 1873—79 besuchte er die Volksschule seines Heimatortes, von 1879—83 eine private Mittelschule daselbst mit konfuzianischem Geiste, ohne fremde Sprachen, 1884 absolvierte er das Volksschullehrerexamen und begann englisch zu lernen; 1885—86 besuchte er die öffentliche Mittelschule zu Kumamoto und von 1886—90 die private Mittelschule des christlichen Pastors Ebina. Hier war er seit 1888 Hilfslehrer und von 1890—93 Lehrer der Mathematik und Aufseher im Alumnate. 1894 trat er in unsere Theologische Schule ein.

Von Hause aus war er Konfuzianist und nicht vom Buddhismus beeinflußt, er haßte das Christentum als die „böse Religion fremder Götzen". 1882 hörte er die erste Predigt eines griechisch-katholischen Predigers, in welcher ihm die Lehre von der Unsterblichkeit besonderen Anstoß bereitete. Doch begann er, sich mit dem Christentum zu beschäftigen. Seit 1883 erhielt er von einem kongregationalistischen japanischen Prediger Unterricht im Englischen und in der Bibel. Doch ließ er sich nicht taufen, weil er an den Wundern der Bibel Anstoß nahm. Eine fünfmonatliche Krankheit brachte ihn zu ernstem Nachdenken über religiöse Dinge, und er begann, das Christentum von der moralischen Seite aus zu verstehen. 1886 ließ er sich von der Möglichkeit der Wunder überzeugen und empfing die Taufe trotz mancher verbleibenden Zweifel. Seit 1886 las er Shinri, etwa von Nr. 15 an. Während seine Freunde in die Dōshisha eintraten, suchte er im Jahre 1894, durch die Lektüre von Shinri bewogen, unsere Schule auf, wo er vor wenigen Tagen graduierte.

2. Hiroi Tatsutarō wurde am 15. August 1874 zu Yanagawa im Fukuoka-Bezirk auf Kyūshiū als Sohn eines Landarztes geboren. Die einzige noch lebende Schwester bereitet sich in Nagasaki auf den Beruf einer Bibelfrau vor. Der Vater starb, als der Knabe 3 Jahre alt war. Von 1883—88 besuchte der Knabe die Volksschule seines Dorfes. Er hatte eine große Sehnsucht danach, englisch zu lernen, aber keine Gelegenheit und keine Mittel. Die Mutter setzte schließlich seinem Drängen keinen Widerstand entgegen, händigte ihm 5 Yen ein und ließ ihn im März 1889 nach Nagasaki ziehen, um dort sein Glück zu versuchen. In dem Hause eines reichen Advokaten gelang es ihm, Aufnahme zu finden, so daß er studieren konnte. Von September 1889—Mai 1893 besuchte er das sogenannte Cobleigh-Seminar, eine höhere christliche Schule. Die Eltern gehörten zur buddhistischen Shiushiū-Sekte, aber der Sohn hatte, wie es gewöhnlich bei japanischen Kindern ist, keine Religion, nur religiöse Gewohnheit. Allmählich wurde er durch den Einfluß der christlichen Schule fürs Christentum gewonnen und im Juni 1891 in einer methodistischen Kirche getauft. Im September 1893 trat er in unsere Theologische Schule ein.

3. Aoki Ritsuhikō wurde am 16. April 1873 zu Nojiri in Higo auf Kyūshiū als Sohn eines Arztes geboren. Der Vater gehörte zur buddhistischen Nichirensekte und that während einer schweren Krankheit des Kindes das Gelübde, den Sohn Mönch werden zu lassen, dem er darum auch nach dem Namen der Gottheit Kishimojin den Beinamen Kishihikō gab. Zunächst besuchte der Knabe die Dorfschule. Im 14. Jahre kam er nach mancherlei Zerwürfnissen mit dem strengen Vater nach Hyūga ins Haus eines Lehrers mit Namen Koga, der aber ein eifriger Christ war. Hier wurde er zuerst mit dem Christentume bekannt, von dem er früher nur gehört hatte, daß es die unmoralische Religion des Westens sei. Als die Zugehörigkeit Kogas zum Christentum bekannt wurde, verlor derselbe seine Lehrerstelle — er ist jetzt Pastor der bischöflichen Kirche — und sein Zögling wurde ins Elternhaus zurückgerufen, wo die Spuren christlichen Einflusses getilgt werden sollten. Im Jahre 1888 verließ er heimlich das Elternhaus und trat in die Chinzei Gakkō, eine höhere Missionsschule zu Nagasaki, ein, wo er durch die Unterstützungen des Rev. Spencer lebte. Allmählich wurde er fürs Christentum gewonnen; besonders die christliche Liebe, die er während einer Krankheit erfuhr, und die Nachricht vom Tode seiner Mutter gaben den Ausschlag, und im Mai 1890 wurde er durch Rev. Spencer getauft. Der Vater war darüber so erzürnt, daß er ihn bei einem Ferienbesuche im Sommer 1892 zu Hause behielt, um ihn für den Buddhismus zurückzugewinnen. Im Mai 1893 entschloß er sich, unsere Theologische Schule zu besuchen. Sein Vater gab ihm 30 Sen (= 65 Pfennig) mit auf den Weg, doch durch die Hilfe vieler Leute gelang es ihm, vom 13.—26. Mai bis nach Tokyo zu kommen, wo er in unsere Schule eintrat, die er nun, sowie seine Landsleute Hiroi und Komai absolviert hat.

Unſer Miſſionar Pf. Dr. Chriſtlieb

hat durch die Gnade Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Carl Alexander von Sachſen anläßlich der Einweihung der deutſchen evangeliſchen Kirche in Tokyo den Großherzoglich Sächſiſchen Falkenorden II. Klaſſe erhalten.

Shinri.

Januar 1897 (Nr. 84) H. Minami, Unſer Gruß zum Jahreswechſel. — Dr. Chriſtlieb, Die Perſönlichkeit Gottes. — Derſelbe, Die Philoſophie Kants (Fortſetzung). — Derſelbe, Die Mythologie des Rigveda nach Max Müller und Oldenberg. — Derſelbe, Das neue Werk von Eduard von Hartmann: Lehre von den Kategorien.

Februar 1897 (Nr. 85) H. Minami, Chriſtentum und Menſchenkenntnis. — M. Anegaki, Der Urſprung der Buddha-Kaya-Theorie. — Dr. Chriſtlieb, Die Philoſophie Kants (Fortſetzung). — Derſelbe, Offenbarung.

März 1897 (Nr. 86) H. Minami, Eine Betrachtung. — Dr. Chriſtlieb, Der Glaube und das Weſen des Chriſtentums und Proteſtantismus. — Derſelbe, Enthüllung der Philoſophie des Brahmanismus. — Derſelbe, Die Philoſophie Kants (Fortſetzung). — Derſelbe, H. J. Holtzmann's neues Werk über die Theologie des Neuen Teſtaments, 1. Teil: Das Evangelium Jeſu. — E. Schiller, Melanchtons Leben. — Toſeian-Schujin, Rathgens Erwachen des jungen Japan.

April 1897 (Nr. 87) H. Minami, Kennen die Chriſten ihre gegenwärtige Lage? — Dr. Chriſtlieb, Enthüllung der Philoſophie des Brahmanismus. — H. Ritter, Stammen alle lebende Weſen von der gleichen Urform des Lebens ab? (Mit Biographie Ritters). — Inaſawa, Goethes Mutter. I.

Mai 1897 (Nr. 88) Dr. Chriſtlieb, Formalprinzip der Dogmatik. — H. Minami, Meſſianiſches Bewußtſein Jeſu. — Derſelbe, Japanismus und Chriſtentum.

Aus China.

Aus Dr. Fabers Bericht über das 2. Quartal 1897.

Dr. Faber teilt mit, daß von ſeiner Flugſchrift: „China in hiſtoriſcher Beleuchtung" nunmehr auch eine engliſche Überſetzung erſchienen iſt. Von ſeinem Werke: „The Mind of Mencius" iſt eine 2. Auflage nötig geworden. Ebenſo hat Rev. Dr. Kupfer in Chinkiang die Überſetzung der Faber'ſchen Arbeit über Micius übernommen; ſpäter ſoll auch der Licius in engliſcher Sprache erſcheinen. Dr. Faber ſchreibt dann weiter: „Der Druck der Überſetzung von: „Sitten und Gebräuche ꝛc." (der engliſche Titel lautet: „Problems of Practical Christianity in China") geht in der Preſſe des Shanghai Mercury rüſtig voran. Mit dem Druck der drei oder vier Bände meiner chineſiſchen Arbeit: „Kritik des Inhalts der Klaſſiker", reſp. „Die heiligen Schriften des Konfuzianismus" hoffe ich gegen Ende des dritten Quartals beginnen zu können. Mit meiner Skizzierung der chineſiſchen Geſchichte bin ich bis 1450 gekommen."

„Die heiße Zeit gedenke ich, ſo Gott will, in der Sommerwohnung des Kollegen Kranz zu verbringen. Dieſe Gelegenheit möchte ich benutzen, die dortige Flora zu durchforſchen. Um für die chineſiſchen Pflanzennamen eine ſichere Baſis zu erlangen, habe ich mir ſchon vor Jahren die beſten illuſtrierten chineſiſchen Werke verſchafft. Außer der früher beſchriebenen großen Encyklopädie beſitze ich eine ältere Encyklopädie, San Tsai, jedoch von beiden nur noch die botaniſchen und zoologiſchen Teile. Dieſe letztere ſtammt aus der früheren d. i. Ming-Dynaſtie, ebenſo ein Werk über Agrikultur mit mehreren hundert Bildern von eßbaren

Pflanzen und Pen tsao, die berühmte Materia medica. Weiter besitze ich das beste neuere Werk über Pflanzenkunde von einem hohen Mandarin mit vielen guten und noch mehr schlechten Figuren. Dann kommt noch eine umfangreiche botanische Encyklopädie in Betracht, welche ohne Bilder, aber reich an allerlei Notizen ist. Von der einschlägigen japanischen Litteratur besitze ich alles, was ich selber in Japan auftreiben konnte oder der gütigen Bemühung der Kollegen in Tokyo verdanke. Meine Absicht ist nun, ein Inhaltsverzeichnis jedes der genannten chinesischen Werke, in chinesischer Schrift, Romanisierung und wissenschaftlicher Benennung zu veröffentlichen. Etwa drei Viertel der Arbeit habe ich bereits als Resultat früherer Jahre daliegen und halte es der Mühe wert, womöglich die letzte Hand anzulegen, um nicht das mühsam gesammelte Material verloren gehen zu lassen. Zu diesem Zwecke habe ich wieder angefangen, ein Herbarium anzulegen, wenn auch nicht so großartig wie früher. Die Gegend von Kiukiang ist für meinen Zweck sehr geeignet, so daß ich mir reiche Ausbeute verspreche. Ohne die gute Gelegenheit, welche mir die gütige Einladung von Kollegen Kranz bietet, würde ich wohl die Herbariumsarbeit nicht wieder aufgenommen haben. Natürlich lasse ich durch Chinesen thun, was für sie möglich ist, aber leider findet man noch immer äußerst selten einen Chinesen, der aus Lust zum Lernen, resp. Forschungstrieb, dergleichen thun würde; der Geldverdienst ist stets maßgebend. Ich habe seit März schon den dritten jungen Mann zum Sammeln, die beiden ersten waren Fehlversuche; hoffentlich bewährt sich der Dritte. Mir ist die botanische Beschäftigung zugleich eine nötige Abwechslung in der anhaltenden Geistesarbeit, und die Bergluft wirkt hoffentlich auch erfrischend auf den leiblichen Organismus."

Aus Pf. Kranz' Bericht für das 2. Quartal 1897.

Meine Schrift „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus" habe ich in revidierter Auflage als Bogentraktat drucken lassen und zwar 10,000 Exemplare in der American Mission Press und 8000 Exemplare in der Druckerei einer chinesischen Zeitung, der Tsh Nan Poa. Ich werde den Traktat zu halben Preisen verkaufen, d. h. tausend Exemplare für einen Dollar (etwa 2 Mark); so ist es nun in Anbetracht der Menge des darin bewältigten Stoffs wohl die billigste Schrift in China (5 Exemplare für 1 Pfennig). — Die Übersetzung der ersten Hälfte des Lehrbuches Kuan hoa Tsh Nan in den Shanghaidialekt, die Mr. Tsao, mein Shanghai-Chinese, unter meiner Aufsicht angefertigt hat, ist im Druck vollendet. Das Lehrbuch, den Mandarindialekt mit lateinischen Buchstaben schreiben zu lernen, welches Rev. Leaman auf meine Veranlassung angefertigt hat, wird nun auch in wenigen Wochen im Druck vollendet sein. Ich habe zum größten Teil die Druckbogen selbst revidiert und manche Verbesserungen eingefügt, namentlich im chinesischen Texte, 1000 Exemplare werden auf meine Kosten gedruckt. In den letzten Monaten habe ich mich bemüht, die chinesischen Handbücher der Theologie, welche von der Baseler Mission in der Kantonprovinz benutzt werden und zumeist von Missionar Schaub verfaßt sind, auch unter den Missionaren des mittleren und nördlichen Chinas bekannt zu machen, und zu diesem Zweck habe ich eine ausführliche Anzeige für den Chinese Recorder (englische Monatsschrift, von fast allen gebildeten Missionaren in China gelesen) drucken lassen und eine beträchtliche Anzahl der verschiedenen Werke zum Verkauf durch die Presbyterian Mission Press in Shanghai bestellt.

Zum großen Teil war meine Zeit im vergangenen Quartal wieder durch die Sekretariatsgeschäfte der Diffusion Society in Anspruch genommen. Wir haben bereits eine große Anzahl Bücher zur Verteilung unter den Studenten bei den Examina ausgesandt. Wir haben Tausende von Schriften gesandt nach Tshen tufu, Hauptstadt von Szechuen; Hsi ganfu, Hauptstadt von Shensi; Tai yuenfu, Hauptstadt von Shansi, Peking in Tshili; Moukden, Hauptstadt der Mandschurei;

Wuchang, Hauptstadt von Hupeh (20,000 Exemplare); Nanking, Hauptstadt von Kiangsu (25,000 Exemplare); Hangchow, Hauptstadt von Tshe kiang; und nach Tshu-Wang für Honan. — Nach der „Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges", verfaßt von Dr. Allen, herrscht so große Nachfrage, daß wir nicht schnell genug neue Auflagen drucken können. Das Werk umfaßt 14 Bändchen; wir haben jetzt 3000 Exemplare im Druck. Ebenso wird Mr. Richards Übersetzung von Mackenzies' Geschichte der Civilisation im 19. Jahrhundert in so viel Exemplaren begehrt, daß ich noch in den letzten Tagen in Shanghai auf meine eigene Verantwortung den Neudruck von 2000 Exemplaren angeordnet habe, da ich voraussah, daß die soeben im Druck beendeten 1200 Exemplare in wenigen Monaten ausverkauft sein werden. Wir verkaufen das Exemplar zu 2 Dollars. Von Mr. Richard erhielt ich ein sehr ermutigendes Schreiben aus England. Die Baptist Missionary Society hat sich bereit erklärt, außer Mr. Richards Gehalt auch noch 100 Pfd. jährlich = 2000 Mark für Verbreitung von Litteratur zu zahlen. Mr. Richard hat in England einen sehr enthusiastischen Aufruf über den Wert und die Notwendigkeit litterarischer Missionsarbeit in China erlassen und mit den Sekretären der verschiedenen englischen Missionsgesellschaften eine Konferenz gehabt. Er hofft, daß noch mehr Gesellschaften dem Beispiel der Baptist Missionary Society folgen werden. Mr. Richard denkt im September oder Oktober über Amerika nach Shanghai zurückzukehren. In Amerika wird er wohl mit Rev. Gilbert Reid zusammentreffen, der in Peking eine spezielle Mission unter den hohen Mandarinen gegründet und in neuester Zeit den berühmten Dr. Martin zum Mitarbeiter gewonnen hat. Mr. Reid will in Amerika 100,000 Taels zusammenbringen zum Bau eines Auditoriums, eines Museums und einer Bibliothek für die Mandarin-Mission. Reids Ideen berühren sich vielfach mit dem, was unser Dr. Buß vor Jahren in seinem Buch über Mission ausgesprochen hat. Die Shanghaizeitungen haben Rev. Reid wiederholt voll Anerkennung lange Leitartikel gewidmet.

Anfang Juni hatten wir einige schon recht heiße Tage, und meine Mutter fühlte sich nicht recht wohl. So beschlossen wir, am 12. Juni unsere Reise nach Kuling anzutreten. Sonnabend, den 12. Juni, gingen wir abends an Bord des Dampfers Nganking und verließen Shanghai etwa nachts 2 Uhr. Wir hatten eine sehr günstige und interessante Fahrt den Yangtzekiang hinauf. Dienstag um 12 Uhr Mittags langten wir in Kiukiang an. Ich engagierte Träger für unser Gepäck und für Tragstühle und besorgte einige Einkäufe. Um ½4 Uhr verließen wir Kiukiang und gelangten, durch üppige Felder getragen, bei prachtvollem Wetter nach 3 Stunden an den Fuß der Berge, wo das Kuling-Komitee ein kleines Haus für Fremde erbaut hat. Hier blieben wir die Nacht. Am nächsten Morgen um ½6 Uhr traten wir den steilen Aufstieg an, jeder von 6 Mann in einem Tragstuhl getragen. Unterwegs hatten wir herrliche Aussichten in wilde Bergschluchten und in die Yangtze-Ebene. Gegen 9 Uhr morgens erreichten wir unser Haus in Kuling. Es liegt 4500 Fuß hoch in einem breiten Bergthal; die Berge ringsum sind noch etwa 1500 Fuß höher. Hier oben ist es sehr schön kühl, und meine Mutter, ich selbst und unser Gretchen fühlen uns hier sehr wohl. Meine Frau hat leider wieder einen Asthmaanfall gehabt und wird seit unserem Heraufkommen von einem langwierigen Schnupfen geplagt, der gar nicht weichen zu wollen scheint. In einigen Tagen erwarten wir Dr. Faber, der bei uns wohnen und die Flora dieser Berge erforschen wird. Bis jetzt sind hier etwa 50 Häuser teils vollendet, teils ihrer Vollendung nahe. In einigen Jahren wird dies im Sommer ein Sammelplatz sehr vieler Missionare sein und deshalb ein vorzüglicher Ort, um litterarische Arbeiten bekannt zu machen und wichtige Missionsfragen zu diskutieren. Da ich hier viel besser arbeiten kann als in der Hitze Shanghais und es auch meiner Mutter wegen notwendig ist, so beabsichtigen wir hier bis Ende September oder Anfang Oktober zu bleiben. Wir sitzen hier zwar oft in Wolken und Nebel und haben viel Regen, aber es ist doch besser als unten in der Hitze."

Die dreizehnte Jahresverſammlung des Allg. evang.-prot. Miſſionvereins in Glarus am 17. und 18. Auguſt 1897.

Die diesjährige Generalverſammlung des Vereins tagte am 17. und 18. Auguſt in Glarus, der maleriſch am Fuße des Glärniſch gelegenen Schweizer Stadt, die in ihrem Wappen das Bild Fridolins, des erſten Apoſtels Alemanniens, führt, in der ſich der Reformator Zwingli auf ſein weltgeſchichtliches Wirken vorbereitete, und die für uns die ganz beſondere Bedeutung hat, daß aus ihr die Quelle unſerer Miſſion entſprungen iſt. Waltet doch in Glarus der Begründer unſeres Vereins, unſer Ehrenpräſident Pf. Dr. Buß, ſeines Amtes. Aus allen Teilen der Schweiz und Deutſchlands waren die Vertreter des Vereins erſchienen, um hier gemeinſam zu beraten, überall aufs freundlichſte von der gaſtfreien Bevölkerung aufgenommen und bewirtet.

Der Centralvorſtand vereinigte ſich am Vormittag des 17. Auguſt zu einer fünfſtündigen Konferenz, deren wichtigſte Beſchlüſſe S. 255 f. mitgeteilt ſind. Von den Centralvorſtands-Mitgliedern waren anweſend: Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Baſſermann, Pf. Dr. Buß, Konſ.-Rat Dr. Ehlers, Prof. Dr. Keſſelring, Pred. Lic. Dr. Kind, Prof. Dr. Pleiderer, Pf. Röhrich, Konſul R. Schöller, Oberhofprediger Dr. Spinner, Konſul C. E. Weber. Außerdem wohnte der Konferenz mit beratender Stimme bei Pf. Weber aus Zürich als Sekretär des Schweizer Landesvereins, Pfarrer Stähelin aus Schwanden als Zuhörer.

Ein Feſtgottesdienſt abends 6 Uhr eröffnete die eigentliche Feier. Die Feſtpredigt hielt Prof. Dr. Furrer aus Zürich auf Grund von Gal. 1, 15 u. 16. Worin das Geheimnis der Kraft Pauli, eines der größten Geiſteshelden für alle Zeiten, lag, das ſagt er uns in vorliegendem Texte ſelbſt. Lange Zeit hatte er nach Frieden gerungen; als er aber in dem Manne der Schmerzen die tiefſten Rätſel des Lebens gelöſt fand, da brach für ihn ein neues Leben an, da wurde ihm aber auch die Gewißheit: Der ewige Gott wendet ſich nicht bloß an ein einzelnes Volk, er will ſich vielmehr ein Volk ſammeln aus allen Menſchen. Darum entſchloß er ſich, in die Welt hinauszuziehen und Seelen zu gewinnen. Man hätte wohl ſagen können: Du biſt ein Jude, Paulus, haſt ein jüdiſches Geſicht und willſt Heiden bekehren? Du willſt uns eine höhere Weisheit lehren als unſere Philoſophen? Iſt nicht die ungeſchulte Menge der Heiden in ſtumpfen Aberglauben verſunken? Wo ſind Seelen, die nach einem höheren Leben verlangen? — Aber Paulus ging nicht mit Fleiſch und Blut zu Rate. Muß nicht des Apoſtels Wort auch bei uns einen Wiederhall finden? Kann nicht auch zu uns heute wieder die Welt ſagen: Ihr wollt das Evangelium unter den Heiden verkündigen? — die Zeit iſt vorbei! Heute ſtehen die Fragen des Handels und der Induſtrie im Vordergrund. Und wie ſteht es denn mit den Chriſten unſerer Tage! Einſt waren alle ein Herz und eine Seele. Aber was heute der Proteſtant baut, das ſucht morgen der Katholik wieder einzureißen. Ja, wenn ihr Männer hättet, wie Paulus war! Aber ſind eure Sendboten nicht ganz gewöhnliche Menſchen! Und werden euch die Gelehrten und Weiſen unter den Heiden nicht abweiſen, wie einſt die Stoiker und Epikureer den Apoſtel Paulus! So wird man uns entgegen rufen: Die Miſſion ſei eine Sache für kleine überſpannte Menſchen; die Menſchen, die mit den gegebenen Verhältniſſen rechnen, werden mit der Miſſion nichts zu thun haben wollen. — Man wird uns wenigſtens zugeben, daß wir die landläufigen Einwürfe kennen. Aber können wir die Miſſion aufgeben, wie einſt die Chriſtenheit lange Jahrhunderte gethan hat? Wir beten: „Unſer Vater, der du biſt im Himmel“. Es giebt keinen Gott, der nur für uns da wäre. Der Gott, dem wir uns anbefehlen, iſt der Gott für die ganze Menſchheit. Es gilt auch für die chriſtliche Kirche, daß ſie nur durch die Macht erhalten wird, die ſie einſt er-

schaffen hat. Wenn anders Gott seinen Sohn in uns offenbart und wir überzeugt sind, daß alle Bildung uns das Evangelium Jesu Christi nicht ersetzen kann, wenn uns in Not und Angst nur die Liebe Jesu helfen kann, dann müssen wir auch dafür sorgen, daß der Geist Christi mächtig bleibe in der Welt. Wir sind keine Apostel wie Paulus. Wir haben einfach das Evangelium Christi zu verkündigen, und je schlichter wir es thun, desto mehr werden wir die Herzen gewinnen. Es mag uns wohl der Wilde abstoßend erscheinen, aber Jesus hat sich mit Vorliebe zu den Verstoßenen und Verachteten gesetzt. Auch die Seele des Wilden gleicht dem Diamant. Es müssen nur die Kräfte christlicher Liebe an ihr sich auswirken, so wird sie wunderbar erglänzen. Und wenn wir auch noch so wenig Erfolg hätten, Gott will es, daß wir sein Evangelium allen Völkern anbieten. Nur der Verein aller Völker kann seine Gedanken verwirklichen. Erst wenn wir ein Herz für die Liebe Gottes haben, die allen Menschen gilt, dürfen wir beten: „Unser Vater". Dann vereinigt sich unser eigenes Leben und Streben mit den Gebeten aller Menschen. Ja, Vater, dein Reich komme. Amen.

Gesänge des Cäcilienvereins und das Lied: „Herr, den ich tief im Herzen trage", gesungen von Frl. Buß, erhöhten den Eindruck der ergreifenden Worte des Festpredigers. Die Kollekte betrug 440 Frcs.

Um 8 Uhr fand im Hotel zu den drei Eidgenossen die Begrüßungsversammlung statt. Den Willkommensgruß entbot den Gästen der Vorsitzende des Kantonalvereins Pfr. Trüb-Ennenda. Es waren von Herzen kommende und zum Herzen gehende Worte, mit denen Redner die aus naher und weiter Ferne Herbeigeeilten begrüßte. Wem das Christentum nicht bloße Form sei, der könne sich der Ausbreitung des Evangeliums gegenüber nicht gleichgültig verhalten; die Lauheit der Mission gegenüber sei gewöhnlich eine Lauheit der christlichen Grundsätze überhaupt. Möge die Liebe das Werk krönen, die Liebe, die sich durch keinen Mißerfolg entmutigen läßt. Im Namen der Gäste erwiderte Prof. Dr. Bassermann, der darauf hinwies, daß aus der Schweiz und speziell aus Glarus, dem Domizil des Begründers und jetzigen Ehrenpräsidenten Pf. Dr. Buß, der Anstoß und die Anfänge des Vereins sich herleiteten. Konsul Weber trank auf das Wohl der Damen. Pf. Veesenmeier brachte den Schweizer Freunden die Grüße der Deutschen. Manches frohe Wiedersehen wurde gefeiert, alte Freundschaften wieder erneuert.

In der Generalversammlung am 18. August, vormittags 9 Uhr, im Landratsaal des Regierungsgebäudes begrüßte der Vorsitzende Pred. Dr. Arndt die zahlreich erschienenen Teilnehmer. Glarus ist die äußere, es ist aber auch die geistige Heimat des Vereins. Das Werk der Mission bedarf des weiten Blickes: Den geben uns die himmelragenden Berge der Schweiz. Nirgends wie da kommt es uns so zum Bewußtsein, daß wir unser Christentum hinaustragen müssen in die weite Ferne. Hier gewinnen wir aber auch die rechte Vertiefung. Glarus hat seine geheiligten Traditionen aus der Reformationszeit. Es durfte Zwingli zu seinen Predigern zählen, der zuerst die Hand zur Vereinigung der Reformierten und Lutheraner reichte. Dieser weitherzige Sinn wird in unserem Verein gepflegt. Ist er doch einer der wenigen, der über die engen Grenzen der Landeskirchen hinausgeht, und darf er es sich doch zum Verdienste anrechnen, eine Union aller evangelischen Kreise angebahnt zu haben. Wir haben manche Enttäuschung erfahren. Darum geben wir jedoch keinem Pessimismus Raum, sondern werden unverzagt unser Werk weitertreiben. — Darauf verlas der Vorsitzende die eingegangenen Telegramme. Der Protektor des Vereins, Großherzog Karl Alexander von Sachsen, hatte für die Einladung in einem huldvollen Schreiben danken lassen. Auf Beschluß der Versammlung wurde ihm folgender telegraphischer Gruß entboten: „Dem hohen Beschützer evangelischer Bestrebungen in christlicher Heimat und heidnischer Ferne, dem trotz schmerzlichen Verlustes nimmermüden treuen Förderer der heiligen Sache unseres Vereins, entsendet die 13. Generalversamm-

lung des Allgemeinen evangl.-prot. Miss.-Vereins zu Glarus den ehrfurchtsvollsten Ausdruck der Huldigung und Dankbarkeit." Am anderen Tage traf darauf folgende Erwiderung Sr. Kgl. Hoheit ein: „Dem Allgem. evang.-prot. Miss.-Verein danke ich von Herzen für seine Begrüßung und sende ihm die innigsten Wünsche für den Erfolg seiner Bestrebungen. Carl Alexander." Pf. Dr. Buß hieß darauf die Generalversammlung im Namen des Schweizer Landesvereins, des Glarner Kantonalvereins und der Stadt Glarus herzlich willkommen. Im Auftrage des Weimarischen Kirchen-Regiments entbot Kirchenrat Oberhofpred. Dr. Spinner dem Verein einen Gruß.

Es folgte der Vortrag des Prof. Dr. Pfleiderer: „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt", der S. 193 ff. dieses Heftes vollständig abgedruckt ist. Prof. Dr. Furrer-Zürich gab dem Vortrage, der den größten Beifall fand, noch eine Ergänzung, indem er hervorhob, daß es vor allem die Persönlichkeit Jesu Christi sei, die in der Predigt in den Vordergrund zu stellen ist, namentlich der Legenden- und Mythenbildung gegenüber, die um das Haupt des religiösen Genius des Ostens, Buddhas, geflochten worden ist. Christus, Mohammed und Buddha seien die drei großen Namen, die schließlich den letzten Kampf um die Menschheit ausfechten würden, und wenn Christus gepredigt werde, wie er war, ist und sein wird, so werde der Sieg nicht zweifelhaft sein. Prof. Dr. Pfleiderer bekundete sein volles Einverständnis mit diesen Ausführungen. Die Versammlung sprach ihre Zustimmung zu den Worten der beiden Redner aus.

Den Schluß des öffentliches Teils der Generalversammlung bildete die Berichterstattung des Vorsitzenden Pred. Dr. Arndt über die wichtigsten Ereignisse des verflossenen Jahres auf Grund des allen Anwesenden eingehändigten Jahresberichts. — Festgaben hatten gesandt der Mannheimer Frauenverein und ein ungenannter Freund aus Pforzheim im Betrage von je 100 M.

Um 11 ½ Uhr fand im gleichen Raume der geschäftliche, nicht öffentliche Teil der Generalversammlung statt. An derselben beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweig- resp. Landesvereine: Baden (10 St.), Berlin (17 St.), Bremen (6 St.), Frankfurt a. M., (7 St.), Gotha (4 St.), Mannheim (1 St.), Schweiz (16 St.), Weimar (10 St.), Wiesbaden (5 St.). Außerdem war eine Anzahl von Vereinsmitgliedern mit beratender Stimme zugegen. Aus den Verhandlungen teilen wir an dieser Stelle nur mit, daß der statutengemäß aus dem Centralvorstande ausscheidende Präsident Pred. Dr. Arndt durch Akklamation wieder auf 3 Jahre gewählt wurde. Ebenso vollzog sich die Ersatzwahl der 5 statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Bassermann, Prof. Dr. Kesselring, Pastor Dr. Manchot und Konsul R. Schöller. Für die weiteren Beschlüsse verweisen wir auf das Rundschreiben des Centralvorstandes an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner S. 255 f.

Nachmittags 2 Uhr begann das Festessen im „Glarnerhof". Pf. Trüb toastete auf das Vaterland, Pred. Dr. Arndt brachte ein Hoch auf den Protektor des Vereins Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar aus, Pred. Dr. Kind dankte in humorvoller Weise für den herzlichen Empfang im Glarnerland, Kons.-Rat Dr. Ehlers feierte die Frauenvereine. Zwei weißgekleidete Mädchen überreichten jedem der ca. 70 Teilnehmer am Mahle ein Sträußchen nebst einem vom Glarner Verkehrsverein gewidmeten Kouvert, enthaltend den Führer durch das Glarnerland und eine Exkursionskarte. — Um 4 Uhr wurde ein gemeinsamer Spaziergang aufs „Bergli" unternommen, das einen schönen Blick auf Glarus und ins Linthal bietet. Auch hier wurde noch manches heitere und ernste Wort von Pf. Schönholzer, Kirchenrat Beglinger u. a. gesprochen. Nicht wenig überrascht wurden wir durch das plötzliche Erscheinen Fridolins, des Glarner Schutzpatrons, der in echter historischer Tracht aus dem Walde herabkam und die Versammlung mit folgenden Reimen, verfaßt von Pf. Dr. Buß, begrüßte:

Gruß St. Fridolins

an den Allgem. evang.-protestantischen Missionsverein.

Seid mir gegrüßt, hochedle Herrn!
Gegrüßet, tugendreiche Damen,
Die, wie ich seh', zu schönem Fest
In Glarus heut' zusammenkamen.
Von tausendjähr'gem Schlaf erwacht,
Ein Fremdling in vergangner Tracht
Und ungewohnt der jetz'gen Sitte,
Tret' schüchtern ich in eure Mitte.

Längst deckt mich schon die Erde zu;
Mein Grab liegt fern von hier am Rheine;
Doch hatt' im Grab ich nicht mehr Ruh'.
Urplötzlich ging durch mein Gebeine
Ein seltsam Regen leicht und froh;
Es war, als riefen irgendwo
Verwandte Geister mich nach oben;
Ich spürte Kräfte, die mich hoben.
Und wie ich nun entstieg der Gruft,
Auf's neue atmend Erdenluft,
Und forschte, wer in heißem Drange
Nach mir, dem Toten, wohl verlange,
Da wies mich unsichtbare Hand
In mein geliebtes Glarnerland.

Ha! dacht' ich, sollt's wohl Landolf sein,
Der noch mein Erbteil mir bestreitet,
Daß neu ich vor Gericht erschein',
Von Ursus nach Rankweil begleitet?
Der alte Streit war doch geschlichtet,
Des Landolf Habsucht streng gerichtet,
Das Land mir bleibend übergeben
Mit Grund und Grat für Tod und Leben.
So nahm ich denn den Stab zur Hand,
Verließ Säckingens grünen Strand,
Beschwert mit der Reliquientasche,
Drin von Hilarius' heil'ger Asche,
Und mit dem Evangelienbuch,
Zu lehren sie manch schönen Spruch,
Zum wahren Gott sie zu bekehren,
Wenn noch wie einst sie Heiden wären.

Nun seh' ich mich zum zweiten Male
In diesem mir geschenkten Thale,
Wo ich in längst vergang'ner Zeit
Das erste Gotteshaus geweiht,
Wo einst die Hirten mir gelauscht,
Den Mordstahl mit dem Kreuz vertauscht,
Für Wodan Christus angenommen,
Vom Licht der Wahrheit übernommen.
Aus Irland war ich hergekommen,
Der grünen Insel, Herd der Frommen,
Ein Fürstensohn von edlem Blut,
Entflohn der Welt und ihrem Gut,
Im Dienst des höchsten Herrn zu stehn,
Für ihn in alle Welt zu gehn,
War durch des Meeres wilde Wogen,
Zuerst nach Frankenland gezogen —
Zum Grabe des Hilarius,
Zu weihn ihm Dankgebet und Gruß.
Es hatt' Chlodwig, der Franken König,
Mir Allemannien drauf gezeigt,
Des rohes Kriegervolk noch wenig
Dem Weg des Heiles war geneigt,
Daß ich zum Glauben sie möcht' führen,
Die harten Herzen ihnen rühren.
So war nach langen Wanderungen
Ich bis nach Glarus vorgedrungen,
Der erste, der in diesem Land
Dem Christentum den Weg gebahnt.
Vierzehn Jahrhundert sind es her,
Jahrhunderte zu großer Ehr'
Für mich geringen Erdensohn,
Der nie gefragt nach Menschenlohn.
Denn, wie ich sehe, bin ich jetzt,
In's Landeswappen hier versetzt;
Es wird mein Bild an Festestagen
Dem Volk zur Schau vorangetragen,
Daß es sich dankbar d'ran erhebe,
Mein Name stets bei ihm fortlebe.

Nun bin ich da in Glarus Gauen
Und weiß den Augen kaum zu trauen,
Was alles ich hier find' zu schauen.
Die alten Berge himmelhoch,
Sie steh'n am selben Platze noch,
Ihr Scheitel noch bedeckt mit Schnee,
Ihr Fuß bespült von klarem See.
Doch was da lebt und webt im Thale,
Das seh ich wie mit einem Male
In's schönste Gegenteil verkehrt,
Von höherm Geiste all verklärt.
Dem rohen Faustkampf ist gewehrt,
Die einst'gen Greu'l sind überwunden,
Blutrach' und Sklaverei verschwunden,
Mord, Raufluft, Spiel und Trunk gehemmt,
Wie man die Flüsse eingedämmt;
Die Götterhaine umgehauen,
Entthront die Macht der weisen Frauen,
Die über Krieg und Tod gesprochen,
Donars Altäre all gebrochen.
Ein friedlich Volk mit sanften Sitten,
Von andern Völkern wohl gelitten,
Wohnt hier in schmucken Dörfern, Städten,
Mit Kirchen, Schulen, Pflegestätten,
Asylen für die Waisen, Armen,
Erbaut von christlichem Erbarmen.
Was ich begann in schwachem Wagen,
Hat wunderbar doch Frucht getragen.
Des kann ich nur mich herzlich freu'n
Und wünsche ferner reich Gedeih'n.

Und hier nun gar, wo einſt nur Feinde,
Wo Heiden nur, jetzt Heidenfreunde!
Das Volk in Eintracht ſchön beiſammen,
Erfüllt von treuer Liebe Flammen,
Heilig bemüht, mit lieben Gäſten
Aus nah und fern, aus Oſt und Weſten
Der Heidenwelt auf hundert Wegen
Des Vaters Lieb' in's Herz zu legen,
Sie zu erneu'n nach Chriſti Bild
Zu heil'gem Leben fromm und mild,
Und in ihr ſchmerzvoll dunkles Ringen
Des Glaubens Licht und Troſt zu bringen,
Den ſüßen Troſt des ew'gen Lebens,
Den ſie bis jetzt erſehnt vergebens.

Ich ſeh, wie ich gethan, euch handeln,
In meiner Füße Spur euch wandeln,
Der Hoffnung Blick nach Oſten wenden,
Ihm Glaubensboten zuzuſenden,
Zu ſchaffen ſo an eurem Teil,
Der fernſten Völker Glück und Heil.

Willkommen drum, die hier im Namen
Auch meines Herrn zuſammenkamen!
Willkomm'! Ihr ſeid nach meinem Sinn,
Es ſegnet euch St. Fridolin.

Die volkstümliche Verſammlung abends 8 Uhr im Saale des Schützenhauſes erfreute ſich, wie die übrigen Zuſammenkünfte, der regſten Beteiligung. Das Begrüßungswort ſprach Dekan Heer aus Betſchwanden, der zugleich die Glückwünſche der Kirchenkommiſſion des Kantons überbrachte. Feſſelnd war der Vortrag des Oberhofpred. Dr. Spinner über ſeine Wanderung durch Indien. Redner zeigte an den Begegnungen, die er dort mit den verſchiedenſten Perſonen und Bevölkerungsſchichten gehabt, wie groß der indirekte Einfluß der proteſtantiſchen Miſſion in Indien iſt. Was in den Berichten der Miſſionare ſteht, iſt gewöhnlich nicht das Bedeutendſte, was geleiſtet wird. Viel bedeutender iſt oft das, was nicht geſchrieben wird, und was nur der ſieht, der draußen unter Heiden lebt. Wenn man da erlebt, wie die Miſſion die Hindus dazu bringt, daß ſie die Kaſtenvorurteile fallen laſſen, ſo iſt etwas Größeres noch nicht dageweſen, ſolange die Welt ſteht. So manches Bild hat Redner auf ſeiner Reiſe geſchaut, das ihm zeigte, daß der ſtille Einfluß der Miſſion in Indien ein weit größerer iſt, als es nach den Berichten oft erſcheinen könnte. Dieſe Bilder ſtanden vor ihm wie ein verklärender Schimmer bei ſeiner Weiterfahrt, und er hörte die Worte: „Die Heiden werden wandeln in deinem Lichte und die Könige in dem Glanze, der über dir aufgeht".

Der Japaner Munio Kubo gab eine Entwicklung der Miſſion in Japan, die ſchon im 16. Jahrhundert von den Jeſuiten begonnen worden iſt, dann aber bis vor etwa 30 Jahren ruhte. Heute ſtehen dem Miſſionar ganz andere Schwierigkeiten im Wege als damals. Japan iſt politiſch und wirtſchaftlich in den Weltverkehr eingetreten; aber was es von der modernen Kultur angenommen hat, iſt nur ihre materielle Seite. Das wirkliche Weſen und der eigentliche Wert der modernen Civiliſation, der chriſtliche Geiſt, läßt ſich nicht ſo leicht erkennen. Daher leiten ſich auch die verhältnismäßig größeren Erfolge der jeſuitiſchen Miſſion. Bisher iſt von den Proteſtanten noch nicht viel erreicht. Es iſt noch ein weiter Weg, bis das Kulturleben Japans ſich in chriſtlichem Geiſte entwickeln wird. Pfr. Röhrich aus Genf ſchilderte in bewegten Worten in franzöſiſcher Sprache die Schwierigkeiten, womit der Verein in der franzöſiſchen Schweiz zu kämpfen hat. Bankdirektor Sarer aus St. Gallen feierte die Gemeinſchaft des Fühlens und Denkens bei Schweizern und Deutſchen. Den Schluß bildete eine mit großem Beifall aufgenommene Anſprache von Prof. Dr. Pfleiderer, der in ſchönen Worten an die großen Geiſteshelden der Schweiz, an Calvin und Rouſſeau, an Zwingli und Peſtalozzi, an Alexander Schweizer und Biedermann, an Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer erinnerte und zeigte, wie auch Deutſchland der Schweiz ſo vieles verdanke. Sein Hoch galt allen denen, die zum Gelingen der Verſammlung beigetragen hatten, dem Verein „Frohſinn" für ſeine Geſang- und Orcheſter-Vorträge, Frl. Buß für ein trefflich geſungenes Lied.

Es sind schöne dauernde Eindrücke, die wir vom Glarner Feste mit in die norddeutsche Heimat genommen haben. Wir sind überzeugt, daß von dem Feste nachhaltige Anregungen zur inneren weiteren Ausbreitung ausgehen werden. Groß ist unsere Aufgabe! Wir können viel Liebe und viel Teilnahme gebrauchen, — möchte darum auch das Glarner Fest zur Erhöhung des Eifers der Mitarbeiter an unserem Werke allerorts beitragen und uns neue Freunde erwerben!

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 18. August 1897.

Über die Beschlüsse der Generalversammlung am 18. August in Glarus hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 10. September 1897 gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„1. Es ist uns eine große Freude, Ihnen melden zu können, daß wir nunmehr in der Person des Stadtvikars Hans Haas aus Aschaffenburg, der einstimmig von uns zum Missionar für Japan gewählt wurde, einen geeigneten Nachfolger für Pf. Dr. Christlieb in Tokyo (vgl. S. 21 des Jahresberichts) gefunden haben. Stadtvikar Haas hat seine Studien auf der Universität Erlangen betrieben, sich aber später theologisch und philosophisch selbständig weiter entwickelt. Zuletzt war er in Aschaffenburg als Stadtvikar und als Reiseprediger im Spessart thätig und hat sich auf diesem schwierigen Posten bewährt. Ende Oktober denkt er nach Berlin überzusiedeln, um sich gänzlich der Vorbereitung auf sein neues Amt zu widmen.

2. Unsere neue Missionarin Frl. Agnes Heydenreich (vgl. S. 12 des Jahr.-Ber.) wird ihre Ausbildung in Berlin, Weimar und London erhalten und sich über die verschiedenen Zweige der äußeren und inneren Mission unterrichten, damit sie unseren Missionaren eine thatkräftige Stütze in der praktischen Missionsarbeit sein kann.

Wir hoffen beide, Herrn Pfarrer Haas und Frl. Heydenreich, Ende 1898 aussenden zu können.

Wie Sie aus den Darlegungen unseres Jahresberichts S. 17 ff. ersehen, ist die allgemeine Lage in Japan für die Mission nicht sehr günstig. Wir sind aber fest überzeugt, daß nach der jetzigen Zeit der Ebbe die Zeit der Flut wiederkommen wird, und hoffen, daß unsere neuen Sendboten alsdann zur rechten Zeit in die Arbeit auf japanischem Boden eintreten. Freilich wird durch die Reisen, die Unterhaltung von 3 Missionsehepaaren und einer Missionarin und die Besoldung der 3 neuen japanischen Gehilfen der Etat unserer japanischen Mission, der jetzt 14 800 M. beträgt, sich im laufenden Jahre auf 21 850 M. erhöhen und vom kommenden Jahre ab ca. 24 000 M. betragen. Es wird daher nötig sein, alle Kräfte anzuspannen, um diesen Anforderungen unserer Mission gerecht zu werden, und wir bitten Sie, vor allem dafür zu sorgen, daß sich Ihre regelmäßigen Jahresbeiträge erhöhen, weil wir dauernde Verpflichtungen auf uns nehmen.

3. Die Generalversammlung hat beschlossen, die Verbreitung Faber'scher Schriften nach Kräften zu unterstützen; konnte aber bei der knappen Finanzlage nur 300 M. dafür bewilligen, obgleich Pf. Kranz schreibt, daß jährlich mindestens 3000 M. für diesen Zweck aufgewandt werden sollten. Daher bitten wir Sie dringend, immer wieder zur Sammlung von Gaben hierfür anzuregen.

4. Für den Bau der deutschen Kirche in Shanghai sind bisher 10 000 M. eingekommen; es sind daher außer den von der Gemeinde selbst aufgebrachten Geldern immer noch über 100 000 M. dafür nötig. Wir bitten Sie wiederholt, für dieses zugleich nationale Werk auch solche Kreise zu interessieren

und zu Spenden aufzufordern, die sich bisher an unserer Mission noch nicht beteiligt haben. Gaben sind an den Schatzmeister des Komitees für Erbauung der Kirche Herrn Bankdirektor Rheders, Berlin W., Unter den Linden 35, zu senden.

5. Für das Seemannsheim in Shanghai, das sich sehr erfreulich entwickelt, hoffen wir auch im kommenden Jahre eine Unterstützung des Komitees für deutsche evangelische Seemannsmission (vgl. S. 13 des Jahr.-Ber.) zu erhalten.

6. Von vielen Seiten sind kleinere, mehr populär gehaltene Flugschriften zu 5 und 10 Pf. gewünscht worden. Wir werden diesen Wünschen entsprechen und demgemäß mit der Herausgabe solcher Flugschriften beginnen.

7. Die Photographie-Sammlung der mitteldeutschen Geschäftsstelle, etwa 200 Bilder nebst Katalogen umfassend, ist in den Besitz des Centralvorstands übergegangen und wird von diesem auf Wunsch jedem Zweigvereine und Vertrauensmanne zum Zweck der Vorzeigung bei Versammlungen zugesandt. Wir bitten, von diesem Anerbieten recht fleißigen Gebrauch zu machen.

8. Die neue Geschäftsordnung ist von der Generalversammlung einstimmig genehmigt worden. Wir ersuchen Sie, sich von nun an nach allen Bestimmungen derselben richten zu wollen in der Hoffnung, daß durch diese einheitliche Regelung unserer Geschäfte dem Vereinswerke selbst ein segensreicher Gewinn erblühen wird.

9. Gemäß §. 23 der Geschäftsordnung übersenden wir Ihnen einen kurzen Auszug aus dem Jahresbericht und der Jahresrechnung, den wir Ihnen unentgeltlich und in jeder gewünschten Zahl zur Verfügung stellen. Ebenso machen wir Sie wiederholt auf unseren Werbebrief, das Konfirmanden-Flugblatt und die Sammelbücher aufmerksam, die Sie gleichfalls portofrei und unentgeltlich von uns beziehen können.

10. Der Vortrag von Prof. Dr. Pfleiderer auf der Glarner Generalversammlung: „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt", der großen Beifall und allseitige Zustimmung gefunden hat, ist bei unserer Verlagebuchhandlung A. Haack, Berlin NW., Dorotheenstr. 55, (Separat-Abdruck aus Z. M. R. vgl. oben S. 193—202) erschienen und kostet 30 Pf. im Einzelkauf, bei sofortiger Entnahme von 50 Exemplaren tritt ein ermäßigter Preis von 10 Pf. pro Exemplar ein. Wir erlauben uns, Sie bei dieser Gelegenheit auch auf die schönen großen Photographien der neuen Kirche in Tokyo aufmerksam zu machen, die von uns zu beziehen sind und aufgezogen 1,50 M. pro Exemplar kosten.

11. Unsere Missions-Bibliothek in Straßburg, die in Verbindung mit der Kaiserl. Universitäts- und Landes-Bibliothek steht, ist komplettiert und neugeordnet worden. Es würde uns freuen, wenn dieselbe nunmehr auch recht fleißig benutzt würde. Für Entleihung genügt Bestellung per Postkarte, die an die Verwaltung der kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu adressieren ist.

12. Endlich teilen wir Ihnen noch mit, daß die General-Versammlung die Einladung des Zweigvereins in Frankfurt a. M. zur Feier des XIV. Centraljahresfestes 1898 daselbst (voraussichtlich im Oktober) mit großem Danke angenommen hat. Wir hoffen, daß dieses Fest wegen der günstigen Lage des Festortes sich eines recht zahlreichen Besuchs erfreuen wird".

In dem Artikel von Missionar J. Genähr, Die Religion der Chinesen, S. 79ff. sind leider folgende z. T. sinnentstellende Druckfehler untergelaufen, die wir zu verbessern bitten: S. 81, 12. Z. v. o. **theistische** für **taoistische**, ebenda 14. Z. v. o. **Walten** für **Wolken**, ebenda 7. Z. v. u. **verflacht** für **verpflanzt**, 15. Z. v. u. **da, wo** für **der, wo**, S. 84, 10. Z. v. u. **Bd. II** für **Bd. VI**, 23. Z. v. u. **durch** für **d. h.**, S. 85, 25. Z. v. o. **Si** für **Li**, 26. Z. v. o. **Schang** für **Laang**, S. 87, 19. Z. v. u. **Hon** für **Hou**, S. 89, 9. Z. v. u. **moralische** für **normale**, 26. Z. v. u. **T'in Hau** für **Plin Han**, S. 90, 21. Z. v. o. **durch** für **bei**, S. 91, 21. Z. v. o. **Japan** für **China**, 19. Z. v. u. **chinesischen Heidentums** für **heutigen Buddhismus**.